This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler J. 6239 (21)

CRESCO
William Charles Henry.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler J. 6239 (21)

C. M. WIELANDS

# SÄMMTLICHE WERKE

---

## SUPPLEMENTE

FÜNFTER BAND.

---

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

# INHALT.

KLEMENTINE VON PORRETTA.

PANDORA.

DIE BUNKLIADE.

AUSZÜGE AUS JAC. FORSTERS REISE UM DIE WELT.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 AUG 1962
OF OXFORD
LIBRARY

# KLEMENTINA VON PORRETTA.

1760.

---

EIN DRAMA

aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen.

## PERSONEN.

Der Markgraf von Porretta.
Der Bischof
Der General } dessen Söhne.
Jeronymo
Sir Karl Grandison.
Graf von Belvedere.
Pater Mareskotti.

Die Markgräfin von Porretta.
Klementina.
Kamilla, deren Hofmeisterin.
Laura, Kammerfrau.

Der Schauplatz ist zu Bologna, im Pallaste des Markgrafen.

# ERSTER AUFZUG.

## ERSTER AUFTRITT.

(Der Schauplatz ist ein Sahl im Pallaste von Porretta.)

DER GRAF VON BELVEDERE, DER PATER MARESKOTTI.

Belvedere. Sagen Sie mir nichts mehr von Geduld und Verläugnung, Pater Mareskotti. — Ich schwöre Ihnen, Klementina soll die Meinige, oder wenigstens nicht diesem Englischen Protestanten werden! Der bloße Gedanke an das, was die Folge seiner Zurückkunft seyn könnte, bringt mich zur Verzweiflung. — (Etwas gelaßner.) Verzeihen Sie mir, ehrwürdiger Vater. — Aber ich kann und will nicht ohne Klementinen leben!

P. Mareskotti. Sie wissen, Herr Graf, wie sehr ich immer Ihr Freund war; Sie wissen, wie sehr die ganze Familie von Porretta für Sie eingenommen ist! Der Markgraf, die Markgräfin, der Bischof, der General, alle haben ihr

Herz auf die Vermählung ihrer Tochter und Schwester mit einem so würdigen Mann, als der Graf von Belvedere ist, gesetzt. Ganz Italien hat keinen edeln Jüngling, der an Geburt und persönlichen Verdiensten der vortrefflichen Klementina würdiger wäre, als Sie. Aber bedenken Sie den Zustand der unglücklichen jungen Gräfin! Sie kennen diesen aufserordentlichen Mann, diesen Grandison. Ich selbst, so grofse Ursache ich hatte, wider ihn eingenommen zu seyn, ward endlich von seinen Verdiensten überwältiget. Ich mufste ihn bewundern, wie alle Welt ihn bewundert. Er hatte der Familie Dienste geleistet, die eine aufserordentliche Dankbarkeit forderten. Diefs schien das Übermafs zu rechtfertigen, womit alle Glieder eines grofsmüthigen und wahrhaft edeln Hauses ihre Verbindlichkeit gegen einen Mann bezeigten, dessen Grofsmuth und Tapferkeit sie das Leben ihres geliebtesten Sohns, ihres Jeronymo, zu danken hatten. Sie vergafsen, dafs derjenige, den sie als Freund, Sohn und Bruder in die Familie aufnahmen, ein Ketzer, ein hartnäckiger Ketzer, ein Feind der Kirche, ein Verworfener war, mit dem die strenge Heiligkeit der Religion eine so enge Verbindung verdammt. Die Welt fand sie unvorsichtig, der Himmel strafbar. Ich wenigstens kann mich nicht enthalten, die unglückliche Leidenschaft der jungen Gräfin für ein Gericht eines belei-

digten Gottes anzusehen — Ach, Herr Graf! sie war eine Heilige, ehe sie diesen zauberischen Mann kannte. — Wahr ist's, sie kämpfte mit der strafbaren Leidenschaft; sie bewaffnete sich mit der ganzen Stärke der Religion; sie stritt mit dem Muth und der Standhaftigkeit eines Engels: aber die Natur erlag unter dem entsetzlichen Kampfe, und ihre Vernunft mufste das Opfer ihrer Tugend werden!

Belvedere. O halten Sie inne! Ich kann den abscheulichen Gedanken nicht ertragen — Klementina! — das glorwürdige Geschöpf! — so tief erniedriget! — Und durch wen? — Sie war die Zierde von Italien, der Stolz ihres Hauses; von allen, die sie sahen, bewundert; von allen, die sie kannten, geliebt; von den schönsten und vollkommensten ihres Geschlechts beneidet. Welch ein Wunder der Natur hat dieser Elende zu Grunde gerichtet! Meine Seele empört sich wider ihn! Er soll —

P. Mareskotti. Ihre Hitze macht Sie ungerecht, lieber Graf! Grandison verdient weder Ihre Vorwürfe, noch Ihre Rache. Ich gestehe es, Anfangs war er mir verdächtig. Es war unglaublich, dafs der lange Umgang mit der jungen Gräfin nicht den Wunsch, ein so seltnes Gut zu besitzen, in ihm erweckt haben sollte; und, wofern er diesen Wunsch hegte, noch unglaublicher, dafs er keine Kunstgriffe versucht haben sollte, sich nach und nach in ihr

Herz einzustehlen. Ich theilte meinen Verdacht dem Markgrafen und dem Bischofe mit. Wir beobachteten ihn aufs genaueste, wir legten ihm sogar Fallstricke; aber die Prüfung zeigte ihn unschuldig und untadelig. Doch wozu sag' ich Ihnen alles dieses? Sie können nicht vergessen haben, daſs Grandison Ihnen selbst Dienste geleistet, daſs er mit einem Eifer für Ihr Bestes mit der Gräfin Klementina gesprochen hat, die ihm ihren Unwillen zuzog.

Belvedere. Ach mein ehrwürdiger Freund! Was sollte ich nicht vergessen, da ich meiner selbst vergessen habe! — Die Liebe zu einer Klementina, — eine hoffnungslose Liebe, und doch von allen ihren Verwandten aufgemuntert, — der Kaltsinn, der Abscheu derjenigen, die ich anbete, und, was mich noch mehr ängstiget, ihr Unglück, die Zerrüttung ihrer schönen Seele, und nun, was mich beynahe wahnsinnig macht, die Ankunft dieses glücklichen Nebenbuhlers, sein Triumf, und meine Schmach! — O, wenn alles dieſs nicht genug ist, die heftigste Leidenschaft zu rechtfertigen — Aber ich bitte Sie, Mareskotti, war denn kein andres Mittel in der Welt, die englische Klementina wieder herzustellen, als die Zurückberufung dieses Grandisons?

P. Mareskotti. Können Sie glauben, daſs die Familie von Porretta sich zu einem so demüthigenden Schritt entschlossen hätte, wenn

ihr irgend ein anderes Mittel übrig geblieben wäre? Sie kennen den gerechten Stolz eines Hauses, das an Alterthum und Glanz den gröfsten Italiens gleich ist: denken Sie, was es ihnen kosten mufste, einen solchen Schritt gegen einen Mann zu thun, der, so grofs er in Absicht seines persönlichen Karakters seyn mag, in allen andern Stücken unter ihnen ist; gegen einen Fremden, einen Engländer, einen Ketzer, der hartnäckig und übermüthig genug gewesen war, ihre Klementina, ihren Liebling, das Kleinod ihrer Familie auszuschlagen, als sie ihm unter der einzigen Bedingung angeboten wurde, die einen so herablassenden Antrag rechtfertigen konnte. Ich selbst widersetzte mich lange dem anhaltenden Bitten Jeronymo's, der die Zurückberufung seines Freundes als das einzige Mittel, seine Schwester und ihn selbst zu retten, mit ungestümer Zärtlichkeit erflehte. Der Bischof, der General unterstützten mich; der Markgraf selbst konnte sich nicht zu einer Erniedrigung entschliefsen, die diesen stolzen Protestanten in der Familie so wichtig machte. Wir hofften, die Zeit würde ein Heilungsmittel für die bedauernswürdige Klementina bringen. Aber wir hofften umsonst. Die Noth, welche die verzweifeltsten Mittel rechtfertigt, gab uns zuletzt ein, die Strenge zu versuchen. Klementina wurde nach Urbino in das Haus der Gräfin Sforza, ihrer Tante, gebracht. Die grausamen

Begegnungen, die sie daselbst ohne unser Wissen erduldete, vollendeten ihr Unglück. Der traurige Zustand, worin sie in das Porrettische Haus zurück gebracht wurde; die immer zunehmende Krankheit ihres Bruders; die auf ewig verlorne Ruhe einer Familie, die in allen ihren Zweigen so glücklich gewesen war; ein vom Kummer verzehrter Vater, eine trostlose Mutter; der Anblick ihres Jammers, ihre Thränen, ihre Klagen; der stumme Gram, der desto wüthender in ihrem Inwendigen nagte — Ich gestehe Ihnen, Herr Graf, mein Herz erlag unter diesem Anblick. Ich vereinigte mich zuletzt mit Jeronymo, und ich hoffe in Demuth, der Himmel, den ich unablässig flehte, habe mir selbst in den Sinn gegeben, zu einem Mittel zu rathen, welches, so widrig es ist, doch das einzige scheint, wovon wir eine heilsame Wirkung hoffen können.

Belvedere. Ach Mareskotti! Was soll ich thun? Was soll ich nicht thun? Ich bin ohne Besonnenheit. — Meine Lage ist ohne Beyspiel! Ich bete die göttliche Klementina an; ohne sie ist das Leben nichts für mich; und ich selbst muſs das Mittel gut heiſsen, welches mich ihrer auf ewig berauben wird! Ich hasse in diesem Grandison einen Nebenbuhler, und muſs seine Tugenden bewundern! — Ja, ich liebe Klementinen, liebe sie mehr als mich selbst — Aber, bey allen Heiligen des Himmels, ich kann

dem Triumf meines Nebenbuhlers nicht zusehen! Irgend eine verzweifelte That soll meine Ungewifsheiten enden, und meiner Schande zuvorkommen.

P. Mareskotti. Lassen Sie Sich erbitten, liebster Graf! Fassen Sie Sich! Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Die Familie hat keinen Entschlufs gefafst, der Ihre Verzweiflung entschuldigen könnte. Vertrauen Sie dem Himmel und meiner Freundschaft. Sie wissen, dafs meine eifrige Ergebenheit für das Haus von Porretta mir einiges Ansehen in demselben giebt. Verlassen Sie Sich darauf, dafs ich die Sache der Religion, und die Ehre einer Familie, die mir die Sorge für ihre Seelen anvertrauet, nicht so sehr verrathen werde, um zuzugeben, dafs die Gräfin Klementina mit einem ketzerischen Manne vermählt werde, bey dem sie in Gefahr wäre, die eitle Glückseligkeit einer befriedigten Leidenschaft mit dem Verlust ihrer Seele zu büfsen. Mein Gewissen, Herr Graf, arbeitet noch stärker zu Ihrem Vortheil als die Freundschaft selbst. Aber ich sehe den Bischof kommen. Er scheint bestürzt, Sie noch hier anzutreffen.

## ZWEYTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DIE VORIGEN.

Der Bischof. Um Ihrer eignen Ruhe willen, liebster Belvedere, bitte ich Sie, Sich hinweg zu begeben. Wir erwarten alle Augenblicke einen Gast, dessen Anblick Ihnen nicht so angenehm seyn kann, als er uns seyn mufs.

Belvedere. Ich bin in einen Zustand gebracht, worin auch der Feigeste sich zu fürchten aufhört.

Der Bischof. Eben das ist es, warum ich eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und dem Chevalier Grandison verhindern möchte. Wir sind ihm dafür verpflichtet, dafs er sich aus Gefälligkeit gegen uns in einer so beschwerlichen Jahrszeit seinem Vaterland und den Armen seiner Freunde entrissen hat. So sehr hat uns unser Unglück gedemüthiget, dafs wir die Ankunft dieses Mannes als eine Herablassung ansehen müssen. Sie begreifen selbst, dafs es uns unruhig machen würde, wenn Herr Grandison bey seinem Eintritt in unser Haus —

Belvedere. Vergeben Sie mir, gnädiger Herr! — Ich bin unglücklich. Haben Sie Mitleiden mit mir! Eine Klementina zu verlie-

ren! — So wenig ich bisher Hoffnung hatte, so hatte ich doch Hoffnung. Ihre Gütigkeit munterte mich auf! — Aber jetzt — ein glücklicher Nebenbuhler kommt, und ich bin verloren.

Der Bischof. Sie sollten von unserer Freundschaft überzeugt seyn, liebster Graf! — Aber — die Hand des Schicksals liegt auf uns. Wir sind nicht Meister über unsere Maßregeln. Wären wir es, so wäre unsere Klementina glücklich, und Sie wären es durch ihren Besitz. Wir wissen nicht, was der Ausgang dieser unglücklichen Geschichte seyn wird. Zwar hat Grandison durch die hartnäckige Verwerfung unsrer Bedingungen alle Ansprüche an Klementinen verloren. Wir sind frey. Aber er hat andere Vorschläge gethan; und vielleicht zwingt uns noch die Noth, sie anzunehmen, so sehr wir sie Anfangs verworfen haben. Wenn dieß das einzige Mittel wäre, unsere Klementina wieder herzustellen — Ich muß es Ihnen noch einmal sagen, wir haben keine Freyheit, unsern Neigungen zu folgen. Aber glauben Sie mir, wir selbst werden nicht anders glücklich seyn, als wenn Sie es werden. Lassen Sie Sich dieß beruhigen!

P. Mareskotti. Kommen Sie, Herr Graf! Ich will Sie in den Park begleiten. Der Anblick der Natur und die Stille eines einsamen Haines sind oft geschickter unsere Leidenschaf-

ten zu besänftigen, als die bündigsten Vernunftschlüsse.

Belvedere. Führen Sie mich wohin Sie wollen. Für mich ist jeder Ort gleich.

Sie gehen ab.

---

## DRITTER AUFTRITT.

Der Bischof allein.

Ich darf dem Grafen nicht die Hälfte meiner wahren Gedanken sehen lassen — Ich bedaure ihn — aber wer ist mehr zu bedauern, als wir? Unglückliche und doch unschuldige Klementina! wie tief hast du uns niedergedrückt! — Indessen hat Grandison ein Recht an unsere stärkste Dankbarkeit. Wollte der Himmel — Aber hier ist er schon! Der königliche Mann! Wie sehr scheint er gleich beym ersten Anblick das zu seyn, was er ist! —

---

## VIERTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, GRANDISON.

Der Bischof. Willkommen in Italien und in Bologna, theuerster Grandison! Wie grosmüthig, wie freundschaftlich ist es von Ihnen, dass Sie unsere Bitte mit einer so verbindlichen Eilfertigkeit erfüllt haben! — Glauben Sie indessen, dass der Chevalier Grandison der einzige ist, gegen den wir fähig waren, einen solchen Schritt zu thun.

Grandison. Die Freundschaft und das Zutrauen, gnädiger Herr, womit Ihre erlauchte Familie mich beehrt, berechtigt sie von ihrem Grandison alles zu erwarten, was ihn derselben würdig zeigen kann.

Der Bischof. Wir sind Ihnen alle unendlich verbunden, Herr Grandison! Sie sind der Errettet meines Bruders gewesen, und jetzt entrissen Sie Sich Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden, Ihrer Ruhe, und setzen bey dieser Jahrszeit selbst Ihr Leben in Gefahr, um Ihre Wohlthat vollständig zu machen. Wie werden wir jemahls im Stande seyn, Ihnen eine Dankbarkeit zu zeigen, die solcher Dienste würdig sey? — Dieser Gedanke, Herr Grandison, macht uns unglücklicher, als Sie glauben können.

Grandison. Sie demüthigen mich, gnädiger Herr, wenn Sie von Verbindlichkeiten reden. Wenn ja das, was ich gethan habe, eine andere Belohnung verdiente, als das Vergnügen, womit das Herz sich selbst belohnt, so ist es bloſs in der Macht des Himmels, sie zu geben. Wenn unser Jeronymo uns wieder geschenkt wird, wenn die Gräfin Klementina wieder die Freude ihrer Verwandten ist, und ich das Vergnügen habe, sie alle nach ihrem Herzen und nach meinem Wunsche glücklich zu sehen, so bin ich auf die vollständigste Art belohnt. Aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, wie lebt der Baron von Porretta? Wie befindet sich die junge Gräfin?

Der Bischof. Jeronymo — Ach, der arme Jeronymo! Ehe Sie zu uns kamen, war alles, was man sagen konnte, daſs er noch athmete, um den langsamen Tod desto länger zu fühlen, der mit dem Überrest eines schmachtenden Lebens kämpft. Und Klementina — Ach, Grandison! sie ist seit Ihrer Abwesenheit höchst elend gewesen. Sie haben von den unglücklichen Maſsregeln gehört, wozu der Rath des Generals und der Gräfin Sforza die Familie getrieben. Man wollte die Strenge gegen ein junges Geschöpf versuchen, das an die zärtlichste Begegnung gewöhnt, das lauter Sanftmuth und Güte ist. Man lieferte sie der Gräfin und ihrer Tochter Laurana aus, die von der ersten Kindheit an ihre Gespielin gewesen war, und die schwärze-

sten Absichten unter der Larve der feurigsten Zärtlichkeit verbarg. Ach! wir wufsten nicht, dafs sie unser unglückliches Kind die ganze Wuth einer unversöhnlichen Nebenbuhlerin empfinden lassen würde. Laurana liebt den Grafen von Belvedere, von dem sie verabscheuet wird. Sie sah unsere Klementina als das einzige Hindernifs ihrer Leidenschaft an, und übte die Strenge, die man ihr erlaubt hatte, mit einer Grausamkeit aus, unter welcher die arme Unglückliche erlag. Der zehente Theil dessen, was sie unter den Händen dieses unmenschlichen Geschöpfs gelitten hat, wäre genug, eine Märtyrerin zu machen! — O Grandison! ich fürchte — ich fürchte, ihre Vernunft ist unwiederbringlich verloren. Seit vier Wochen spricht sie kein Wort. Sie kennt niemand. Sie scheint weder zu sehen noch zu hören. Die beweglichsten Bitten, die Thränen, das fufsfällige Flehen ihrer trostlosen Mutter hat sie nicht bewegen können, das entsetzliche Stillschweigen zu unterbrechen. Selbst bey Ihrem Nahmen, Herr Grandison, ist sie unempfindlich geblieben.

Grandison (mit der äufsersten Gewalt über sich selbst, ohne sie ganz verbergen zu können.) Ich bin stärker gerührt, als ich es ausdrücken kann — Lassen Sie uns hoffen, gnädiger Herr! Ich habe die Gutachten der geschicktesten Ärzte von England über den Zustand unserer theuern Kranken bey mir, und ich setze ein grofses Vertrauen

in die Erfahrenheit des Herrn Lowthers, der mich zu Ihnen begleitet hat. Es ist Hoffnung da, daſs Jeronymo völlig wieder hergestellt werde. Und die Gräfin Klementina —

Bischof. Ihre Gegenwart, Herr Grandison — wenn diese nicht die Wirkung thut, die wir hofften, so ist Klementina und mit ihr alle Freude des Lebens für uns verloren. Aber ich sehe Kamillen kommen — Sie scheint auſser sich zu seyn.

---

## FÜNFTER AUFTRITT.

KAMILLA, DIE VORIGEN.

Kamilla. O Herr Grandison! — Ein Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekommen! Welch eine freudige Zeitung bringe ich Ihnen! Klementina — meine theure junge Gräfin — hat diesen Augenblick wieder geredet.

Der Bischof. Seit einem Monat ist dieſs das erste Mahl! Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Grandison! Das ist eine glückliche Vorbedeutung. Erlauben Sie, daſs ich, indessen Kamilla Sie von ihrer Gräfin unterhält, den guten Jeronymo auf Ihre Ankunft vorbereite. Er ist nicht stark genug, ein so groſses Vergnügen ohne

Prometheus.

Kind, wir verlieren unsre Zeit;
Wir könnten besser sie vertreiben.
Sonst alles soll gewährt dir seyn,
Begehre was du willst; allein
Die Büchse muſs verschlossen bleiben!

Pandora. 2)

Du fürchtest also, wie es scheint —

Prometheus.

Ich weiſs nicht was;
Genug, ich traue den Geschenken nicht,
Die mir von solchen Freunden kommen!
Auf ein Kamin zu stellen, nun, dazu
Ist diese Büchse schön genug;
Gieb immer her!

Pandora.

Mistrauest du auch mir?

Prometheus.

Gieb nur!

2) Was nun folget, wird bloſs gesprochen.

Pandora.

Du willst sie also öffnen?
Ich möchte gar zu gerne sehen
Was drin ist.— ganz gewiſs was Schönes!

Prometheus.

Gewiſs nichts, was dich schöner machen kann.

Pandora.

Wer weiſs? Auf Juno's Nachttisch sah ich einstmahls just
So eine Büchse —

Prometheus.

Still! ich sehe Leute sich uns nahen —
Komm, reitzende Pandora, laſs in meine Wohnung
Dich führen: komm, wir können dort die Sache
Bequemer überlegen; und, mich däucht,
Nach einer Reise vom Olymp hierher
Wird dir Erfrischung nöthig seyn und Ruhe.

Sie gehen ab.

## ZWEYTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in eine anmuthige Gegend, nahe bey den Hütten.

Lalage und Hylas von verschiednen Seiten.

Lalage auf ihn zueilend. Ah, da kommst du ja wie gerufen, Hylas! ich suchte dich überall.

Hylas. Wie das zusammentrift! Ich suchte dich auch allenthalben — Höre, Lalage! ich weifs dir gar nicht mehr, wie mir zu Muth' ist. Wenn ich dich nur eine halbe Stunde nicht gesehen habe, so wirds mir gleich so wunderlich ums Herz — es ist, als wenn ich gar nicht mehr Athem hohlen könne, wenn du nicht bey mir bist.

Lalage. Mir ists just eben so; ich kann mich nirgends freuen, wo ich dich nicht sehe. Woher das wohl kommen mag?

Hylas. Das macht wohl, weil wir uns lieb haben, Lalage! Ach! wenn ich's dir nur zeigen könnte, wie lieb ich dich habe! Und doch bin ich dein Mann noch nicht.

Lalage. Ha! da erinnerst du mich eben recht! Vor lauter Freude, dafs ich dich sah, hätt' ichs schier vergessen. Du wirst heute noch mein Mann werden, heute noch.

Hylas. Heute noch? er thut einen Sprung vor Freude. Heute noch?

Lalage. Meine Mutter, meine Tante, meine Base Chloe, alle werden gleich hier seyn und die Sache vollends richtig machen.

Hylas. O! das ist ja herrlich! Für die gute Nachricht mufs ich dir auch gleich im Gebüsche dort die schönste Rose pflücken.

Sie hüpfen mit einander weg.

## DRITTE SCENE.

Merkur allein.

Merkur. Jupiter schickt mich herab, zu sehen wie Pandora ihren Auftrag ausrichten wird, und ein wenig nachzuhelfen, falls es nöthig seyn sollte. Wenn Prometheus, wie nicht zu zweifeln ist, sich weigert die Büchse zu öffnen, so soll ich Pandorens Neugier reitzen, es selbst zu thun. Die Olympier wollen sich die Kurzweil machen, zu sehen, was die Leidenschaften unter der feinen Töpferarbeit, womit Prometheus die Erde ausmöblirt hat, für einen Spuk anrichten werden. Ein Bischen Schadenfreude mag wohl auch mit dabey seyn. — Weil sie aber doch nicht für die Urheber des Bösen angesehen seyn möchten; so soll alles so eingeleitet werden, dafs Prometheus oder Pandora am Ende sich selbst die Schuld geben müssen. — Aber wo ist mir Pandora schon hingeschlüpft? — Dafs man doch ein hübsches Mädchen keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren darf!

## VIERTE SCENE.

Hylas und Lalage zurückkommend werden den Merkur gewahr.

Hylas. Ey sieh doch Lalage, was für ein seltsames Geschöpf das ist — Es hat Flügel an den Ohren und an den Fersen!

Lalage. Seltsam! und doch läfst's ihm gut. — Ein hübscher Mann, gar ein hübscher Mann, nicht wahr, Hylas?

Hylas. Gefällt er dir? So wollen wir näher zu ihm gehen.

Lalage. Das wollen wir. Sie hüpfen zu ihm hin.

Merkur. vor sich Die guten Geschöpfe! — Ich will mich an sie machen, sie können mir vielleicht auf Pandorens Spur helfen. Zu Hylas und Lalage. Güten Tag, Kinder! Wünsche viel Glück! Ihr sollt ja heute Mann und Frau werden?

Hylas. Und das weifs er schon?

Merkur. Ich weifs alles.

Lalage. Ist's möglich? So weifs er wohl auch, warum mir gleich das Herz so schlägt, wenn ich den Hylas kommen sehe, und mir doch so wohl dabey ist?

Hylas. Und warum ich die Lalage so lieb habe, da sie doch meine Frau noch nicht ist?

Merkur. Allerdings. Ich weifs auch, dafs der alte Glaukon, der die grofsen Herden und die vielen Kornfelder hat, die schöne Lalage gern zur Frau haben möchte.

Hylas. Das glaub ich! Aber er kommt zu spät — Nu, nu! er wird sich schon ein andres hübsches Mädchen zur Frau aussuchen.

Merkur. Habt ihr einander denn im Ernst so lieb, Kinder?

Hylas. O! ich habe meine eigne Mutter nicht lieber als sie. auf Lalagen weisend.

Lalage. Ich kann die Stunde kaum erwarten, bis er mein Mann wird.

Merkur. vor sich Was das unschuldig ist! zu Hylas und Lalage Ihr werdet also ein gar gutes Ehepaar abgeben?

DUETT.

Hylas und Lalage.

Hylas.

Das glaub er mir, das beste Paar,

Lalage.

Das glaub er mir, das beste Paar,

Beide.

Das je im Dorf gesehen war.

Hylas.

Von der Früh' bis in die Nacht,
Bey der Arbeit, auf der Weide,
Will ich auf nichts anders sinnen,
Als was Lal'gen Freude macht.

Lalage zu Hylas.

Von der Früh' bis in die Nacht
Soll dein Weibchen nichts beginnen,
Nichts beginnen, als was Freude
Ihrem lieben Hylas macht.

Hylas zu Merkur.

Ob wir ein gutes Ehpaar geben?

Lalage.

Was das für eine Frage war!

Beide.

Kein solches Paar
Sah er fürwahr
In seinem Leben!

Merkur vor sich. Das ist was anders als unsre Ehen im Olymp! — Die guten Kin-

der! Schade drum, daſs sie aus einer Dumpfheit gezogen werden sollen, durch die sie so glücklich sind!

## FÜNFTE SCENE.

Myra und Koronis zu den Vorigen.

Merkur tritt auf die Seite.

Lalage. Ah, da kommen sie, da kommen sie!

Myra. zu Hylas Ey, mein künftiger Schwiegersohn! mich freut ja recht, daſs ich ihn so allein bey meiner Tochter antreffe.

Merkur. bey Seite Das gute Mamachen!

Koronis. zu Lalage Nichte, du hast da eine recht gute Wahl an dem jungen Hylas getroffen! und ich freue mich, daſs du so glücklich mit ihm seyn wirst. Ich hatte zwar selbst willens seine Frau zu werden; aber ich habe mich bedacht, daſs du dich besser für ihn schickst als ich.

Lalage. mit einem Knicks Danke schönstens, liebe Tante; ich habe das auch gedacht.

Hylas. Ihr habt recht wohl daran gethan, Koronis; denn ich habe Lalagen lieber als euch.

Koronis. Da hast du recht; sie ist auch viel liebenswürdiger als ich.

Merkur. Das nenn' ich eine Tante!

Myra. Nun, Kinder, schüttet euer Herz frey vor eurer Mutter aus! Hylas, was soll ich meiner Tochter zur Mitgift geben?

Hylas. Ich verlange nichts als Lalagen.

Lalage. Wenn ich nur meinen Hylas habe; das Übrige kümmert mich nichts.

Myra. Hört nur! Ich gebe meinem Mädchen zum Brautschatz mein grofses Feld dort am Hügel mit allen Früchten darauf.

Hylas. Nein, nein, liebe Mutter! Behaltet ihr euer Feld für euch! Haben wir nicht meinen Garten und Lalagens Herden? davon wollen wir unsre Haushaltung schon bestreiten.

Lalage Hylas ist gar ein guter Gärtner; er wird mirs an nichts fehlen lassen.

Myra. indem sie Merkur gewahr wird Was habt ihr da für einen Fremden bey euch?

Hylas. Es ist ein guter Freund von uns; er kennt uns alle, wenn schon wir ihn nicht kennen.

Merkur. Ich bin ein Diener von beiden Familien; ich will einer von den Brautführern seyn, wenn's euch nicht entgegen ist.

Myra.
Hylas.
Lalage. } Soll uns sehr angenehm seyn.

## SECHSTE SCENE.

Glaukon und Chloe zu den Vorigen.

Glaukon. Guten Tag, Lalage! Guten Tag, Myra! guten Tag, Koronis! guten Tag, Hylas! Er schüttelt ihm freundlich die Hand.

Chloe. Guten Tag der ganzen Gesellschaft!

Myra. Ihr allein fehltet uns, um unsre Freude ganz zu machen.

Hylas. Willkommen Glaukon! Ich besorgte schier, ihr würdet nicht kommen.

Glaukon. Warum das?

Hylas. Weil ich Lalagen heirathe, die ihr auch zur Frau haben wolltet; da dacht' ich, ihr würdet vielleicht nicht gerne bey meiner Hochzeit seyn wollen.

Glaukon. Wer? Ich? Ich wünsche ja nichts, als dafs sie recht glücklich sey. Weil sie mit dir glücklicher seyn wird als mit mir, so verdreufst michs gar nicht, dafs du den Vorzug bekommen hast.

Merkur. zu Glaukon. Ihr seyd ein sehr gefälliger Nebenbuhler.

Glaukon. Ich habe Herden in Menge, und meine Scheunen und Kornböden sind voll bis oben an. Das alles steht dem jungen Hylas zu Dienste, weil ihn Lalage lieht.

Hylas. umarmt ihn. Ihr seyd auch gar zu gut, Vater Glaukon. Gebt mir einen Kufs; ich versprech's euch, ich will ihn Lalagen in euerm Nahmen wiedergeben.

Glaukon. Ich verlange nichts von ihr, als dafs ich euch zuweilen besuchen darf. Wenn ich sie nur sehe, so bin ich schon zufrieden.

Merkur. Ein genügsamer Mann!

Chloe. zu Lalage. Base, mich freut' recht herzlich, dafs ihr den Hylas heirathet. Es ist ein hübscher Junge, ich bin ihm immer gut gewesen. Wenn er nicht euer Mann würde, so hätt' ich wünschen mögen, dafs er der meinige geworden wäre.

Myra. Nun, Kinder, wozu all das Gerede? die Hauptsache wär' also richtig! Geht, ihr Mädchen, und holt eure Blumenkränze. Die ganze Gesellschaft ist hiemit in meine Hütte zur Hochzeit eingeladen! Du zu Lalagen komm, und hilf mir alles vollends zum Empfang unsrer Gäste anordnen.

Myra, Chloe und Koronis gehen ab.

Lalage zu Hylas im Weggehen Komm bald nach, Hylas!

Glaukon und Hylas gehen auf einer andern Seite ab.

## SIEBENTE SCENE.

Merkur vor sich Auf meine Ehre, es ist Jammerschade um die guten Leutchen, wenn Pandora ihre Büchse öffnet. Was das für eine Hochzeit gewesen wäre! Eine Mutter, die nicht eigennützig ist! Eine Tante, die sich nicht ziert, um ihre Nichte zu verdunkeln! Braut und Bräutigam, beide so unschuldig, wie die Kinder! Ein reicher Alter, der so billig ist, einem jungen Nebenbuhler freywillig zu weichen, und sein Vermögen aus purer Gutherzigkeit mit ihm theilen will!

Verliebte ohne Eifersucht,
Und Mädchen ohne Neid!
Verwandte ohne Hader,
Nicht eine böse Ader
Im ganzen Völkchen, weit und breit,
Und lauter gute Ehen!
Das nenn' ich eine goldne Zeit!
Das wird nur hier gesehen!
Die Liebe ohne Eifersucht,
Nicht eine böse Ader
Im ganzen Volke, ohne Neid
Die Mädchen, ohne Hader
Verwandte, nichts als Freundlichkeit
Und guter Wille weit und breit,
Und lauter gute Ehen!
Nein, niemahls wird die Folgezeit
Dieſs Wunder wieder sehen!

## ACHTE SCENE.

Hylas, Glaukon zurückkommend.

Hylas. Ey, ey! Schier hätten wir unsern guten Freund, den Fremden, ver-

gessen; und er könnte uns doch nöthig haben.

Glaukon. I, da ist er ja schon.

Merkur. Hört einmahl, gute Freunde, ist euch diesen Morgen keine fremde Jungfrau in diesem Walde vorgekommen?

Hylas. Eine fremde Jungfrau? Mir nicht, das ich wüßte.

Glaukon. Mir auch nicht. Wie sah sie denn aus?

Merkur. Ihr würdet ihrs gleich angesehen haben, daſs sie eine Ausländerin ist — Sie kann nicht weit seyn. Wollt ihr mir sie ein wenig suchen helfen?

Glaukon. } Von Herzen gern.
Hylas. }

Sie gehen ab.

## NEUNTE SCENE.

Pandora kommt bald darauf aus einer andern Gegend des Waldes hervor.

Pandora sich schüchtern umsehend. Er folgt mir doch nicht nach? — Und doch — wofür fürcht' ich mich? — Ich sah wohl, daſs ich ihm nicht gleichgültig war. Beynah hätt'

ich ihn überwältigt. Zauberin, rief er, wer kann deinen Blicken, deinen Liebkosungen widerstehen? — O wenn das wahr wäre, sagt' ich, du würdest mir so eine Kleinigkeit nicht abschlagen. Wenn du mich nur ein wenig lieb hättest — „Wollte der Himmel dafs ich dich weniger liebte! rief er; Warum haben die Olympier dich zu mir geschickt? Konnten sie mir nicht einmahl den Augenblick von Ruhe gönnen, den ich auf der Erde fand?“ — Wie? du wolltest mich lieber gar nicht gesehen haben? und du nennst das Liebe? — „Ach, Pandora! was kann mir Liebe ohne Gegenliebe helfen?“ — O, sagt' ich, ist's nur das? Ich will dich gewifs recht sehr lieb haben, wenn du die Büchse öffnest — Du? sprach er, und sah mir scharf in die Augen; Du willst mich lieben? Du, lieben? Die Olympier haben dich zu reichlich begabt — du kannst nichts lieben, als dich selbst. — Nun merkt' ich, dafs ich alles über ihn erhalten könnte. — Ich verdoppelte meine Bitten, meine Liebkosungen. Er wufste sich gar nicht mehr zu helfen. Lafs mich, rief er zuletzt — ich will gehen — aber versprich mir bey deiner Hand, dafs du die Büchse indefs nicht öffnen willst — ich will gehn, und das Schicksal fragen — Ich begreife nicht, was er damit sagen wollte. Es

war wohl nur eine Ausrede, denk' ich — Genug, ich versprach ihm alles. Ich bin bald wieder bey dir, sagt' er, und ging tief in seine Felsenwohnung hinein. Aber ich wartete seine Zurückkunft nicht ab. Ich weiſs nicht, was für ein Grauen mich ankam, da ich mich in seiner Werkstatt mitten unter all den wunderbaren Göttergestalten allein sah — Es war wohl auch Neugier dabey, was er anfangen würde, wenn er mich nicht mehr fände. Kurz, ich lief davon — und da bin ich nun mit meiner Büchse — und möchte für mein Leben gerne wissen, was drin wäre, und — getraue mir doch nicht, sie aufzumachen! — Wenn er nur bald käme! Er soll sie mir ganz gewiſs aufmachen, da bin ich gut dafür!

## ZEHNTE SCENE.

Chloe mit Blumenkränzen geputzt, Pandora.

Pandora. Ey! Was kommt da für ein Mädchen gegangen? Eines von Prometheus Geschöpfen ohne Zweifel. Sie gefällt mir. Ich will sie anreden. zu Chloe: Wohin, schönes Mädchen?

Chloe stutzt bey Pandorens Anblick. Wer bist du, Schöne — weiſs nicht, wie ich dich

nennen soll? Keine von den unsrigen, das seh' ich wohl — und doch lieb' ich dich, als ob du schon lange meine Gespielin gewesen wärst. Wie nennst du dich?

Pandora. Pandora.

Chloe. O des schönen Namens! Und wo kommst du her?

Pandora. Vom Olymp.

Chloe. Vom Olymp? Was ist das für ein Ort?

Pandora. Die Götter wohnen da, deren Werk ich bin.

Chloe. Die Götter wohnen da? Was nennst du Götter?

Pandora. Wie? kennt man bey euch die Götter nicht?

Chloe. Nicht dafs ich wüfste; ich habe nie von ihnen reden hören.

Pandora. Kennst du auch den Prometheus nicht?

Chloe. Dem Nahmen nach wohl; gesehen hat ihn niemand von den Meinigen. Aber wir lieben und ehren ihn dennoch unbekannter Weise. Denn man sagt, er hab' unsern Voreltern das Leben gegeben, und alles, was wir

haben, all unser Glück sey sein Geschenk! Es muſs ein gar guter Herr seyn! Aber er hat sich schon lange dort in die schrecklichen Felsen zurückgezogen; und niemand getraut sich, ihn da zu suchen. Die Leute sagen, man verirre sich darin, wenn man ihn suchen wolle, und es sey nicht möglich sich wieder herauszufinden. Man kann ihn nur sehen, wenn er sich einem von selbst sehen lassen will. Es soll Verschiednen aus den Unsrigen schon begegnet seyn. Sie können nicht genug rühmen, was es für ein liebenswürdiger gütiger Herr sey. Wir haben ihm Feste und Opfer anstellen wollen; aber er verbat sichs; er brauchte das nicht, sagte er; wenn wir nur immer gut und glücklich blieben, so wär er schon zufrieden. — Aber, was hast du da für ein schönes glänzendes Gefäſs im Arm?

Pandora. Es ist eine goldne Büchse, die mir die Götter zum Geschenk mit gegeben haben. — Es sind gar schöne, gar gute Sachen drin, das bin ich versichert; aber ich darf sie nicht öffnen.

Chloe. Und warum nicht?

Pandora. Die Götter haben mirs verboten. Prometheus soll sie öffnen, sagten sie; aber der weigert sich's; er meint, man könne

nicht wissen — es möchte was Böses drin stecken.

Chloe. Zeig doch her! Ich möchte sie selbst in Händen haben.

Pandora. giebt ihr die Büchse. Da!

Chloe. O, wie schön das ist! Wie zierlich! So was hab' ich mein Lebtage nicht gesehen! Was da erst für schöne Dinge drin seyn mögen!

Pandora. Das denk ich auch.

Chloe. Ich hätte grofse Lust, den Deckel ganz sachte, ganz sachte ein wenig aufzuheben.

Pandora. Was du verwegen bist! Gieb her! sie nimmt ihr die Büchse Es mufs doch seine Ursache haben, dafs Prometheus so hartnäckig darauf besteht, die Büchse nicht aufzumachen.

Chloe. Aber was könnt' es denn seyn?

Pandora. Das begreif ich nicht.

Chloe. In einer so schönen Büchse wird man doch gewifs nichts Garstiges verschliefsen! — Und — sagtest du nicht, sie sey ein Geschenk von den Göttern, und die Götter wollen, dafs sie geöffnet werde?

Pandora. Ja, aber nur von Prometheus.

Chloe. Nun, wenn Prometheus sie aufmachen darf, warum solltest du's nicht auch dürfen?

Pandora. Mir däucht, da hast du recht.

Chloe. Du hebst den Deckel nur ein wenig, ein klein wenig auf; und guckst hinein — du kannst ihn ja geschwinde wieder zumachen, wenns nöthig seyn sollte.

Pandora. Gut! willst du's wagen? Da hast du die Büchse — probier's!

Chloe. verschüttelt sich Nein, nein! Behalte nur, Pandora; du kannst's eher wagen als ich.

Pandora. Aber was wird da auch am Ende viel zu wagen seyn? In einem so kleinen Gefäfse kann doch wahrlich kein Ungeheuer stecken!

Chloe. Mir ists gar nicht ums Aufmachen; wenn ich nur wüfste, was drin wäre.

Pandora. Das ist es eben. Weifst du was, Mädchen? Ich will den Deckel aufheben, so sind wir auf einmahl aus dem Wunder — Sie versuchts, wiewohl furchtsam, den Deckel aufzurücken, und zieht die Hand immer wieder zurück.

## EILFTE SCENE.

Merkur und Hylas zu den Vorigen.

Merkur. vor sich Wie ich sehe, hätten mir die Götter eine Müh ersparen können. Pandora ist ein Mädchen, und sollte nicht vorwitzig seyn?

Hylas auf Chloen zueilend. He, Chloe! bist du da? wo hast du meine Lalage?

Merkur zu Pandoren, die, sobald sie ihn erblickt, die Hand vom Deckel zurück zieht. Pandora!

Pandora. Ah! Merkur! Wie kommst du hierher?

Merkur. Als die Zefyrn dich auf die Erde herabtrugen, befahl mir Jupiter, dir nachzueilen, und ein wenig Acht auf dich zu haben. Beynah wär' ich, wie ich sehe, zu spät gekommen.

Pandora. Wie so?

Merkur. War'st du nicht im Begriff, die Büchse zu öffnen?

Pandora. Und was wär' es denn, wenn ich sie auch geöffnet hätte? Was kann denn drin seyn, das man nicht sollte sehen dürfen?

Merkur. Hast du sie dem Prometheus schon gebracht?

Chloe. }
Hylas. } Schmerzen?

Pandora. Wie so, Schmerzen?

Merkur. Die Leidenschaften machen Schmerzen, oder Unruhe, wenigstens ehe sie befriedigt sind.

Pandora. Aber wenn sie befriedigt werden?

Merkur. Dann machen sie auch grofses Vergnügen, das mufs ich gestehen.

Hylas. I, so ist's ja damit, wie mit Hunger und Durst? Oder, wie wenn ich meine Lalage einen Tag nicht gesehen habe?

Merkur. So ungefähr.

Pandora. Ich will dir was sagen, Merkur — ich mache den Deckel auf.

Merkur. Du hast deinen freyen Willen, Pandora! Gerathen will ich dir's nicht haben!

Pandora. Ich darf also, wenn ich will?

Merkur. Wenn du willst, so kannst du. Der Deckel ist leicht aufzuheben. Aber überlege wohl, was du thust!

Pandora. Ich hab' alles überlegt. Ich mache den Deckel auf.

Chloe. O ja, Pandora! das thu doch!

Merkur vor sich. O, Prometheus! Du hättest deine Geschöpfe an der blinden Seite besser verwahren sollen!

Pandora indem sie den Deckel aufheben will. Das ist wunderlich! — es fährt mir ganz kalt über den Rücken hin, da ich den Deckel aufheben will —

Merkur. sehr ernsthaft Es ist vielleicht eine geheime Warnung der Götter, Pandora.

Pandora. Ah! Du willst mich wieder abschrecken? —

Merkur. Es würde nicht viel helfen.

Pandora. Nein wahrhaftig nicht!

Merkur. Es ist deine Sache! mich gehts nichts an.

Geht ab.

Pandora. Herzhaft! Sie macht die Büchse auf. Auf einmahl fällt eine dieser Scene angemessene, und den ganzen Rest derselben begleitende Instrumental-Musik ein. Der Schauplatz verfinstert sich, und verschiedene kleine geflügelte Ungeheuer steigen in einem dicken Dampf, unter Blitz und Donner, aus der Büchse auf und verbreiten sich zu beiden Seiten. Hylas und Chloe rennen mit Angstgeschrey davon. Pandora, die Büchse

Brüderlicher Menschen,
Fromme Unschuld, süfse Eintracht und tiefe Ruhe, .....
Schöner, reitzender, goldner Traum, .....
Wo bist du hin? .....
Sie waren so glücklich in ihrer Beschränktheit!
Bedurften so wenig!
Und ihr Weniges war für sie so viel! .....
Alle Menschen waren gleich, .....
Alle Menschen waren gut, .....
Alle Menschen befanden sich wohl. .....

In seinem natürlichen Ton.

Das alles hat nun ein Ende! — Die Leidenschaften haben sich ihrer Herzen bemeistert, und wir werden bald ein schönes Gewirre in der guten Familie sehen, die kaum noch lauter Harmonie und Liebe war. Sie selbst merken nichts von der Veränderung, und sind jetzt mit eben der Treuherzigkeit verkehrt, womit sie vorhin gerad und fromm waren. — Da kommt Hylassens gutherziger Nebenbuhler, und die wohlbedächtliche Tante Koronis — Lafs doch sehen, wie ihnen die Eröffnung der Büchse zugeschlagen hat.

## Zweyte Scene.

Merkur. Koronis. Glaukon.

Koronis, zu Glaukon, der in Gedanken ist. Wie, Herr Glaukon? Es gereut euch schon, dafs ihr meine Nichte dem jungen Hylas so gutwillig abgetreten habt?

Merkur. vor sich Herr Glaukon? Was die Leutchen schon höflich geworden sind!

Glaukon. Ich war ein Narr wie ich das that! Es ist mir aber ganz anders gekommen. Was? Ich sollte leiden, dafs mir der Geelschnabel so einen leckern Bissen vor dem Maul wegschnäppte?

Merkur. Da haben wir's!

Koronis. indem sie sich ziert und einen kleinen Mund macht. Aber, Herr Glaukon, giebt es denn sonst nichts Liebenswürdiges in unserm Dorf, als meine Nichte? — Ich dächte doch — in der That — seht ihr denn keine andre, die eurer Aufmerksamkeit werth ist?

Merkur vor sich. Die Koketterie ist nicht im Bodensatz geblieben, wie ich sehe.

Glaukon ohne auf Koronis Acht zu geben. Der Lümmel sollte vor meinen Augen mit

einem so hübschen Mädchen zu Bette gehen? Ich möchte toll werden!

Merkur. zu Glaukon Aber, Herr Glaukon (weils doch geherrt seyn muſs) Ihr umarmtet ja den Hylas vor einem Augenblick noch so treuherzig?

Glaukon. zornig Ey was, jetzt möcht ich ihm den Hals umdrehen! er hustet

Merkur. Nehmt euch in Acht, daſs euch der Athem nicht im Halse stecken bleibt! — vor sich Da haben wir den Husten an der Spitze der neuausgeflognen Krankheiten; der ist auch aus der Büchse!

Glaukon. ganz auſser sich. Ah! wenn ich ihn hier hätte, ich zerriſs' ihn in Stücken.

Koronis. Erzürn' er sich nur nicht so, Herr Glaukon. Ich wollt' ihm lieber rathen, sich an meiner Nichte, die ihm den dummen Jungen vorzieht, zu rächen, und — eine andre zu lieben. Sie ist ein albernes Ding, das einen Mann, wie er ist, nicht zu schätzen weiſs.

Glaukon. Ich will auch gleich zu Myra hingehen, und ihr vorstellen, was sie für einen dummen Streich macht, mir einen armseligen Gärtner vorzuziehen; mir, der hundertmahl mehr im Vermögen hat!

Koronis. Das ist wirklich das Beste, was er thun kann. Ich will mitgehn, und seine Vorstellungen bey meiner Schwester unterstützen. — Glaukon geht. Vor sich — und sehen, dafs ich den Hylas für mich bekomme. Denn wahrlich, das will ich mir nicht nachsagen lassen, dafs ich Jungfer bleiben und den Verdrufs haben soll, meine Nichte verheirathet zu sehen. Geht dem Glaukon nach.

Merkur allein. Ein hübscher Anfang! Eifersucht, Hafs, Wuth, Neid, Verläumdung, Koketterie — das wird eine feine Gährung geben! — Aber, da kommt ja Hylas mit seiner Lalage? — Wie er das Maul hängt! Wie sie so spröde und vornehm thut! — Ein hübscher Anfang, beym Styx, ein hübscher Anfang!

## DRITTE SCENE.

Hylas. Lalage, geputzter als zuvor, mit Blumen und Federn in den Haaren.

Hylas. vor sich Dafs ich das erst jetzt gewahr worden bin! Chloe ist doch weit hübscher, und — ich glaube, sie hat mich auch lieber.

Lalage vor sich. Hylas ist freylich jünger und schöner, aber dafür ist Glaukon reicher als Hylas.

Merkur vor sich. wohl räsonnirt!

Hylas. zu Lalagen ziemlich brüsk. Ey, hör sie, Jungfer Lalage, was soll denn das bedeuten, dafs sie sich da so viel Blumen und Federn an den Kopf gesteckt hat?

Merkur vor sich. Die Eitelkeit hat sie einstweilen angesteckt, bis die Diamanten und Perlenschnüre aus Indien angelangt seyn werden.

Lalage zu Hylas. Was hat Mosjeh Hylas sich drum zu bekümmern, was ich anstecke?

Hylas. Was ich mich drum zu bekümmern habe? Eine schöne Frage! Ich habe mich sehr viel darum zu bekümmern, wenn sie meine Frau werden will. Komm sie mir nicht so, Jungfer Lalage! Weifs sie wohl, dafs ihre Base Chloe — Sieht sie, wenn sie mich böse macht —

Lalage schnippisch. Nun? Wenn ich ihn böse mache — was denn?

Hylas. So — heirath ich gleich Chloen.

Lalage. Nichts als das? I, das kann er meinthalben!

Hylas. sich brüstend und spreitzend Chloe ist ein hübsches Mädchen, und — wir haben die Ehre, ihr nicht zu mifsfallen.

Merkur klopft dem Hylas auf die Schulter. Es lebe Kleinmeister der Erste!

Lalage. Ich weifs auch gar nicht, wo ich meine Sinne hatte, da ich mir einfallen liefs, mich an einen Gärtner wegzuwerfen!

Hylas. Der wahrlich wohl die Tochter der Madam Myta werth ist!

Lalage. Da kommt ja meine Base wie gerufen! Ich will euch nicht hinderlich seyn.

Sie thut als ob sie gehen wolle.

## VIERTE SCENE.

Chloe. Die Vorigen.

GESANG ZU VIEREN.

Chloe zu Lalage.

Du fliehst mich, Base?

Lalage.

Nicht dich, nur Hylas.

Hylas zu Chloe.

Es ist mein barer Ernst!

Chloe.

O dürft' ichs glauben!

Lalage vor sich.

Sie legt's ihm nah,
Die garst'ge Nixe!

Merkur vor sich.

Auch das ist aus Pandorens Büchse!

Hylas zu Chloe.

Du kannst mir glauben,

Auf Merkur weisend.

Frag nur den Herren da!

Merkur zu Chloe.

Du kannst ihm glauben,
Es ist sein barer Ernst.

Hylas.

Es ist mein barer Ernst.

Chloe.

O dürft ichs glauben!

Hylas.

Es ist mein barer Ernst
Du hörst es ja!

Merkur. Lalage.

Es ist sein barer Ernst
Du hörst es ja!

Lalage geht stolz und hohnlächelnd ab.

Merkur. Es ist sein Ernst; du kannst dich ihm ohne Gefahr entdecken.

Chloe. Nun, Hylas, wenn das ist, so will ich dir sagen; — sie tritt etwas näher zu ihm. Lalage gestand mir gestern Abend im Vertrauen, dafs sie nur so dergleichen thue als ob sie dich liebe —

Merkur vor sich. Gestern Abends? Die kleine Spitzbübin! Da ist sie gleich mit der ersten Lüge heimlich niedergekommen.

Chloe. Aber im Grunde sey's ihr gar nicht so um's Herz.

Hylas. Wer bekümmert sich denn?

Chloe. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich wollte mich schon zu rächen wissen.

Hylas. Das will ich auch. Ich will mich rächen! O, es muſs gar was Angenehmes seyn, sich zu rächen! Gleich stehenden Fuſses will ich gehn — Komm, Chloe, mit zu deiner Tante — ich will mein Wort zurückziehen, und dich vor ihrer Nase heirathen.

Merkur. Viel Glücks!

Hylas und Chloe gehen ab.

Merkur allein. Die Süſsigkeit der Rache! — Armer Hylas! Arme, arme Lehmgeschöpfe! Was wollt ihr, so schwach, so zerbrechlich wie ihr seyd, mit Götterleidenschaften anfangen? Wie wollt ihr sie handhaben? — Jupiter ist doch grausam, daſs er sich so ein Spiel aus euerm Glücke macht! — Aber, so sind wir andern! Wenn nur sein Groll gegen Prometheus befriedigt wird, auf Glück oder Unglück einer Welt voll armer Menschlein kommts ihm nicht an! — Doch, in dem Allen ist des Schicksals Hand. Wir regieren Himmel und Erde, und sind doch nur Werkzeuge einen Plan auszuführen, den wir weder gemacht haben, noch kennen. — Da kommt Myra mit Lalage und dem Alten. Nun werden wir die neuen Familientugenden bald beysammen haben.

## FÜNFTE SCENE.

Merkur. Myra. Lalage. Glaukon.

Myra. Was ich höre, Vater Glaukon, so habt ihr also noch nicht auf meine Tochter Verzicht gethan?

Glaukon hustend. Ich, ich thu auf nichts Verzicht.

Merkur. Ihr habt doch da einen Husten, däucht mich, der euch nöthigen wird, auf allerley Verzicht zu thun.

Glaukon. Das wird sich schon geben, wenn ich die schöne Lalage geheirathet habe.

Merkur. Ich sollte selbst glauben, daſs es sich geben wird.

Myra. War ich nicht eine Närrin, meine Tochter an einen armen Gärtner verschenken zu wollen? Ein reicher Bauer schickt sich doch wohl besser für sie?

Glaukon. Das dächt' ich!

Myra. Ihr habt Vermögen; das ist just was meine Tochter braucht.

Glaukon. O! ich hoffe noch viel mehr vor mich zu bringen. Ich will sparen, will mir abbrechen, will mir das Brot vor'm Mund abbrechen —

Merkur vor sich. Bravo! Es wollte mich schon Wunder nehmen, wo der Geitz bliebe? — Nun will ich doch geschwind einen kleinen Flug nach dem Olympus thun, um Jupitern Bericht abzustatten, wie seine Büchse wirkt. — Der ehrliche Prometheus! Der ist garstig angeführt! So ein Tausendkünstler er ist — was Pandora heute verdorben hat, macht er in Ewigkeit nicht wieder gut.

Geht ab.

## SECHSTE SCENE

Hylas und Chloe zu den Vorigen.

Hylas zu Myra. Wir suchen euch überall, Frau Myra.

Myra. Was wollt ihr meiner?

Hylas. Wollt' euch nur sagen, dafs ich eure Tochter nicht mehr verlange.

Lalage. Und sie dich noch weniger.

Myra. Ihr kommt mir nur einen Augenblick zuvor, Mofsje Hylas. Ich gebe meine Tochter dem Glaukon.

Glaukon hustet.

Hylas. Ah! ich merke wohl wie das gemeint ist. Ihr gebt sie dem Glaukon seines Hustens wegen.

Glaukon. Wie so? Was wollt ihr damit sagen, Mosje Hylas?

Hylas. I, zum Wetter, das ist ja leicht zu verstehen. Seht ihr denn nicht, dass ihr euch bald zu Tode husten werdet, und dass sie sich dann mit der Haut des Alten einen jungen Mann kaufen will?

Glaukon. Ihr seyd ein Grobian.

Hylas Chloen bey der Hand nehmend. Komm, Chloe, wir wollen gehen, und das wohlgegattete Paar lassen wo es ist. Mögen sie doch reich seyn. Vergnügen geht über Reichthum. Komm!

Sie wollen gehen.

## SIEBENTE SCENE.

Koronis. Die Vorigen.

Koronis zu Lalage. Wie, Nichte? was giebts hier?

Lalage. Ein unverhofftes Brautpaar, wie ihr seht!

Koronis vor sich. I, verwünscht! daſs ich doch immer zu spät kommen muſs! — zu Hylas Hör er, Moſsje Hylas, nur ein Wort! Sie nimmt ihn beym Arm, und zieht ihn auf die Seite.

Hylas. Aber fein ein kurzes, ich kann mich nicht aufhalten.

Koronis. Er wird doch kein Thor seyn, und das grüne Mädchen da mit Nichts und wieder Nichts heirathen wollen? Hör er nur, weil ich doch mit der Sprache heraus muſs — ich bin ihm schon lange gut gewesen. Er weiſs, ich habe Vermögen. Chloe hat nichts — Ich bin zwar — ein paar Jährchen älter —

Hylas indem er sie scharf ansieht. Ein paar Jährchen?

Koronis. Aber was thut das? Ich bin jung genug für einen Mann, und ich kann ihn glücklicher machen als Chloe. Glaukon darf ihm dann seine Armuth nicht mehr vorrücken, und Lalage wird vor Ärger gelb werden, wenn sie sieht, daſs Hylas so dicke thun kann als der Beste im Dorfe. Besinn' er sich wohl, Hylas, und laſs er das Mädel gehn! Ich will ihm bis Morgen Bedenkzeit geben.

Hylas. Bedenkzeit? Nun ja, Bedenkzeit kann ich schon brauchen. Wir wollen sehen.

Die Sache ist schon überlegenswerth. Wenn ich das hätte denken können —

Koronis. Lafs er sich nur noch nichts gegen Chloen merken.

Chloe sich ihnen nähernd. Nu, was habt ihr da für Geheimnisse? zu Koronis Höre sie nur, Jungfer Koronis, es gefällt mir gar nicht, dafs sie so vertraut mit Hylas thut.

Koronis. Was will das Mädchen? Ich glaube, sie ist nicht klug!

Hylas zu Chloe. Bis ruhig, Chloe! es ist nichts.

Chloe. O nur gar zu klug! Ich merke wohl, was sie für Absichten hat. Aber wahrhaftig, so ein altes Ding, wie sie ist, sollte sich schämen — weinend einem jungen Mädchen ihren Bräutigam abspenstig zu machen.

Koronis. Was? Wie? Altes Ding? Abspenstig machen? Dir, deinen Bräutigam abspenstig machen? Das hab ich wohl vonnöthen! — Ich weifs nicht, was mich abhält, dafs ich dir nicht gleich die Augen auskratze.

Chloe läuft mit einem Schrey davon. Hylas folgt ihr.

Lalage und Glaukon die Koronis zurückhaltend. Nu, nu, Tante, halte sie Fried! Erbofse sie sich nicht so!

Koronis. Laſst mich! Ich will nicht so weit gegangen seyn, um stehen zu bleiben.

Geht ab.

Man hört ein Getöse von Trompeten und Trommeln.

Myra. Was ist das für ein Getöse?

Glaukon. Meiner Lebetage hab ich so was nicht gehört!

Lalage. Ich zittre an allen Gliedern.

## ACHTE SCENE.

Koridon, von einem Haufen bewaffneter Bauern begleitet. Myra, Glaukon. Lalage.

Koridon zu seinen Leuten. Laſs sehen, ob sich die auch erst lange bey den Ohren ziehen lassen werden.

Myra zu Glaukon und Lalage. Es ist Koridon, der reichste Bauer in unsrer Gegend.

Glaukon. Eh, guten Tag, Nachbar.

Einer von den Bauern zu Glaukon, indem er ihm den Hut vom Kopfe schlägt. Will dich Respekt lehren, du alter Krautschuft! Kannst'n Hut nit 'runternehmen, wenn du mit deinem gnädigen Herrn sprichst?

Glaukon. Was Herrn? Wir haben keinen Herrn hier.

Myra. Er ist ein Bauer wie wir.

Glaukon. Wir wissen ja, zum Wetter! wer Koridon ist.

Koridon. Du sollst wissen, ich heiſse nicht mehr Koridon; ich bin nun der Herr von Koridon von und zu Koridonshausen.

Lalage. I, wo wollt ihr mit dem langen Nahmen hin? lacht.

Koridon. Es ist nur, um euch mehr Prospekt für meine Parson einzuflöſsen, versteht ihr? Ich habe mich zum Herrn dieser Gegend aufgeworfen.

Myra. Da habt ihr kein Recht zu, das ist unbillig!

Koridon. Kein Recht? Wer sagt euch das? Will euch mein Recht schon fühlen lassen! — Kein Recht! Ihr sollt wissen, ich hab Kurasche im Leib wie ein Bär, und hohen Muth und Thatkraft. Will euch weisen, ob ich'n Recht hab, ihr Lumpenvolk!

Glaukon. Was für ein toller Einfall? Ein schlechter Bauer —

Koridon. Willst's Maul halten, alter Murrkater? Du sollst gleich der erste seyn, der sich vor mir demüthigt.

Glaukon. Das werd' ich fein bleiben lassen.

Myra. Und ich wahrlich auch.

Koridon. Will's euch schon lehren! Hab schon drey solche Flegel mausetodt geschlagen, weil sie sich nicht unterwerfen wollten.

Glaukon. Ich will von niemand abhangen; lieber sterben!

Koridon. Nu, so habt's an euch selber! zu seinen Leuten Kinder, nehmt mir die Rebellen da beym Kopfe!

Die Bauern schicken sich an seinen Befehl zu vollbringen.

Glaukon } sich ihm zu Füßen werfend. Ach!
Myra }

gnädiger Herr, wir bitten um Barmherzigkeit.

Lalage kniend. Wir wollen uns nicht weiter sträuben, gnädiger Herr Koridon von und zu Koridonshausen!

Koridon. Beym Element, das dacht ich ja, daſs ich euch zur Räson kriegen würde!

## NEUNTE SCENE.

Merkur. Die Vorigen.

Merkur. Ey, ey, sein Diener, Herr von Koridon!

Koridon. Wer ist der?

Merkur. Gut Freund, und zur Zeit wohlbestellter Brautdiener bey Lalagens Hochzeit.

Koridon. Wen heirathet sie denn?

Merkur auf Glaukon weisend. Da, dies grauköpfige Liebchen hier, wenn ihr nichts entgegen habt.

Koridon. Zum Element! ich hab' aber sehr viel entgegen. Wie? der alte Kerl da sollte so'n hübsches Mädel zur Frau haben? das werden wir nicht zugeben.

Merkur. Da habt ihr auch recht. Lalage schickt sich viel besser für einen braven Edelmann, wie ihr seyd, den Vater der Nobilität — das ist keine Frage.

Koridon. Zum Wetter! das denk ich just auch.

Glaukon. Ich lafs mir eher das Leben nehmen, als Lalagen.

Koridon. Blitz und Hagelwetter! Was? der Kerl räsonniert noch? Gleich, packt ihn an, steckt ihn ins Loch, fort mit ihm!

Die Bauern schleppen den Klaukon mit Gewalt fort.

Merkur vor sich. Die Ambizion hat in meiner Abwesenheit gewaltig um sich gefressen, wie ich sehe. Zu Koridon. Kurasche, Herr von Koridonshausen; es ist schön, dafs ihr so gute Zucht und Ordnung unter den Menschen einführen wollt.

Koridon. Das ist mir so auf einmahl zu Kopfe gestiegen. Dacht, 's müste hübsch seyn, wenn einer so Herr über die andern wär, und nur befehlen könnt, wie's ihm in'n Sinn käm — zu Lalage. Nu, heyda, mein Hühnchen! wollen dir die Ehre erweisen, und dich zu unsrer Hausfrauen erwählen. Du sollst nichts beym Tausch verlieren.

Lalage mit einem Knicks. Es soll mir grofse Ehre seyn.

Koridon. Alle Weiber im Lande müssen dir dann Platz machen, und aufwarten.

Lalage ausser sich vor Freude. Heysa! Das wird schön seyn!

Koridon. Du sollst alle Tage so geputzt gehen, wie eine Braut an ihrem Hochzeittag.

Lalage mit einem Sprung in die Höhe. Das ist herrlich!

Merkur. Ew. Gnaden können sich dann einen sechsellenlangen Schweif nachtragen lassen, wenn's beliebt.

Man hört Lärm hinter der Scene.

Koridon. He! was giebts da? — Zu seinen Leuten. Holla, ihr dort, paſst auf!

## ZEHNTE SCENE.

Glaukon, Hylas, und etliche Bauern mit Stangen und Knitteln bewaffnet. Die Vorigen.

Hylas. Wo ist er, der Groſsprahler, der Schnapphahn, der Gauner, der uns zu Sklaven machen will?

Glaukon. Und ehrlichen Leuten ihre Bräute vor der Nase wegnimmt?

Koridon. Wie? Was? Alle Wetter! Ich glaube die Lumpenhunde unterstehen sich gar, mir Trotz zu bieten? — Zu seinen Leuten. Allons! Frisch ihr Bursche, schlagt zu! Schlagt sie zu Boden!

Sie werden Handgemein. Myra und Lalage erheben ein Geschrey, und flüchten sich hinter Merkur.

Hylas auf Koridon losgehend. Ich will dir den Edelmann aus dem Schedel klopfen, du Mistfinke!

Lalage dazwischen laufend. O, lieber Hylas, halt ein! Vergreif dich nicht an meinem Herrn Bräutigam.

Das Getümmel nimmt überhand.

Merkur vor sich. Blut soll diesmahl nicht vergossen werden. Ich muss mich ins Mittel schlagen — Aber, da kommt ja, zu gutem Glück, Prometheus selbst.

## ELFTE SCENE.

Donner und Blitz.

Prometheus. Die Vorigen.

Sie fahren alle aus einander, und stehen wie versteinert.

Prometheus mit Unwillen.

Wie? Welch ein Unfug? Muss ich selber kommen,
Und Friede machen unter euch? Elendes Töpferwerk!
Was hält mich, dass ich nicht mit Einem Streich
Ein Werk vernichte das mir Schande macht,

Und euch, so viel ihr seyd, nichtswürdige Gefäße,
angefüllt
Mit meiner Feinde Unrath, allesammt zu Scherben
schmettre?
Weg, Augenblicks! — und wehe dem von euch,
Der gegen seinen Bruder einen Finger nur
Zu heben sich erkühnt!

Sie rennen alle in ängstlicher Verwirrung davon.

## Merkur.

Ereifre dich nicht so,
Prometheus — was geschehn ist, ist geschehn.

## Prometheus.

Wohl! Wohl! Ihr habt da eine große That
vollbracht!
Könnt stolz drauf seyn mit euerm Jupiter!
Ihr habt euch schön gerochen! Was ich gut gebildet,
Habt ihr verhunzt! Aus meinen lieblichen
Gutartigen Geschöpfen eine Brut von Narr'n und
Schurken
Gemacht, zu elend um gehaßt, und kaum
Noch gut genug, um kalt bedaurt zu werden!
Für Götter, wie ihr seyn wollt, ein gewaltiges
Glorreiches Unternehmen, über ein Gemächt
Von nassem Lehm so obgesiegt zu haben! —
Wohl!
Sag deinem Vater Zevs, er soll hinfür

Nichts, das der Müh sich lohnt, von meiner Arbeit
Verderben können. Was ich jemahls wieder bilde
Soll Marmor seyn, und ewig Marmor bleiben!
Bis es die Luft zerbeitzt, die Zeit zerfrißt;
Und diese Erdbewohner, einst mein Lieblingswerk,
An deren Unschuld, Eintracht, Kinderfreuden,
Ich mein Vergnügen hatte — diese nun
Verdorbenen, besudelten Geschöpfe,
Vom Wurm gestochne Knospen, — ich begebe
Mich alles Rechts an sie! — Ihr habt sie euch geeignet,
Nun, so behaltet sie, und macht daraus
Was euch gefällt!

## Merkur.

Vetter Prometheus, wenn die böse Laune,
Die dich in Jamben sprechen macht,
Dir andere Freyheit läßt, Vernunft zu hören,
So höre an! Ich will die Herren des
Olympus weder tadeln noch rechtfertigen.
Auch ists natürlich, wenn im ersten Augenblick
Es dich verdreußt, daß Zevs die schwache Seite
Von deinem Mittelding von Thier und Gott
So bald gefunden, und zu seiner und
Der andern Götter Kurzweil so benutzt,
Wie du gesehen hast. — Doch, laß es seyn!
Das Schicksal, dem wir alle, ungern oder gern,

Gehorchen müssen, hat's mit deinen Menschen
So übel nicht gemeint. Sie sind auf gutem Wege, nun
Zu werden, was du sie seit sechzig Jahren
So gerne machen wolltest, und nicht konntest —

Prometheus.

Nicht konnte? Freylich wollte und nicht konnte, weil
Ich, um vollkommer sie zu machen, sie darum
Nicht minder gut und glücklich machen wollte.

Merkur.

Pandorens Büchse hat nicht mehr gethan,
Als das beschleunigt, was am Ende doch
Die Zeit, auch ohne sie, bewirken mußte.

Prometheus.

Ein feiner Trost!

Merkur.

Und dann, bedenke, Vetter!
Daß wenn die Einzelnen, wenn Hylas, Chloe, Lalage
Und Glaukon, und so weiter, bey der Katastrofe
Verlieren, — doch das Ganze sehr dabey gewinnt.

Und selbst die Einzelnen gewinnen! Immer Einerley,
Auch wenn das Einerley aus lauter Freuden
Gewebt wär, ist, beym Himmel! doch kein Leben.
Verändrung, Wechsel, ist des Lebens Würze.
Auf Schmerz ist Wollust desto süfser; Ruh auf Arbeit,
Aus Dissonanzen webt der Musen Kunst
Die Zauberey'n der Harmonie; und Glück,
Mit Sorgen, Kampf, Gefahr, und angestrengter Müh
Errungen, lohnt im Augenblicke des Genusses
Die Kosten tausendfach.

## Prometheus.

Wohl, Hermes, weils nun einmahl ist, wie's ist,
So kann's und soll's denn auch nicht anders seyn!
Dafs aus dem Bösen selbst, durch unsre Kunst, was Gutes
Gezogen werden kann, ist freylich Trost, wiewohl
Kein Trost für mich! Ich liebe reine Formen,
Und eure Mischerey von Licht und Finsternifs,
Von Süfs und Bitter macht mir keine Freude.
Am Ende, Freund! ist all das Gute, das
Im Treibhaus eurer Leidenschaften je
Hervorgezwungen werden soll,
Für alles Böse nur ein ärmlicher Ersatz,
Dem Unglückseligen, an dessen Eingeweide

Des Schmerzens Geyer nagt, dem ists kein Labsal
Dafs Andre Wollust athmen.

Merkur.

Auch für diefs
Hat Zevs gesorget.

Prometheus.

Er? Nichts mehr davon!

Merkur.

Zwar eigentlich nichts Zevs: das Schicksal selbst
Hat für die Übel, die Pandorens Vorwitz
Den Menschen aufgeladen, auch Arzney bestimmt,
Und durch Pandoren selbst — Eine sanfte Musik kündigt Pandorens Ankunft an. Horch! Horch!
Sie nähert sich — die Lüfte um sie her zerfliefsen
In Harmonie — Ein Zeichen guter Vorbedeutung!

## ZWÖLFTE SCENE.

Pandora. Die Vorigen.

Pandora zu Prometheus.

Prometheus — kannst du mir verzeihn?

Prometheus.

Du bist ein Weib, Pandora — deine Hand,
Wiewohl vom Vorwitz ausgestreckt, war nur

Das Werkzeug einer andern unsichtbaren —
Sey ruhig! Dir hat längst mein Herz verziehn.

Merkur.

Und beide höret nun des Schicksals Spruch
Aus meinem Munde! Sie soll nun die Gattin
Des Menschenbilders seyn; soll eine göttergleiche Tochter ihm
Gebären, die auf ewig bey den Menschen wohne,
Und, aller ihrer Leiden süfse Trösterin,
Sie stets begleit', im Leben und im Tode
Sie nie verlafs', und Hoffnung sey ihr Nahme!

Prometheus und Pandora.

Geheimnifs des Schicksals!
Wir beten dich an.

Prometheus und Merkur.

Was lebet und strebet
Ist dein Organ.

Pandora.

Wir taumeln, wir irren
Auf nächtlichen Pfaden
Nach deinem Plan.

Pandora und Prometheus à 2.

Und wähnen zu wirken
Was du gethan.

Alle Drey.

Geheimniſs des Schicksals!
Wir beten dich an.

Mit dem letzten Worte dieses Gesanges thut sich der Schauplatz auf, und zeigt auf einer Anhöhe, in einer Art von Gloria die Göttin des Friedens, Irene, und die Musen, Thelxinoe, Aöde, Polymnia und Erato, die zu ihren Füſsen sitzen.

Irene.

Herbey, herbey, ihr Kinder der Erde,
Der Sturm ist vorüber, herbey!

Chor der Musen.

Der Sturm ist vorüber,
Verschüchterte Herde
Der Kinder der Erde,
Herbey, herbey!

Während dieses Gesangs erfüllt sich der Schauplatz zu beiden Seiten mit Bewohnern der Gegend, die Personen des Stückes, Hylas, Lalage, u. s. w. an ihrer Spitze.

Thelxinoe.

Das Feuer der Zwietracht,
Das wilde Getümmel
Der thierischen Triebe
Zu sänftigen, sendet
Die Göttin der Liebe
Aus offenem Himmel
Die Musen euch zu.

Irene.

Der Leidenschaften Stürme schweigen
Dem süfsen Zauber ihrer Töne,
Die Ungeheuer alle fliehen.
Bekränzt mit Palmen steigt Irene,
Ihr Sterblichen, zu euch hernieder,
Bringt euch zurück des Lebens Freuden,
Ihr fühlt euch wieder alle Brüder,
Und alle Sorgen, alle Leiden
Verlieren sich in sanfte Ruh.

Chor der Musen, Prom. und Merkur.

Das wilde Getümmel
Der thierischen Triebe

Zu sänftigen sendet
Die Liebe vom Himmel
Die Musen euch zu.

Prometheus.

Mit Freude seh ich Ruh und Glück
Zu meinen Kindern wiederkehren;
Allein wie lange wird es währen?

Merkur.

So lang als sie Irenen ehren,
Als Mäßigung, Genügsamkeit,
Und Musenliebe sie beseelen.

Prometheus.

Dieß Glück, o könnt ichs mir verhehlen!
Ist nur ein schöner Augenblick.

Irene, die Musen.

Wir wollen nie von ihnen weichen,
Wofern sie uns nicht selbst verscheuchen.

Chor des Volks.

Dank euch, wohlthät'ge Wesen,
Ihr bringt uns Glück und Ruh!

à 2.

Wenn wir von euch uns kehren,
Wie könnten wir genesen?

Alle.

Hört unsern Schwur! Wir schwören
Uns ewge Bruderliebe,
Euch ewge Treue zu!

# DIE BUNKLIADE

ODER

DIE QUINTESSENZ

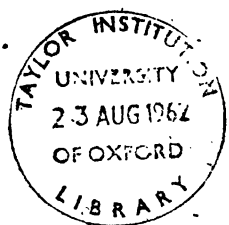
AUS

## JOHANN BUNKELS

LEBEN, BEMERKUNGEN UND MEINUNGEN.

---

1778.



Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein, in Prose oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mifstrauen setzten, zum Vorschein, ohne dafs es durch eine Anzahl *Vignetten* von *Eisen* und *Longueil* unterstützt wurde. Bey uns ist jetzt Chodowiecky der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein Deutscher Verleger durch ihn macht, den des Französischen so weit überträfe als Chodowiecky über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für $3\frac{1}{2}$ Thaler Konvenzionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecky, von den besten Abdrücken, und, nach billigem Abzug eines halben Alfabets für das Beste was das Buch enthalten mag, noch vier bare Alfabete Makulatur in den Kauf bekommen.

Ob ~~diefs auch bey Herrn Johann Bunkels~~ Leben und Meinungen der Fall sey, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewifs zu seyn, dafs der Herausgeber, nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werthe des Buches selbst, von so glaubwürdigen Männern als die *Monthly Reviewers*, beygebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren als zu unterstützen gedachte. Denn wahrlich „die Biografie seines eignen Lebens, von einem funfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewufstseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht, — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgültigen Zeugnifs der Monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art eben so original als Shakespear und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt, — ein solches Buch, von einem solchen Verfasser, macht sein Glück durch sich selbst, und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798 gänzlich versichert bin) der Deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte; und wenn wir andern, auf seine und der Reviewer Garantie hin, auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, dafs hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde.

Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen litterarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beynahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, dafs der Verfasser der Bunkliade sich bewogen fand, und, im eigentlichsten Verstande des Wortes, ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der litterarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten, und, da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben auszuziehen, und die grofse Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konten, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das was sie dadurch verloren hätten einigermafsen zu entschädigen. —

Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

---

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe, sagt er, (1. Th. S. 288) wenig Recht auf aufserordentliche Erkenntnifs Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bey der niedrigern Art von Gelehrten antrifft.“ — Damit man aber gleichwohl begreifen könne, woher so viel filologische, metafysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische etc. etc. Schul- und Kollektaneen-Gelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sey, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleifsig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht.“ — Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, dafs wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben; und so könnten wir uns billig verwundern, wie die mehr besagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakspearen und Richardson zusammen stellen und sagen konnten: „Wenn jener Vor-

trefflichkeit aus angebornem unkultivirtem Genie hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden.“ — Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst, und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer; und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker seyn; und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber von dem allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwey neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit; nicht einmahl die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmahl wird uns das

nehmliche wässrige, kühle, sofistische Gewäsche gegen gewisse ihm äuserst verhafste Artikel der alt hergebrachten Christlichen Dogmatik, bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und, so heftige und unermüdliche Gegner des Athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läfst, sind, — denn offenbar ist das ganze Buch bloss dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der Englischen Kirche Luft zu machen, — so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein einziger Grund für seinen Christlichen Deismus, der nicht wer weifs wie oft von seinesgleichen, und bessern als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ists, wenn man die Versicherung, die er uns I. Th. S. 7 giebt, „dafs er auf der Schule mit besonderem Fleifse Lockes Buch über den menschlichen Verstand studiert, und nichts anders vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreymahl durchlesen, und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe;“ ich sage, noch lustiger ists, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung

an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studieren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniss gelangen würden, welche die gröfste Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sey," mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleyen, die der Übersetzer oder Kommentator — der zwar auch ein Räsonelist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist — beynahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Räsonieren aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beyspiele, dafs dem, den die Natur am Verstande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bakon, weder Locke noch Leibnitz Verstand eintrichtern können.

---

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Loos nur kümmerlich gefallen; aber er hoffe einst

Welten vortheilhaft zu verwechseln." — Man sieht augenscheinlich, dafs der Autor des Buchs (der wohl in jedem Betracht ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreywilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergifst, dafs Er und Johann Bunkel *ex hypothesi* nur Eine Person seyn soll. Denn dafs Bunkel unverschämt genug seyn könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen; er der achtmahl das grofse Lotterie-Loos des menschlichen Lebens, achtmahl das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reitzendste Weib, das nur immer ein Plato idealisieren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleyen und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genufs alles dessen, was sich der wollüstigste Jünger eines Saint-Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht, u. s. w. dafs er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läfst sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendende Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Nahme in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des I. Th. seinem eigenen moralischen Karakter hält,

hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: Zeige mir deinen Karakter aus deinen Werken! Er bekennt: „Sein Leben sey nicht von grosen Vergehungen frey geblieben. Allein bey dem allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden, und um andern Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus einem dunkeln und wolkichten Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube, spricht er, erheitert meine Tage bey allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen, und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buchs bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens alles was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge, und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham, u. s. w. herum klettert; immer aus dem wildesten, unzugang-

barsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höllen und Wasserfällen, in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium, kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus, und wenigstens eine so große Virtuosin, Filologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehendes Fußes mit ihr in ein weitläuftiges dogmatiko-polemisches Colloquium gegen die Athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, u. s. w. einläßt; hernach sich zu einer Sybaritischen Tafel hinsetzt, und etliche Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt; dann wieder klettert, und krack! wieder eine romantische Einsiedeley, und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Fryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus; und wieder auf den Athanasius und die Englische Kirche losgedrescht; und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Akten so oft wiederhohlt, bis alle die Engel von Schönheit,

Deisterey, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; — hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammen geheirathetes Vermögen in einer Nacht verspielt, und, um wieder zu Kasse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Kopulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine andere freyet, sie aber eben so bald wieder verliert; dagegen seine begrabene Braut als Frau Doktorin Stanville wiederfindet, und (weil der Herr Doktor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegentliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditierung der zurück gelassenen Manuskripte seines heterodoxen Herrn Sohnes, ganz zum reinen Christlichen Deismus bekehrt, anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt zur See zu gehen, und, wiewohl er vom Seewesen nichts versteht, als Kapitän seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen; — endlich im funfzigsten Jahre seines Alters zurück kommt, ein Landgut kauft,

und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt, um auf ein so wohl gelebtes Leben, mit völligem Bewußtseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurück zu sehen, und aus dieser schönen Kette von Landstreicherey, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinentste Buch zusammen zu flicken, das je aus dem Gehirn eines nonkonformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bachanalia lebenden, mißgeschaffnen Dritteldings von Deisterey, Pietisterey und Epikurismus hervor gegangen ist! — Das laß mir, als Beyspiel betrachtet, das Leben eines Christen, oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ists, wir werden zwischen den Akten dieser feinen Komödie mit allerley unerwarteten, lehrreichen, erbaulich lustigen Zwischenspielen regaliert, als da sind — die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmer-Republik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein Einsiedler, und (was

dich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bey den Filosofen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweykampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflektierendes Teleskop beobachtet, mit grosser Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber unglücklicher Weise ist der Autor von dem Anti-Athanasischen Teufel so schrecklich besessen, dafs er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne dafs wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich räsonierten antitrinitarischen Dedukzion, oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Ursachen, für gut, sich niemahls einzulassen. Wenn er zwey oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läfst, so ists doch immer nur Eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, dafs es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

In so fern mufs man allerdings diesem theuern Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheil-

len; dafs er den grofsen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unvermerkens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden, und zu zweckmäfsigen Mitteln, sein System von Christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen, oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als Einmahl bemerkt, zu bedauern, dafs Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner grofsen Diana, dem Razionalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sichs versieht, gegen seine notorischen Grundsätze, wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel, als ein Mann der seinen Locke dreymahl durchstudiert hat, sehr oft die Sachen von denen er schwatzt nur in einem Nebel sehe, d. i. es Deutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse was er wolle; — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weswegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannigfaltigkeit, welche sein fruchtbare

Genie, zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie, in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses, oder die schönen Engel, die so nach, und nach, unter Garantie des Franziskanermönchs Vater Fleming, die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beylager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worin sie beynahe ertrunken wäre, ins Trockne heraus zu tragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowieckischen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Stazia Henley, seine zweyte Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreyblättrigen Steineiche sich befand;“ neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen

Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten Hauskrone, Miſs Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede: daſs Herr Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinüber setzt, und „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt,“ die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt, und im nehmlichen Athemzug eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt; die sich hier, mit ihrer schönen Base, Agnesia Vane, in einer gar romantischen Einsiedeley allein befindet, und nichts dringenders hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres groſsen Vermögens zu machen. Sein Liebesverständniſs mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar, auf eine sehr alltägliche Weise, beym Gesundbrunnen zu Harrogate an: allein da Miſs Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citieren wuſste, so biſs sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung giebt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer

andern schönen Dame, bey der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken, etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens“ Gelegenheit, nehmlich durch studierte Betrügerey zwey hübsche Mädchen zu entführen, oder, wie Er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sklaverey bey ihrem geitzigen Vormunde zu befreyen, — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut seyn, dafs nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bey seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen: aber von Einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, dafs sie ganz original ist, und, wiewohl sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden; und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes, Karl Turner, bekannt wird. *) Er war, nach seiner löblichen Gewohnheit, im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mifstritt Tod war, zu den Filosofen von Ulubrä zurückzukehren; als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in

*) S. 78 u. f. im IIten Theile.

welche man, als auf einer Treppe, herab steigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein andrer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Öffnung in eine andre Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein grofser Waghals ist, entschliefst sich herab zu klettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang, und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen.“ Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben, und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges, kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit beschäftigt vor der Thüre safs, während nicht weit davon eine andre Zaubrerin stand und Fische angelte. Zwey hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel — für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch 6 Ruthen um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber weil der junge Herr, „vor Ungeduld die zwey Zaubrerinnen kennen zu lernen,“ nicht mehr wufste wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fufs aus, und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art“ herunter. „Es war eben Mittag, fährt er fort,

als ich bey den Frauenzimmern anlangte; und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, dafs sie die Farbe veränderten und die eine laut zu schreyen anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, dafs ich ihr gehorsamster Diener sey, u. s. w." Man mufs gestehen, dafs diefs wirklich eine drollige und affentheurliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist; und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserm Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamen Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden. Aber freylich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnak, oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals, oder eines schönen, jungen, Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mit unter liefe: wo sollte einer die Geduld hernehmen, sich durch den dummsinnhaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in

diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt, bekannter Maßen, von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht Eine der andern gleich seyn. Herr Bunkel hingegen richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nehmliche Todesart hin. Miß Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe," überall schändlich zugerichtet, wurde „das garstigste und unerträglichste Schauspiel!" — O Bunkel! Bunkel! — Seine liebe Charlotte stirbt zwar, nach einem entzückenden Zeitlauf von zwey Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber: aber Stazia, die ihm, wenige Tage darauf, sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt." Wohl ihm, daß es noch mehr hübsche Mädchen gab! daß es eine schöne und reiche Antonia Kranmer gab, die ein Mann wie Er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;" aber nach zwey Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern, und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm

betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie No. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miſs Turner, seiner fünften (respektive sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichsten ist: denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saſsen, durchgingen. Unglücklicher Weise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt, (aber freylich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!) spielt seine Fantasie noch wunderlicher; die wird gar zweymahl todt gemächt: einmahl bloſs zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser, an keiner Krankheit; das zweyte Mahl aber im vollen Ernst an den leidigen Blattern, nachdem der liebe Mann vorher seine Interimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner dopelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen lieſs, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwey am hitzigen Fieber, und vier an den Blattern! In Summa Acht Weiber in Zehn Jahren! Chaucers berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses

trinitarisches Belialskind! Das macht freylich einen Unterschied!

---

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreyleibichtes Ungeheuer, unter dreyerley verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman; als theologisches Lehrbuch, und als Vorbild und Beyspiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Komposizion, ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatiko-polemischen Seite werth sey, ergiebt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inkonsequenz, und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreymahl durchstudiert hat, um denken zu lernen," meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen, liefse sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge gröfstentheils saft- und kraft-

loser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneygläschen gestellt wäre, damit ein jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem ehrwürdigen John Bunkel, auch als Beyspiel und Vorbild der Lehre die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten!

Es ist nicht zu läugnen, bey aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die Englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche, hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört. Ein Christ ist, nach seiner Theorie, ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daſs er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt; daſs er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverläugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung, etc.“ Christo ähnlich ist; ja, daſs er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten

nachzuahmen, und nach seinem Vermögen*) vollkommen zu seyn, wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist, u. s. w.“ — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzählige Mahl durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört, und gewohnt ist, die Leute nach dem was sie schwatzen zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgiebt, ein mit denselben übereinstimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiednen Verhältnissen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwätzen nicht — sondern als ob er einer wäre:

*) Diese moralische *Clausula salvatoria* steht hier nicht für die lange Weile da: denn wenn Meister Bunkel, wie am Tage liegt, ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das schlimmste ist nur, daſs jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.

lebt aber immer wie alle Zöllner und Sünder auch leben; bringt seine Zeit mit gut essen und trinken, scherzen, spielen, tanzen, herumschwärmen und müssiggehen zu; verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern; heirathet eine nach der andern; begräbt eine nach der andern; liegt schon wieder bey einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist, und rechtfertigt sich deswegen — mit seinem Temperament; — verspielt sein ganzes Vermögen in Einer Nacht; entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind; — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling und Libertiner, und hat die Unverschämtheit — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — blofs aus dem zweyten Theile, der mir just zunächst liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Filisofen zu

Ulubrä) setzten sich mit mir bey verschiednen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier fand sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war alles aufs zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel, und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas, und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg." — Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bey Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miss Henriette Eusebia, als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41.) an einer vortrefflich besetzten und mit einem grosen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust, und der Nachmittag abermahls mit Scherz zugebracht. Freylich bezahlt Herr Johann beym Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Katheder-rede gegen die Lehre von der Dreyeinheit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beschriebne Art, zu Miss Turner und Miss Jaquelot herab, die er als ein paar — reitzende Prinzessinen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern, sagt er, brachte ich drey Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt u. s. w." Indessen muss' es zuletzt doch geschieden seyn! Aber auf unsern Anti-

trinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisiert, (d. i. Wasser ins Meer giefst) und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt: dafs es jetzt zehn Uhr sey, und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner grofsen Freude „verschiedene Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück" herein bringen. Bunkelchen wird eingeladen, und bringt abermahls etliche Tage auf Kosten andrer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemahl „ein herrliches Mittag- und Abendessen." Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel, als einer dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beywort noch nicht genug gewesen wäre! — Da Bunkel, nächst gutem Essen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat, als ein schönes Mädchen,

so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miss Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, dass sie eine ganz abscheuliche Fuchsjägerin war, und immer bey den Hunden seyn musste, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick, sagt Meister Bunkel, erwartete ich, dass sie sich „den Hals, den lilienweissen Hals,“ brechen würde. Sonst wurde ich von allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter*) gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnte ich nicht fortkommen u. s. w. Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurück bleiben?“ Diese loyale altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweyten Tage einen erschrecklichen Fall, wobey er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaktion, dass die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es Gott Lob! ohne Schaden ablief, und blofs zu einem nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen beiden Anlafs gab, auch bald darauf bey einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen

*) Eine feine Qualität an einem Evangelisten und Reformator!

alten und edlen Weins alles wieder vergessen wurde; worauf bey einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: dafs der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom grofsen Verfall des Christenthums sey, und über die Echtheit der heiligen Schrift, eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung machen, dafs Gott — Gótt sey. — Die Unterredung schliefst sich auf eine erbauliche Art mit der Apostrofe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen, und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, dafs wenn J. C. einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren etc.“ — Und, in Gemäfsheit dieser guten Entschliefsung, begiebt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg, und springt über Graben, Stock und Stein wieder zu den Filosofen von Ulubrä zurück, um ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen, und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Überdrufs verursachen, wenn wir noch mehr Beyspiele häufen wollten, mit welcher thierisch sinnlichen,

schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt wiederkäut. Das Buch ist, bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers, voll davon. Übrigens wird ihm niemand übel nehmen, dafs er gern was Gutes ifst und trinkt, sondern nur dafs er so viel Aufhebens davon macht, und dieser und andern sinnlichen Vergnügungen, durch die Art wie er davon spricht, einen so grofsen Werth beylegt. Und auch dieſs nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem mehr als Epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun, und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen, und sich seines Lebens freuen, so lang' er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, dafs ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen, u. s. w. weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich

nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; *) einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: dafs er mit einem Dutzend Herrn und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren als die wohlerzogensten Leute seyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen, und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen, **) — und wenn er von allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield, oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ists, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen; und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn, und mehr als Unsinn, es ist Ärgerniſs und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beyspiel eines wohl geführten Lebens aufzustellen!

*) III. Th. S. 109. f.

**) II. Th. S. 347. f.

Ich sehe, dafs ich mich unvermerkt ereifere, — und, weil ich gerade keinen Freund bey mir habe, der mir, auf gut Tristrammisch, durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel-Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, — so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein wenig, in aller Ehrbarkeit, den Vorhang weg, und sehen, wie sich der Mann mit seinen schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverläugnung übt. Wir werden finden, dafs der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sankt Johann Bunkel ist.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohl gelehrten Mifs Noel, in freundlicher Antwort auf ihre filologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein halb Dutzend Küsse von ihren balsamischen Lippen raubt,“*) wollen wir, als einen ungezo-

*) I. Th. S. 75. Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuieren wollen, dafs es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Kathederreden über die erste Sprache zu halten, und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein halb Dutzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst.

genen Jünglingsstreich, um so eher übersehen, da Miss Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar, sagt er, fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein da ich sie um Vergebung bat, und ihr vorstellte, dass keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen *) und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen habe, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten? Mit Freuden, antwortete ich; und sogleich wurde ein Spiel herein gebracht. Wir setzten uns nieder zu Kribbage u. s. w." Nach einigen Spielen wurde Miss Noel gewahr, dass eine Flöte aus seiner Rocktasche hervor guckte. Sir, sagte sie, Sie spielen wohl auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen. Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr

*) Bunkel ist wohl der erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte, als er. Das *sibi convenientia fingere* ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zu Trotz, gar keinen Begriff zu haben scheint.

zu zeigen, daſs er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorliest, und sagt: daſs er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli“ (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) fing ich an auf das lieblichste — wie ich konnte, zu blasen. Aber auch dabey lieſs ers nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmahl auskramen zu können, muſs der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazu kommen, und sogleich vermuthen, daſs Meister Bunkel ohne Zweifel eben so gut singe, als spiele. Mit beiden will ich aufwarten, so gut ich kann, antwortet der junge Pennal; und stracks fängt er an sein Lied zu singen, (vermuthlich eine Arie des Lulli) das dem alten Herrn, „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts,“ (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daſs der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zwey Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miſs Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzählter Maſsen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der

menschlichen Geschöpfe in den scheuslichsten und widerlichsten Klotz und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten.“ — Im Vorbeygehen gesagt, romanhaft denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseaus neuer Heloise, am Bette seiner an eben so scheuslichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten, sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freylich unmöglich gewesen seyn, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachtbecken voll scheuslichster Beywörter herab zu schütten. — Aber einem Kerl von Bunkels Temperament ists allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, dafs ihm ein so appetitlicher Bissen, als Mifs Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag, von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Dutzend so *ex abrupto* geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bey Mifs Charlotte Melmoth,

seiner zweyten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, dafs er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt; ungeachtet diese Mifs aufserordentlich schön war, und Bunkel drey ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb, und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu) so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, dafs sie zwey geistige Sosiasse oder Kopeyen eines von des andern Seele waren.“ *) Auf den Leib, sagt er, ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sichs für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt! — Aber freylich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwohl hier selbst, dafs auch bey den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die Möglich-

*) Th. I. S. 101.

Reit einer so Platonischen Liebe bey einem Temperament, wie das seinige, bey einem dreywochigen steten Beysammenseyn in einem Wirthshause, und zu einer so aufserordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Fänomen selbst nicht wohl anders, als durch die Macht, welche das Bild der schönen Mifs Noel noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenns länger als drey Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser Platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann wurde, sobald er einmahl von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läfst sich für nichts stehen. Indesen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, dafs sie auf ihrer Seite alles mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Koncept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beysammen: aber — „anstatt von der Venus und irgend einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen *Academicis* und *de Finibus*, u. s. w. mit der Frage: ob Ödipus oder Elektra die beste Tragödie des

Sofokles sey, und in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?" Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge, — „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristofanes und von Griechischen und Römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sankzius und Hyckes nordischem Thesaurus," *) — und da konnt' ihnen der Asmodeus freylich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den grofsen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nehmlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr *Tete à tete* in Wirthshäusern beysammen sitzen, in so fern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben, und von nichts anderm zu reden, als von *Cicero de Finibus*, Hyckes *Thesaurus* und *Sanctii Minerva*." Gewifs ein unfehlbares Arkanum, auf dessen Erfolg jedermann, auch ohne es probiert zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 25sten Jahre, als er diese Probe von Platonischem Heldenthum und Stoischer Kälte ablegte; und wir finden,

*) S. 102, 103.

unmittelbar nach seinem Abschied von Miſs Melmoth, während seines Aufenthalts bey der frommen Frau Martha Price, und sofort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miſs Melmoth, eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den, seinem Geständnisse nach, die Dame Azorä (Stifterin und Groſsmeisterin der herrlichen Frauenzimmer-Republik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug, und „mit ihren wohl gestalteten Füſschen, die sich bey ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidnen Schuhen und den feinsten weiſsen Strümpfen sehen lieſsen,“ auf ihn machte; welches ihm jedoch, als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeihen ist — zumahl da das Ärgerniſs, wofern hier eines Statt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieſs eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweyjährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25stes Jahr in Ortons Einsiedeley (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Flemings

Fleifs, zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Filologin, Charlotte Melmoth, lebt: so möchten wir wohl sehen, was denn Herr Bunkel, als einer, der in Selbstverläugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmahl, was er thut, um nur werth zu seyn, dafs er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe, als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels, und scheint sich viel damit zu wissen, „dafs er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet, und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion, und die damit übereinstimmende Natur, es erfordert.“ — Aber aufserdem, dafs er ein Ungeheuer hätte seyn müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograf im Grunde — Nichts sagt; und es scheint doch wohl keine übertriebne Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas mehrers erwarten, als ein Daseyn, in wollüstiger Ruhe und an einer steten Kette sinnlicher Ergetzungen hin-

geschlendert. „Ganze Tage brachten wir zu, sagt er, dafs wir fischten, und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers, oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses, speiseten. *) — Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem grofsen stehenden Wasser zu fischen u. s. w. In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schiefsjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib über alles, und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses Vogelwerk niederschofs, bis wir des Abends spät über die felsichten Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten, und bey unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Grofsen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir

*) Bunkel glaubte vermuthlich durch dergleichen eingemischte Bilderchen seine platte Lebensbeschreibung interessanter zu machen. Aber was geht das uns an, wenn er sichs unter einem alten Baum oder in einer kühlen Grotte wohl schmecken liefs? Gut für Ihn, und prosit die Mahlzeit! Uns braucht er nicht zu Zuschauern dabey zu machen. Solche Züge werden nur interessant, wenn uns die Personen, wovon die Rede ist, sehr lieb geworden sind. Aber wer konnte Herrn Johann Bunkel und seine aus der Luft gegriffenen Weiber lieb gewinnen?

entweder bey einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobey Charlotte ihre göttliche Stimme hören liefs. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben, u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse, und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahreszeit, jede Stunde ergetzte uns, und machte uns Freude.“ — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bey. „Es war unmöglich, sagt Bunkel, in seiner Gesellschaft mifsvergnügt zu seyn. Seine Gemüthsart und sein Singen bey einer Punschschale waren schon zureichend den Milzsüchtigsten aufzumuntern, und den Verdrieflichsten zum Lächeln zu bringen.“ — All gut, Herr Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genossen, nicht wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht was ihr gethan. Essen und Trinken, und müfsig gehen, und sich erlustigen, und andre für sich arbeiten lassen, ist, wenn ihr wollt, eine gute Art von Sardanapalischem, Sybaritischem, Schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biografie würdig ist es wahrlich nicht! Das heifst weder

leben, wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu seyn, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das eben so gut, und ohne dafs er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein andrer zu seyn.

Indessen stirbt Madam Bunkel, nach zwey so glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicher Weise werden auch Freund Thomas Fleming, und ein Bedienter nebst zwey Mägden von der nehmlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bey dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig: denn er beträgt sich dabey weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. Wie untröstbar mufste ihr Gatte seyn! ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin, und stellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemahls ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Klasse als ein Schulexercizium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antitheten zusammen geflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der Tod ist es, der den Eroberer sich seines Nahmens schämen läfst etc. der Tod ist es, der den Stolzen und Übermüthigen sagt, dafs sie Niederträchtige sind etc.

aber doch mit der Hoffnung, dafs ihn das Schicksal wohl einst wieder dahin zurück führen könnte. Denn, sagt er, „es liefs sich ja gedenken, dafs herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmahl hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge durch den Zufall können bewirkt werden.“ — Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sey, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmahl wieder lustig, und „macht sich auf, nicht, sagt er, wie Don Quischott in Hoffnung ein Königreich zu erobern, oder eine schöne Prinzessin zu heirathen; sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen, und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn, setzt er mit einer unbegreiflich stupiden Naivität hinzu, diese beiden Dinge zusammen genommen waren allein vermögend mich wirklich glücklich zu machen.“ Sein Diener, O-Finn, mufs also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bey dem Skelet von weiland Karl

Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem Pergament anders geschrieben stehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? — Aber freylich ein schönes Stück, und über einen Text, über den sich schon was — extemporisieren läfst. Denn es handelt von den letzten Dingen, und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: Nimm diefs daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher! etc.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläfst Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, dafs ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes seyn werde, rückt er weiter vor, bis er bey dem alten silberhaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beynahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte grofse, schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet, u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. — „Ihre Schönheit, sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz sogleich, und flöfste

meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte." — Bunkel macht sein Kompliment, wird so gut aufgenommen als er sichs nur wünschen kann, und in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder, Bunkel muſs seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet groſses Belieben daran, daſs sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daſs er sich gegen eine falsche Religion erklärt. Morgen früh um 8 Uhr beym Frühstück sollen Sie erfahren, sagt er, was ich für Sie thun will, „wir wollen jetzt das übrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen — und dann zu Bette."

Morgens früh beym Frühstück erklärt der alte Groſspapa, daſs er entschlossen sey, Bunkels antitrinitarische Standhaftigkeit durch seine Enkelin Stazia mit den groſsen, schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen, und einem groſsen, funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. — Nur setzt er die unwillkommne Klausel hinzu: daſs er noch warten müſste, bis das Mädchen das 22ste Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen groſse Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie mans in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sey ihm zwar viel Ehre; aber er besitze nicht Eitelkeit genug zu glauben,

dals er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und dafs sie dazu gezwungen werden sollte, — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so grofsmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilhol: aufhalten, und „der Miss Henley die Versicherung geben, dafs er ihr gehorsamer Dienersey etc.“ *Dictum factum!* Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da, und wird in dieser Zeit von Jungfer Stazia sehr bezaubert. Soll auch niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Müfsiggänger zugebracht! Denn „Vormittags sals er gemeiniglich in der Bibliothek, und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern; und Nachmittags spielt' er mit Miss Henley Karten.“ — Zu Anfang des März starb der alte Grofspapa; und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sey weiter nichts zu thun, als zu heirathen. Ich wollte, sagt er, schon nach dem Franziskaner Flemjng schicken — (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — *pro forma* — sanktificieren läfst.) Aber Fräulein Stazia, „wie sie sah, dafs sie nun ihre eigene Gebieterin war, und ein grofses Vermögen, bar Geld und ein Gut hatte, so — hatte diefs alles (wer hätte sichs träumen lassen sollen?) einen Einfluss auf ihre Denkungsart, und machte eine Verände-

rung.“ Kurz, die junge Dame gab unserm heifshungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, dafs sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstiefse, und wenn er zehnmahl so viel für den Christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen liefs. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen fest; und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freylich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäufsert hatte. Er demonstrierte ihr, — einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — dafs die Ehe eine gar gute Einsetzung sey, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sey, und als eine solche die Taufe für ein Denkmahl des Gnadenbundes erkennè müsse.“ — Es ist Schade, dafs wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Dedukzion voranalisieren können, um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, dafs die Taufe ein Denkmahl des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, dafs Jungfer Stazia sich

von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen mußte. Diese Dedukzion nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein, und ist die angenehmst-seltsamste Art sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemahls einem Original zu Sinn gekommen, oder Deutsch heraus zu sagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemahls aus einem menschlichen Hirnkasten heraus geschüttelt worden. Nur etwas weniges davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortreffliche Stazia, sagt der theure Mann, der von Locke so gut räsonieren gelernt hat, wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will dein Gott seyn und deines Samens nach dir, u. s. w. Bedenken Sie, sage ich, daſs diese unschätzbaren Segnungen etc. nicht allein mit der gröſsten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden. Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmahl, u. s. w. und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so muſste der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird

aus diesem grofsen Vorrechte, wenn Christliche Frauenzimmer etc. sich zu einem einzelnen Leben entschliefsen, und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu Christi Theil zu nehmen? u. s. w. Seyn Sie daher vorsichtig, vortreffliche Stazia. — Es ist ein grofses Verbrechen, die regelmäfsige *) Fortpflanzung von Menschen zu verhindern. Lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehlichen Sie Sich, ruhmwürdige Stazia, verehlichen Sie Sich, und lassen Sie den Segen Abrahams über die Heiden kommen! Setzen Sie Sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheifsung: Ich will meinen Geist auf deinen Samen gieſsen u. s. w. Dieſs fordert Ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, dafs es in dem Herzen der Menschen Bosheit seyn müsse, welche bey der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille

*) Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene regelmäfsige; denn sein Beweis gilt eben so viel von der unregelmäfsigen. Der Franciskaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache.

mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu setzen? — Preiswürdige Stazia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie sich zum Ehestande entschließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie ist euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung denkt ihr, daß eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel vorgetragen, auf die preiswürdige Stazia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emetikus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miss Stazia etwas bessres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre; ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als ers zu seinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber so lief es freylich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicher Weise zu vermuthen war. Unter dieser meiner frommen Vorstellung, sagt er, verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Stazia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den

Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Christin. In meinem Herzen ist keine Bosheit — Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben." — Bezaubernd des Wort! ruft der Mann in seinem Drang den Himmel zu bevölkern aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt, und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwey Jahre zu Ortons-Lodge, „in einem Stande der Freude, dafs man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen," — ohne dafs er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abrahams über die Heiden gebracht habe." — Ein hübsches Geschichtchen, in jeder Betrachtung!

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen den nächsten fünf oder sechs Jahren noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so mufs sich Frau Stazia nach Verflufs der zwey Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht diesmahl nicht so viel Ceremonien als bey seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drey Tagen die Augen nicht aufgeschlagen." — Drey ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freylich eine sehr denkwürdige That! Es war aber auch alles

was Fleisch und Blut, bey einem Manne wie der unsrige, fähig war. Am vierten Morgen liefs er sich sein Pferd satteln, und zog — wieder auf die Freyte. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in grofser Abgeschiedenheit von der Welt, nach einem Entwurf des ehemahls berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der Christlichen Vollkommenheit nachjagten. Dafs es bey dieser Gelegenheit wieder Deklamazionen über den Verfall des Christenthums bey den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkels absetzt, kann man sich leicht vorstellen. Übrigens, sagt er am Schluss einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut: „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beyfall; es ist ein göttliches Leben.“ Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man mufste da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Stazia aufgefordert hatte, — und ein solches Leben war nun einmahl seine Sache nicht.

Er reitet also fürder, und geräth, wie gewöhnlich, in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von achtzehn Jahren, Nahmens Antonia Krahmer, eine vater-

und mutterlose Waise, zuweilen aufhielt; *) ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf die erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler giebt, wird der Gedanke in ihm rege: Das wär' ein Mädel für dich! und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Stazia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bey ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein *Horror vacui* ganz außerordentlich. Er präsentierte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich gebildet war, als — ein Frauenzimmer seyn kann," und — was mußte in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden,

*) Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Kollektaneen zusammen häuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre.

ohne dafs ihr euch deutlicher erklärt. Gut für euch, dafs das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte," so gierig war nach euch zu schnappen! Denn da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn beym Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen liefs sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bey ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinierten und soupierten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbey gerufen wurde, die neue Winkel-Ehe so gut er konnte zu vidimieren. Nun gings wieder ans Génieſsen! — Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung, sagt der gottselige Bunkel, und das, was menschliche Glückseligkeit heifst, genossen wir in vollem Mafse. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwey Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beysammen.

Das beste war indessen, dafs es auch nicht länger als zwey Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern, und hinterliefs den armen Mann „untröstlich," — so untröstlich, dafs, nachdem er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Stazia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht, und nach dem Gesundbrunnen zu Harro-

gäte reiset, um sich — die vierte Frau zu hohlen. Das schnödeste dabey ist, dafs ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöfse seines böckischen, alten Adams dienen mufs. Denn, wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollen, so verliefs er Ortons-Lodge blofs, um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ists, wo den seltsamen Menschen endlich einmahl eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne dafs er bey seinen verschiedenen Ehen das mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber giebt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für allemahl eine allgemeine Antwort gebe, (sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe) so halte ich es schon für zureichend anzuführen, dafs ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind, und auch, so viel ich gehört habe, niemahls etwas merkwürdigers verrichtet haben,

als aufstehen und frühstücken, lesen und herum laufen, essen und trinken: so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich seyn, sich bey der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten." — So? Und was merkwürdigers verrichtet den Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bey jeder Berührung aufzittern, und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendliche Mahl merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind, als alle Ungeziefer seiner Filosofen zu Ulnbrä — Elender Mensch! (wiederhohl' ich zum zweyten und dritten Mahl) der Vater ist, und von Kindern, von Seinen Kindern, in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für allemahl sprechen kann! Deine Einsicht reicht freylich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst, als die schalen Mährchen, die du uns von deinen eignen männlichen

Jahren zu erzählen hast! — Doch warum mich ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich seyn? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. — Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden, oder nichts interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freylich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit an seine Progenitur zu denken. Er muſs über Hals über Kopf nach Harrogate, um sich sich seine vierte Frau zu hohlen. Und wo denken wir wohl, daſs er seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? — Die Dame nannte sich Miſs Spence, und war eine Art von Komposizion, wie man diesseits des groſsen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen, und die Gestalt der Mediceischen Venus: Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daſs er sie nicht auch noch, als eine zweyte Pandora, mit dem *Non plus ultra* aller übrigen Vollkommenheiten der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte

die vierte Frau eines Mannes wie Er nicht auch noch die Leier Homers, den Meißel des Fidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? — Bey solcher Bewandtniß kann ihm denn freylich niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äußerst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun.“ Miß Spence war „nicht grausam,“ aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er sie darüber sagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in seiner eignen steif lächerlichen und dumm ernsthaften Manier dafür zurück giebt. Indessen läßt sie ihm doch Hoffnung, und beschiedet ihn, bey ihrer Abreise, zu sich auf ihr Gut zu Kleanor. Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einige Mahl auf dem Wege, und jedesmahl aus weisen — Autorsabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche, wie alle übrigen, aus deren ungefährem Beysammenseyn das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Übrigen, auch hätten nicht da seyn können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715, als Knabe, in Irland, seinem Vaterlande, manchen Kontertanz getanzt, auch Komödie gespielt

hatte, wo Sie seine Imoinda und Er ihr Valentin gewesen war. In dem Augenblick, da sie sich erkennen, „faßt er sie in seine Arme, und erstickt sie beynahe mit Küssen;“ und so glücklich ist Valentin Bunkel bey den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt darüber ungehalten zu seyn, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht.“ Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann gehts zu einem auserlesenen Mittagsmahl, wobey sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren, und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu setzt) ihrer zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Kontertänze getanzt, und die reitzende Imoinda war seine Beytänzerin. In diesem herrlichen Vergnügen brachte er vierzehn Tage zu, ruft unser neuer Apostel aus, erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence, und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Kleanor zu eilen; „aber sein Schicksal führte mich einen andern Weg.“ Natürlicher Weise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Götter nicht nur so für die lange Weile ins Spiel. Aber es geschieht bloß, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Winkup zusammen zu bringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, „daß Bunkel

mehr trinkt als er Willens war," und sich sodann leicht bewegen läßt, mit jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken, sagt er, tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beytänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miss Veyssière von Kumberland, das theure Geschöpf!" — Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein eben so starker Tänzer als toller Reiter gewesen sey. „Der berühmte Paddy Murfy, sagt er, gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist. Dieser Herr, und Langhan, ein Müller, welche alle Nacht bey des berühmten Stretche's Puppenspiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf ich sie weit: aber gegen Miss Veyssière konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und sie wußte solche mit einer solchen Behendigkeit zu machen, daß sie ein in der Luft tanzender Engel schien. Wir tanzten acht Nächte zusammen, und die ganze Gesellschaft sagte, daß wir

zacht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Aristotelischen Venus-Christin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Winkup mir nicht gesagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, sie einem alten Manne, der ihr Großvater seyn könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern u. s. w." —

Man weiß nicht, ob man über den Pinsel lachen oder unwillig werden soll, der mit solcher Spinnstuben-Waschhaftigkeit seine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt, und bey jeder Gelegenheit, wo ihn sein eigner Karakter überrascht, denjenigen, den er angenommen hat, so gänzlich vergißt, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da sie eine Maus erblickte. Man muß gestehen, dergleichen Stellen, wo man *volens volens* lachen muß, giebts hier und da in diesem Wunderbuche; aber freylich nicht über die Laune des Verfassers, sondern über seine Dummheit, die so ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulschellen geben möchte.

Am 1. Jun. 1751 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Winkup abschied, um nun in ganzem Ernst zu Miß Spence nach Kleanor zu wallen. Aber das Schicksal spielt schon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne.

Er verliert seinen Weg abermahls, und kommt — „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er, zu seiner großen Freude, Landeskraft, nehmlich den Irländer Tommy Klancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen — welches aus Forellen, schönem Bier, und einer Schale Punsch bestand," — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweyer Dorfprinzessinnen bekannt, die sich bey ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Nahmens Kock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fieldings und Smollets Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daß sogar der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein Irländischer Dorfschenke erzählt, und ein Irländischer Bel-Esprit, wie Herr Johann Bunkel, zuhört; so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweyer reicher junger Mädchen und eines alten geitzigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen, als einen alten Vormund und ein paar junge Mädchen, wie sie ordentlicher Weise je und allezeit gewesen sind

und seyn werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter, und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Akten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen, wie Salomo, nichts als Eitelkeit sieht, und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt, — hat sich in den Kopf gesetzt, daſs ein paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts bessers thun könnten, als sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu lassen. Man sieht, was aus so stark kontrastierenden Karakteren folgen muſs. Die Mädchen sehen den alten runzlichten Vormund für einen Popanz, und sich selbst für ein paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut sie zu befreyen, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheidten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? — Gut! aber einem Bunkel ist alles zu verzeihen — oder nichts. Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daſs er, auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen, wie Thoma's Glanzy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen

Entschluſs faſst, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i. auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher seyn, als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es giebt keine Übelthat, die sich, unter gewissen Umständen, nicht vermittelst der nehmlichen Trugschlüsse rechtfertigen lieſse. Stehlen, Ehebrechen, falsch Zeugniſs geben, Kirchenraub, Giftmischerey, das Ärgste, mit Einem Wort, ist, nach Bunkels Art zu räsonieren, erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daſs ein guter Zweck dadurch befördert, oder einem bösen Menschen sein Koncept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Kok verübte Büberey vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowohl von seiner äuſserlichen Gestalt, als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel — angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel, und Reformator — entführt (es sey nun aus welchem Beweggrunde) zwey junge Mädchen ihrem rechtmäſsigen Vormund, und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nehmlich durch ein ganzes Gewebe vorsetzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne

alles Gefühl von Ehre erzählt, *) der mit seiner Schande prahlt, und sich was grofses darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerey, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. —

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäfsig macht, ist, dafs er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, sechzig Englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt, und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läfst er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, dafs „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren.“ „Zu Hause, setzt er hinzu, spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte — u. s. w.“ Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm; und da die Mädchen munter und lebhaft, und in Ansehung ihrer jungen Jahre im geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben viel länger da zu bleiben.“ Aber das wollte sich

*) S. II. Th. S. 357—60.

freylich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mufste doch endlich sein der Miſs Spense gegebenes Wort halten. „Ja, sagt er, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miſs Tolston, oder die noch schönere Miſs Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle beide? um den Segen Abrahams über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können — Aber freylich, setzt er gleich wieder weislich hinzu, wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen, und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt.“ — Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. — Und wo meinen wir, daſs er sie nun hinbrächte? — Wohin anders als in seine Einsiedeley Orton-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren, daſs die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wuſste, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daſs Kreaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sähen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und

wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süfsen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweyten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie Eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufschlofs, und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen, und verschiedne Getränke hervorbrachte.“ Nun ging wieder ein Leben á la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bey ihren schönen Gesichtern und Personen, setzt er gleich hinzu, waren sie sinnreich, munter und einnehmend, und versüfsten mir jeden Augenblick. Hätte ich mich bereits nicht mit Miss Spence eingelassen, so wäre ich gewifs bey diesen zwey jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Orton-Lodge ein Eden gewesen seyn. Sie waren beide reitzende Frauenzimmer. Miss Llandsoy war ein recht göttliches Mädchen.“

Bey allem dem mufst' er der Miss Spence Wort halten. Er setzt sich also den ersten Julius auf seine Rosinante, und reitet wie-

der auf Harrogäte zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsichter Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paſs durch die Felsen, auf dem es so finster war als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho-Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern“ hinter den Bergen sich befinde? Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läſst, geht er ihm nach, und watschelt beynah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad, wie alle unlustige Pfade unsers Abenteurers — in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefähr zwanzig Morgen Landes groſs — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten, und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft, und gar wohl angelegte mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, alles an einem gar schönen See gelegen, und mit gar schön hervor ragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer

Entfernung dem Hause gegenüber gar schöne Wasserfälle in den See stürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen, sagt der lügenhafte Prahler, als die meisten Menschen; ich bin mit Nazionen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so schönes und rührendes, als dieſs Ganze war, gesehen!" — Aber freylich wäre dieſs Ganze weder so schön noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musikalisches Buch in der Hand hatte, und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmahl besann er sich, daſs er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drey Tage seyn. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speisete den fünften Julius bey dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmond-Shire, ritt von da nach einem Kartheuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreyen Söhnen des heiligen

Bruno mit guten Fischen, gutem Brot, Wein, (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen) vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den 8ten Julius reiste er weiter, und gelangte endlich, wo Kumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrow, gegen Nordwest von Thielwall-Kastle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle, und von da zu der Hütte einer beynah eben so wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden. Er hieſs Klaudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war, und sich nach diesen Elisäischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalznen Forelle, Zwieback, schönen Früchten, und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nösel Rum und etwas Kremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabey als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Strafse; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Hand-

schrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung, betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese wer mag und kann das platte wortreiche Lokus-Kommunis-Gewäsche und Schulexercizium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Pot-Pourri der schon zehnmahl aufgewärmten Socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreyeinheit, Erlösungswerk, u. s. w. Man schläft freylich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrogäte zurück, und findet da einen alten Brief von Miss Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten, und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstrasse zu nehmen. Dieser Brief setzte ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele, sagt er, ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!“ Er steigt also Morgens um vier Uhr zu Pferde und trifft Abends um sechs Uhr zu Kleator ein — „nachdem ich, sagt er, des Tags fünf und siebzig Meilen zurück gelegt, nehmlich

| | | |
|---|---|---|
| von Harrogate nach Knaresborough | 8 | Meilen |
| von da nach Katarik | 22 | — |
| von Katarik nach Gretabridge | 15 | — |
| von Gretabridge nach Bows | 6 | — |
| von Bows nach Brugh in Westmoreland | 13 | — |
| von da nach Kirkby-Steven bey Whartonhall | 6 | — |
| von Kirkby-Steven nach Kleator | 6 | — |
| und also zusammengerechnet | 75 | Meilen.“ |

Hat man je gehört, daſs ein Biograf seines eignen Lebens die Welt umsonst und um nichts, sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regaliert hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzuheften. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miſs Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt, und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu seyn schien,“ — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet, — als, „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung

der Fluxionen, u. s. w.“ vor allem aber von ihrer Stärke im Christlichen Deismus, als dem grofsen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: dafs Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer, und ihren zwey Bedienten, nehmlich ihrem Lakey und ihrer Kammerjungfer, den 31sten Julius von Kleator abreiste, den 10ten August sehr wohl mit ihnen zu London ankam, und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehlichet zu werden.“

Und nun, liebe Leser, schaut auf, und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weifs! — „Der Mensch handelt weise, sagt er, der sich sowohl auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Mifs Spense ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor, und entschlofs mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen.“ — Nun sehe man einmahl, wie klüglich der Mann daran gethan hatte! — Denn sie starb noch, ehe ein halbes Jahr verfloss — an einem bösartigen Fieber, des-

sen Geschichte, nebst der Art, wie solches von vier berühmten Ärzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäfsig darthut: dafs, wenn die Herren bey der kranken Frau in Zeiten zur Aderlafs geschritten, und ihr anstatt der verderblichen *Alexipharmacorum* die *Conserua luiulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd. in aqua hordei* gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hülfe glücklich kuriert worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel liefs, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich, setzt der lästerliche Mensch hinzu, den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja ich will!“ — Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern, und noch einmahl sein Glück zu versuchen.“

Diefsmahl geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Nahmens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute, und über Chymie,

Alchymie, Spiefsglas, Wismuth, Zink, Arsenikum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt ihr euch verbessern?) beschliefst.“ — Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Nahmens Monkton, stöfst, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus, und giebt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein paar Flaschen, sagt Bunkel, redeten von tausend Sachen, (das mag ein schönes Salmigondy gewesen seyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beiden Herren nahmen einander so gut an, dafs Bunkel sechs Tage da blieb, und Herrn Monkton etliche Dutzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat grofse Mühe, sie endlich

vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sakrament der Ehe mit ihm zu begeben; „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, dafs die christliche Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben bestehe.“ Indessen ging es drey ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen,“*) und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten seyn — als es sich begab, dafs er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen mufste. — Leider! sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, mufst' er wieder umkehren, und machte sich sogleich einen grofsen Spafs aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süfsem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein, fährt der liebe Mann fort, ging leise nach meiner

*) Wir können unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkels Vortrag und Styl zu studieren. Neologisch ist er gewifs nicht, das wird ihm niemand nachsagen.

Stube, faſste das Schloſs sanft an; und wollte, wenn meine Zaubrerin schlummerte, diesem Abgott, meines Herzens einen Kuſs geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich" — Nun? Leser und Leserinnen! Was meinen Sie, daſs der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setze alles daran was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delikate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiſs, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben. — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes, und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte." — Das war nun freylich eine Vision, die sogar einen Bunkel, mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiſs, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äuſserste Bestürzung — aber nicht in Wuth, sagt Herr Kornifiz; ich sagte bloſs: Ist das Louise, die ich sehe? und schmiſs die Thür zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter, und den selbigen Weg wieder hinaus, den ich herein gekommen war, — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemahls wieder gesehen."

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden ist) „mit gutem Gewissen, und mit völligem Bewufstseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn," in sein Leben zurück sehen kann, mufs doch wohl werth seyn, dafs wir diesen Auszug aus seinen *Confessions* — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biografie für alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege sich die fünfte Frau zu hohlen, und sein moralischer Karakter zeigt sich bey jeder neuen Freyerey und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Mifs Turner, zu welcher unser Held (im 2ten Theil S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herab getaumelt kam. Diese — ist das erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwey Bedienten, in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und „wenns möglich ist, sagt er, etwas hübscher" geworden war. Aber sein Bedienter

O-Finn hatte eine feinere Nase. Genug, es war Miſs Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigener Herr geworden, und im Begriff war, nach London zu gehen, und sich dort in der groſsen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an, und meint, sie würden „in irgend einem stillen angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwey junge Sterbliche es hier auf Erden seyn könnten.“ Was sagen Sie hiezu, Miſs Turner? fragt er sie — und, zu einer Probe, wie es in Miſs Cäsia Turners Kopf aussah, hören wir einmahl ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber da ich einmahl auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wohl für das rathsamste bey meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflöſsen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch da ich die Sache noch einmahl überlege, entschlieſse ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit Karten zu fordern, und lassen Sie uns

diesen Abend bey dem Spiele zubringen.“ — Ey, du holdes, wackelichtes Schwindelköpfchen! — „Aber, ehe wir noch einige Srunden gespielt hatten, (sagt B.) sah ich schon, dafs die theure Seele ganz die Meinige war. Sie safs vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemählde in der Gallerie der Venus“ (wo mag das wohl seyn?) „gedankenvoll, warm von Verlangen, und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur meinen Freund, den Pater Fleming, bey der Hand zu haben, um den eingepflanzten Antrieb rechtmäfsig zu machen u. s. w.“ — O-Finn mufste sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu hohlen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freydenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat; und so setzten sie sich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir, dafs der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, dafs Er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen, fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir, dafs er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer

und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (sagt er) eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehstand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freyen als Brunst leiden, oder — u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freylich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemahls ein morgenländischer Schach auf einmahl gehabt hat; und man muſs es ihm noch zu groſser Bescheidenheit anrechnen, daſs er sich an Sieben genügen lieſs.

Es gefiel dem neuen Ehpaar sowohl in dem einsamen Wirthshause; daſs sie sechs Wochen dort verblieben; und es läſst sich nicht mit Worten ausdrücken (sagt der groſse Sponsierer der Frauen) welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. — O des glücklichen, dreymahl glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache spricht, wie pressiert er ist, sich wieder an eine andre

machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beynahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmahl folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederhohlte:

*Nil prosunt lacrimae, nec possunt fata moveri,*
*Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,*
*Moeror Atimeti conjugis ille mihi.*

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn so grofs auch die Traurigkeit ihres Atimetus, seinem Vorgeben nach, war; so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „dafs es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen.“ Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde, und ritt dann so geschwind er konnte, nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause, und regaliert uns bey dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-

Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blofs ein wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zween Irländischen Gentlemen, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen, und da all sein Hab und Gut bey einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wufste zwar, sagt der unbegreifliche Pinsel, dafs diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, dafs sie keine Religionsbegriffe hatten, dafs sie sich den Lüsten ergaben, jeden gesunden Gedanken, und jede Besorgnifs durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten;“ — allein, wiewohl er das alles wufste, macht' er doch, ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht, Kameradschaft mit ihnen, weil er, als ein grofser Logikus, glaubte, „dafs sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten.“ — Was für ein Begriff mag das wohl seyn, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder wenn diefs der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger mufs

der seyn, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt, als in die Grofsmuth eines Wucherers, oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn wiewohl er wufste, dafs sie gewissenlose Bösewichter waren, so wufste er doch nicht, dafs sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten, und nun in England vom Spiel leben wollten.. Er liefs sich also bereden mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo, ihrem Vorgeben nach, von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, dafs er nur etliche Guineen zu wagen brauchte, und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, dafs Johann Bunkel, aufser einem hübschen Mädchen, nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätt' er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bey seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein grofser Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mufsten ja nothwendig, aufs wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte, und gewann in zwey bis drey Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit aufzuhören; aber der weise Mann,

der gern den ganzen grofsen Haufen Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh' es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund, auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft, und das Geld bey einem Banquier niedergelegt hatte." Die beyden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen, einer nach dem andern weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überliefsen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände."

Nun, es ist freylich nicht zur Nachfolge geschrieben, dafs ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinniger Weise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete grofse Vermögen, und was wohl zu merken ist, (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Skrupel macht) ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwohl — man hat Beyspiele, dafs die gröfsten Heiligen in einer unseligen

Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben, und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte mans wenigstens — von jedem andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laſst hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz aufser mir, sagt er, und wir wollens ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beym Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab ich mich niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bey dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeitlang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend.“ Und das ist die ganze Geschichte seiner Buſse und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserey vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm alles, und Curl that ihm bey einem Glase Wein im Caffeehause

den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geitzhalses, Nahmens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig Englische Meilen von London, in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, dafs er sich im Stande sah zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curls, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mufste derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel mufs er seyn! weiter nichts. Dem steigt bey so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn „wenn Jungfer Dunks Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen andern vermachen sollte“ — und Bunkel, der alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit allem, was er zu Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk Landhaus; übergiebt der Mifs sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerey Ortons-Lodge; verspricht ihr dort zu

einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt alles dieſs (wie ihm denn das Christenthum bey jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muſs) durch die Vorstellung, „daſs ein Christ sich nicht dieser Welt gleich stellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen, und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; woraus (setzt er hinzu) richtig folge, daſs eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sey.“ Miſs Agnesia Dunk, als eine Person „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bey der schönsten Beurtheilungskraft blöde und miſstrauisch auf ihre Einsicht war,“ bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daſs ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniſs schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daſs sein Herz so gesund sey als sein Verstand? — Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl

braucht ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzusetzen — Seine Ohren hätt' er freylich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht sogleich wieder mit Curl's Pfandbriefe ab; übergiebt dem Alten, der das Bette hüten muſs, Parlamentsakten; trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung, die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang, unter mancherley Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung; und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beym ersten Anblick bloſs sich selbst kopiert zu haben. Aber man muſs ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daſs er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Gooks entführte, handelte er bloſs als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein

einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blofs Don Quischot; hier ist er Schurke — Es ist also klar, dafs er hier mehr Bunkel ist, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miſs Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu laufen. Das Raisonnement, womit er uns dieſs weiſs machen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunklischen Logik. „Leidender Gehorsam (sagt er) ist in einer Privatfamilie eben so viel Unverstand, als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muſs, wie der König, ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt seyn, und so lange er dieſs ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürst, Tyrann wird; seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freyheit nimmt; ihr kein vergnügtes Leben gestattet; sondern sie in Banden und Elend hält: dann giebt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bey einem ehrlichen Manne Brot, heitre Tage, Freyheit und Friede haben kann: so

handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davon geht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen Sie.“ Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Prozefs mit den Vätern und den Königen. Giebt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen: ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freyheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben: so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus - und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, dafs die Redensarten vernünftig und leutselig seyn, und natürliche Freyheit und vergnügtes Leben bloſse schale Wörter sind, wobey Unterthanen und Kinder denken können was sie wollen? Sieht er nicht, dafs ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freyheiten, und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater seyn würden; und dafs es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmahl den Schatten eines Beweises

gegeben, dafs der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sey. Alles beruht auf der blofsen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwohl nichts weiter sagt, als, „Dunk schränke seine Tochter sehr ein, und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um.“ Wer sieht nicht, dafs diefs in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet seyn, nichts gesagt ist? Man mufs uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt und was er für Ursachen dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder, wir wissen nichts bestimmtes von der Sache, und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für bare Verläumdung zu halten. Denn *quilibet praesumitur bonus, etc.*

Doch, es ist Zeit aufzuhören! Nach dieser letzten Probe der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unsers Helden könnten wir nichts so schlechtes und ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte; und, in der That, das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, dafs ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber, wie ein solches Buch unter Britten und Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespear, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dieſs wird wohl, so lange es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.

# AUSZÜGE

AUS

JACOB FORSTERS

# REISE UM DIE WELT.

---

1778.

„Drey verschiedene Seereisen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Absicht Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf seinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unsrer Zeiten, der Kapitän Cook, zwey geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studieren, Herr Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Mahler der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nazion dazu erlesen.“ Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772-75 vollbracht, und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die Brittische Regierung schickte und unterhielt den Herrn D. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blofs dazu, dafs er Unkraut trocknen

und Schmetterlinge fangen: sondern, dafs er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine filosofische Geschichte der Reise, frey von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worinn er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkührliche Systeme, blofs nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte; d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, dafs dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst, noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andre Unternehmer, von dem, der es versucht einen blofsen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu erhaschen, und, was er auf Einmahl gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem der auf Entdeckung neuer Welten oder auf filosofische Berichtigung älterer Entdeckungen

ausgeht, hat jemahls seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letztern so unendlich kompliziert, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil aufser den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab, und stöfst bey jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, dafs es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der Englischen Admiralität, welche dem Herrn D. Forster das Recht diese Reise zu beschreiben absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, dafs sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagbücher die gegenwärtige filosofische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen

an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so ists uns doch, als ob sie dadurch einen gröfsern Werth erhielten, dafs sie ihm so viel gekostet haben, und dafs er oft seine ganze Existenz daran setzen mufste, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzten, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schliefsen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffafst, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Grofsen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weifs ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumahl wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, alles wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer fafst und in alle Arten

sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen, und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu erhalten.

---

Die Hauptabsicht der Englischen Regierung bey dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange als höchstwahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht? Zu diesem Ende war der Kapitän Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus, Südwärts zu laufen, und wo möglich, das *Cap de la Circoncision* zu finden, welches Herr *de Loziers-Bouvet* den 1ten Jenner 1730 im 54ten Grad Südl. Breite und 11ten Östl. Länge von Greenwich, gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey, oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letztern Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Liefs es der

Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckungen fortzetzen, und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, so lang er noch Hoffnung hätte ein grofses oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Übrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äufsersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte nie befahrne Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Produkten neuen Natur, auszureisen, hat in der blofsen Idee etwas so über alles was wir kennen, Grofses und Anziehendes: dafs man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vie-

len Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloſsen Umstand, nach Vollendung des groſsen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern, und sich selbst sagen zu können: das alles hast du erfahren — das alles hast du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen; werth durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unsern neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarzirkel aufstieſs, das was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten, (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse aber doch immer vorschwebende noch gröſsere Übel, nicht gerechnet) ich sage, dieſs Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherley Art sind gleichwohl so beschaffen, daſs bey ihrer bloſsen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muſs. Wir können unserm Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er, nicht wie ein Seemann

sondern wie ein Naturforscher, und wie ein Mensch, (mit unter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der Alten und Neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müfsten alles abschreiben wenn wir alles bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt, und überdiefs im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillierte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier einer aus unserm Mittel, der uns beschreibt, wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; dieser Umstand macht allerdings für Leser von Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweyten Tage nach ihrer Abfahrt aus der Tafelbay (den 24ten Novemb.) gingen die Stürme an, von denen sie nun 4 Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben sollten. Man stelle sich unsern Filosofen vor, dem in dem friedlichen Meere zwischen dem Wendezirkel die Reise um die Welt so leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmahl

in den ewigen Sitz heulender Winde und rasender Stürme versetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigste hin und wieder schaukeln, und, indem sie sich häufig über demselben brechen, alles mit einem Platzregen von Seewasser überschwemmen. Wer kein Seemann war (sagt Herr F. mit aller Naivität eines Erdesohnes, der die Linie zum ersten Mahle passiert hatte) wuſste sich in diese neue Lage gar nicht zu schicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Tassen, Gläsern, Weinflaschen, Schüsseln, Tischen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reisenden greuliche Verwüstung angerichtet wurde, mit unter noch Scenen, wobey sie lachen muſsten: aber, das war im Grunde doch nur ein schwacher Ersatz für einen Verlust, der in ihrer Lage eben so wichtig als unersetzlich war. „Das übelste dabey war, daſs die Decken und Fuſsboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden; und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brausen der Wellen, nebst dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches fast keine Beschäftigung verstattete, waren neue fürchterliche und höchstbeschwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daſs, ungeachtet sie sich erst im 42° südlicher Breite befanden, die Luft doch schon

sehr kalt und scharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienst noch schwerer machte.“ — Indessen war das alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorstand. Nachdem sie bis zum 5ten December immer stürmisches Wetter, an diesem Tage aber, zum ersten Mahle seit ihrer Abreise vom Kap, wieder so gemäfsigten Wind gehabt hatten, dafs die höchsten Bramsegel aufgesetzt werden konnten; fiel am nehmlichen Nachmittag schon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es so kalt, dafs der Thermometer von 44 auf 38°. fiel, und Morgens früh gabs etwas Schnee; der Wind nahm zu, und stürmte den 7ten so heftig, dafs sie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Scharen von Sturmvögeln, nur noch mit einem Seegel fahren konnten. Am 8ten gab ihnen der sogenannte See-Bambu (*fucus buccinalis Linnei*) der sich in Haufen um das Schiff sehen liefs, und verschiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatrossen erschienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felsenkraut, und besonders von den Pinguins, hatte man sonst immer geglaubt, dafs sie niemahls fern von der Küste angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverläfsigkeit dieser Zeichen. In

der Nacht vom 9ten fing das Wasser in den Gefäfsen schon an am Rande zu gefrieren, wiewohl sie noch nicht weit über den 50sten Grad südlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein grofser Eisklumpen, dem sie kaum noch ausweichen konnten, das erste was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer von gleicher Gröfse lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefehr zwey Seemeilen vor dem Wind wie ein weifses Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bey einem andern Eisberge vorbey, der ungefehr 2000 Fufs lang, 400 breit und 200 hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie 1 zu 9 verhält: so müfste diefs Stück, gesetzt dafs es ein regelmäfsiges Viereck gewesen, im Ganzen 2000 Fufs hoch gewesen seyn, und solchemnach 1600 Millionen Kubikfufs Eis enthalten haben. Am 11ten liefen sie an einer Eisinsel vorbey, die wenigstens eine halbe Englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf 41 gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf $37\frac{1}{2}$ herab, und sobald sie vorbey waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweg-

lich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, dafs der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bey dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieſs kann, wie F. glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben, viel Licht geben.

---

Der Mensch glaubt leicht was er hofft, und sieht bald was er sehen will. Unsre Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, grofse Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das *Cap de la Circoncision* gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr F.) wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsre ganze Auf-

merksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn jeder wollte gern der erste seyn Land! zu rufen. Unter andern hatte der Glaube an Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines Schifflieutenants so erhitzt, dafs er einmahl übers andre auf den Mastkorb kletterte, und endlich am 14 December morgens 6 Uhr dem Kapitän sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, dafs es nichts als ein grofses flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerley Gröfse und Figuren emporstiegen; und was Einigen Berge schienen, war ein bloſser Effekt der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch vielen die Einbildung, dafs sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Kapitän Cook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Kap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nehmlichen Fleck wegsegelte, wo aber damahls weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Da unsre Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als grofse Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedner, immer ver-

geblicher, Versuche sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mufsten, auf diesem Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch grofse Strecken Packeis (gebrochnes Eis) gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von so grofsen Eisinseln umgeben, dafs dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen, und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freyer und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerley Erfolg. Den 17ten Iener 1773 passierten sie endlich den Antarktischen Zirkel, und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (*Petrels*) braun von Farbe, mit weifsem Bauch und Rumpf, und mit einem weifsen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bey Zwanzigen und Dreyfsigen auf einmahl; daher sie ihnen den Nahmen des Antarktischen Sturmvogels beylegten. Um 5 Uhr Nachmittags sahen sie mehr als 30 grofse

Eisinseln vor sich, und an
starken weifsen Schein in d
mehr dergleichen verkündigt
paſsierten sie durch viel klei
löcherig, schwammicht un
sah, und sich endlich so se
ungeachtet eines sehr frisch
wellenförmige Bewegung de
gehemmt ward, und die S
seyn schien. Ueber diese
aber erstreckte sich gegen S
Auge vom Mast reichen
sehliches Feld von festem Ei
Möglichkeit war, auf dies
durchzudringen, liefs K. Co
15′ südlicher Breite die Schi
gegen Nordost zu N
hatten also auf dieser ganze
nirgends Land, und, aufser
taden, Pinguins, Sturmvögel
keine Spur von lebendigen

Zwischen dem 19ten und
ten sich ihnen wieder einig
zeigen, dafs Land in der
z. B. die grofse nördliche
*Catarractes*) und ein klei
weifser Vogel, der eine Art
schien. Weniger zweyd

Umstand, dafs die See, ungeachtet des frischen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwey Französische Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieser Gegend Land entdeckt haben sollten, so gab sich Kapitän Cook viel Mühe, sich von der Richtigkeit dieser Entdeckung zu überzeugen. Wiewohl aber alle seine Versuche fruchtlos abliefen; so scheint doch so viel daraus mit Gewifsheit geschlossen werden zu können: dafs jene Französische Entdeckung nichts weiter als eine kleine Insel, und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter diesem Himmelsstriche liegenden grofsen festen Landes sey.

Am 8ten Jenner verloren sie in einem aufserordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und sahen sich, nach zwey zum Aufsuchen derselben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beschwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden, allein fortzufahren.

In der Nacht vom 16ten, und verschiedene folgende Nächte hinter einander, gab ihnen die Natur, zu einiger Versüfsung ihres Kummers, ein schönes Feuerwerk zum Besten. Es bestand in langen Säulen eines hellen

weifsen Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben, und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie F. glaubt) bemerkte *Aurora australis*, und von unsern Nordlichtern blofs darin, dafs sie nie eine andre als weifsliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewohl bey klarem Himmel, entweder gar nicht, oder nur ganz blafs durchschimmern; und die Luft war dabey so scharf, dafs das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den 24sten Februar beschlofs Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermahls nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzuungünstig war, für diefs Mahl nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steurte er bis zum 17ten März, zwischen dem 61. und 58°, noch immer Ostwärts, während welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmahl in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machen jetzt ihren beynahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch

desto interessantern, Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt (sagt Herr F.) war mehrentheils sonderbar, und des zertrümmerten Ansehens wegen oft mahlerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbey, die von auſserordentlicher Gröſse war, und in der Mitte ein Grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daſs man das Tageslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freyes Spiel, daraus zu machen was sie wollte, und dienten uns die Langeweile zu vertreiben; weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerschweinen, Seehunden, und Wallfischen den Reitz der Neuheit längst verloren hatte.„

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieses Werks umständlich angegebnen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, nahmentlich des Sauerkrauts, und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bey einigen ihrer Leute starke Symptome vom Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konn-

ten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen; und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt, oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bey so bewandten Umständen höhe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf Nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr F. stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, dafs sie die Skizze zu mehr als Einer grofsen Schilderey für künftige Mahler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Mafsen nur die geringsten unsrer Plagen. Noch aufser diesen mufsten wir mit der Strenge eines unge-

wöhnlich rauhen Klima's kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel, oder Schnee ausgesetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mufsten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mufsten wir befürchten gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermefsliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, dafs die Leute selten ihre gewöhnliche Ruhestunden genieſsen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen mufsten. — Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem Antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mufsten, und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen. u. s. w.„

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzückend ihnen, nach einer mit so viel

Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von 120 Tagen, der Anblick der Küste von Neu-Seeland seyn mufste, an deren äufsersten Nordwestlicher Spitze (der einzigen, welche Kapitän Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte) sie den 26. März 1773. anlangten. Die Scene, die uns Herr F. hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung, und also aus der Seele unsrer Seefahrer, gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und, beide zusammen, machen, ohne Kunst der Komposizion, durch die blofse Wahrheit der Natur, ein so grofses rührendes Ganzes, dafs wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermahls mit den eignen Worten unsers Geschichtschreibers herzusetzen.

„Das Wetter war schön, und in Verhältnifs zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müssen, recht erquickend warm. Sanftwehende Winde führten uns nach und nach bey vielen felsichten Inseln vorbey, die alle mit Bäumen und Buschwerk überwachsen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattierten Grün des übrigen Laubes mahlerisch vermischt war, und sehr angenehm gegen

einander abstach. Ganze Scharen von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall vom wilden Gesang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und frischen Gewächsen gesehnt hatten, desto mehr entzückte uns nun dieser Prospekt, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit, welche der Anblick dieser neuen Scene durchgängig veranlafste, waren in eines jeden Augen deutlich zu lesen. Um drey Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Insel vor Anker — wo wir der Küste so nah waren, dafs man sie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unsre Matrosen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken sah man an allen Seiten des Schifs eine Menge vortreflicher Fische aus dem Wasser ziehen, deren vielversprechender Anblick die Freude über unsre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir so lange darauf gefastet hatten, so war es kein Wunder, dafs uns diese erste Neu-Seeländische Mahlzeit als die herrlichste in unserm ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnifsartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack

dieses Künstlers, und bestand aus Felsen mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bey weitem nicht so vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkt muss man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Ansons Reise um die Welt betrachten.

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfnifs angemessnen Bequemlichkeiten anbot, so beschlofs Kapitän Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuliefs.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, dafs es

mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen grofsen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, dafs die Äste bis an die Masten hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers flofs nur einen Pistolenschufs weit hinter dem Schiffe. Sie liefsen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzugünstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefafst hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es

nicht nur historisch wahrscheinlich, dafs in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind; sondern der Augenschein beweist solches beynahe unläugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhand genommenen Unkrauts wegen, fast unmöglich darin fortzukommen; sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen, oder vor Alter umgefallen, und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generazionen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsprofsten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und wer es wagte darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seiner Seits einen Beweis, dafs dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine Veränderung von Menschen erlitten haben müsse; denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen, oder hüpften wohl gar auf den äufsersten Enden unsrer Vogelflinten herum, und betrachteten

uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einiger Maßen gleich kam.„

Es ist leicht zu erachten, daß es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzte ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky oder Dämmerungs-Bay [1]) aus steilen felsichten Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind) theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter grosse Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdekkung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten, und durch den Anblick grosser herrlichen Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer

1) Kapitän Cook hatte ihr diesen Nahmen schon auf seiner ersten Reise um Neu-Seeland, wo er sie nur gesehen, beygelegt. An der Stelle wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verursachte das vom Ufer herabhängende Buschwerk eine solche Dämmerung, daß es in den Kajüten selbst bey hellem Wetter immer dunkel blieb, und man bey bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anstecken mußte.

Absicht gemäfs, nur die mahlerische Beschreibung eines Wasserfalls, mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

Als sie, nach einem Wege von anderthalb Englischen Meilen, bey demselben angelangt waren, mufsten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, wenigstens 600 Fufs hoch hinanklettern, eh sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht grofs und prächtig. Das erste was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa 24 bis 30 Fufs im Umfang hält, und sich mit reifsendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefähr 300 Fufs herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trift diese Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da an etwas abhängig wird, und schiefst sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr 75 Fufs breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen, und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr 180 Fufs im Umfang hält, und an drey Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsen-

wand, vorn aber von grofsen unordentlich übereinander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus, und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als 300 Fufs weit (fährt Herr F. fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht, und so dicht war, dafs er unsre Kleider in wenigen Minuten dermafsen durchnäfste, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir liefsen uns aber diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten ein so schönes Schauspiel noch von mehrern Seiten zu betrachten und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortreflicher Regenbogen, der bey hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Kaskade völlig zirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Aufser und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit Prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung, gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen grofser Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des

vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Über diesem hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von 150 Fuſs, und auf dieser war eine 75 Fuſs hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerley Blumen verschiedentlich schattiert, den dort herkommenden Strom aber zu beyden Seiten mit Bäumen eingefaſst, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr 40 Fuſs, das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daſs man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deshalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber lieſs sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (*Wattle-Bird*) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören, und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen waldichten Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckten Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich

das Auge in den unabsehlichen Flächen des Oceans. Dieser Prospekt (setzt Herr F. hinzu) ist so bewunderswürdig grofs, dafs es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäfs zu beschreiben, und dafs nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mitausgeschickten Mahlers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen.

Die Kenntnifs, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Kapitän Cooks erste Reise bekommen, hat durch diesen zweyten Besuch keinen sonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend sie sich meistens aufhielten, macht einen Theil des südlichen Endes der Insel Tovy-Poännemu, oder der südlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 gröfstentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieser Umstand, nehmlich die wenige Bevölkerung dieses wildern und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat sich auch durch diesen zweyten Besuch bestätigt. Unsre Reisenden fafsten zwar Anfangs eine befsre Hoffnung, da sie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu sehen bekamen; allein diese (deren Zahl sich zusam-

nen nicht über 14 erstreckte) waren so scheu, dafs sie weder durch Freundschaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelafsnen Geschenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Kapitän, da er mit den beiden Herren Forstern und dem Mahler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bay genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bey einer kleinen Insel, die eine weit hervorragende Felsenspitze hatte, vorbey, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dieß bewog sie näher heran zu kommen, und da zeigte sichs, dafs es ein Indianer war, der, mit einer Streitaxt bewaffnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne, am Eingang eines Waldes, zwey mit Speren bewaffnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Taiti (von welcher die Neu-Seeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen, und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bey verschiednen Stellen mit grofser Heftigkeit aussprach und alsdann auch zugleich die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zu-

zurufen, und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook, unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weifsem Papier 2) in der Hand, auf den Felsen, und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Kapitän seine, des Indianers, Nase mit der seinigen berührte, welches in Neu-Seeland die Art einander zu grüfsen ist. Dieses Merkmahl von Freundschaft machte den Wilden auf einmahl so zahm und zutrauisch, dafs er sogleich den beiden Weibern rief herbeyzukommen. Diefs thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster

2) Denn die weifse Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedne Beyspiele anführt.

von einer Neu-Seeländerin vermuthet hatte; die andre hingegen war desto häfslicher, und hatte ein ungeheures, garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren alle olivenfarbig, schwarz und lockicht von Haaren, und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen aufserordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bey allen andern Neu-Seeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, eben so fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück, und gaben zu verstehn, dafs sie daran keinen Mangel hätten. Da die einbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in einem fort, und mit so geläufiger Zunge als keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen, und fuhr fort eben so laut zu seyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beym ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und grofsen Nägel, sondern

sah auch überhaupt alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es blofs ein Zeichen, dafs ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus allem, was Herr F. von ihm erzählt, ist zu vermuthen, dafs er sich in dieser wilden Gegend blofs als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bey diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwey Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa 15 Jahren, und drey kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, dafs unser Filosof diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen; wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neu-seeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sey. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag, und aus zwey Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren blofs etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer

Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, liefsen sie sichs etliche Streitäxte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangne Freundschaft wurde durch verschiedne Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt: sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh, oder seiner Horde, den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bey Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz na-

türliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beym ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, dafs dieser Neu-Seeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr F. bey Gelegenheit eines Besuchs den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nehmlich, wie er ihre Leute schiefsen sah, Lust bekam es auch zu versuchen; und ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fufsfällig mit den gröfsten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drey oder viermahl hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damahls ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Sper bewaffnet war, erzählt uns der V. einen merkwürdigen Zug. Sie hatte, verschiedne Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie, ihrem Betragen nach, für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne dafs man eine andre Ursache errathen konnte, als dafs

er sich vielleicht einige Freyheiten bey ihr herausgenommen, nie wieder erlauben ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht Reden kann, wird alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist, dieſs, daſs diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Kapitän Cook, auf einmahl unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schifsvolk) hätte bey seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen, und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen, und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Auſser dieser Familie kamen unsern Abenteurern nur wenige andre Eingeborne zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten zu Gesichte, so daſs die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drey oder vier Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl, schienen diese Indianer den Gedanken „daſs sie sich verkriechen müſsen „nicht ertragen zu können; wenigstens versteckten sie sich nicht, ohne vorher ver-

sucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen, und erfahren können, wie sie gesinnt sind. Bey der Menge von Inseln und Buchten, und der dicken Wälder wegen, die es hier giebt, würde es uns (sagt Herr F.) unmöglich gewesen seyn, die Familie ausfündig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige wo sie noch mit zwey oder drey Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen dafs sie bewohnt sey, wenn die Einwohner bey Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beyden Fällen liefsen sie, meines Erachtens, eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Karakter zur Empfehlung gereicht; denn hätte selbiger die mindeste Beymischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben uns unversehens zu überfallen. u. s. w. In der That läfst sich aus allem, was man uns von den Neu-Seeländern meldet, der Schlufs ziehen, dafs eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Kultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern ver-

feinerten Landesleuten kaum etwas anders anders zur Nachahmung anzupreisen, als die Mode einander mit Berührung der Nasen zu grüfsen, oder, wie es die Englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küssens (welches überdiefs zuweilen noch andre Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens, beym Grüfsen und Abschiednehmen, in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlassen, sey uns erlaubt noch ein Gemählde von derjenigen Art, worin unser Verf. ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges Europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemählde, das uns dadurch um so viel lieber wird, weil es, beynahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der grofsen menschlichen *Vanitas Vanitatum*, und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unserer hochgerühmten Künste und des ewigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisierten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (sagt unser V.) als durch die Veränderungen und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unsrer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschafft, welches funfzig Neu-Seeländer mit ihren steinernen Werkzeugen in drey Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher 120 Mann unablässig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

*quales apes aestate nova etc. Virgil.* 5)

Wir fällten Zimmerholz, das ohne Uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault

5) Das Gleichniſs thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daſs die Menschen, um das Gemählde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu verschönern, der Natur die Farben abborgen müssen.

seyn würde, und unsre Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemern Ausfluss in die See verschafften, stand die Arbeit unsrer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein grosser Kessel, in welchem aus inländischen bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes wohlschmeckendes Getränke für unsre Arbeiter gebrauet wurde. Ohnweit davon kochten unsre Leute vortreffliche Fische für ihre Kameraden, die zum Theil an den Aussenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedne Geschäfte belebten die Scene und liessen sich mit mannigfaltigem Geräusche hören, indess der benachbarte Berg von den abgemessnen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Kolonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospekte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers

Staffeley so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleifs den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt wären, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz überall, wo wir nur hin blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarey bedeckt hatte. — Allein diefs schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe, und liefsen kein Merkmahl unsers Hierseyns, als — ein Stück Land, das von Holz entblöfst war. Zwar hatten wir eine Menge von Europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren

wird der Ort unsers Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. *Sic transit gloria mundi!* Augenblicke oder Jahrhunderte der Kultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied."

---

Den 5ten May 1773 segelten unsre Abenteurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Kapitän Cooks erster Reise bekannten Charlotten-Sund, wo sie den 18ten anlangten, und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den 8ten Jenner während eines aufserordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das meiste, was Herr F. während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im 9ten Hauptstück des III Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine gröfsere Kultur und Bekanntschaft mit unsern Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichts bedürfenden Lieblingskindern der Natur, in O-Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln, aller Wahrscheinlichkeit nach seyn möchte: so viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabey zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, dafs sie sich, ohne Hülfe unsrer Künste und Einrichtungen, unmöglich jemahls aus ihrem armseligen Zustande empor arbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beyhülfe unüberwindliche Ursache zu seyn, warum diefs Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwickelung derselben gelangen wird, so lange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich, unter günstigern Umständen, und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die blofse Schwierigkeit ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben, und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes, und Trennung der Einwohner in lauter sehr

kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften, die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine grofse Wahrheit bestätigt hat, dafs Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mifstrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, grofsmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mifstrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchstunvollkommnen Nachrichten, die uns unsre Europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durch-

scheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedriget zu sehen, zu thun oder zu leiden was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das Europäische Eisenwerk, Beile, Messer, grofse Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unsrer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinstes willen, 4) ihre Schwestern und Töchter Preis; aber man sieht dafs sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, dafs, auch unter jenen Weibsbildern, manche nicht anders, als mit dem äussersten Widerwillen, und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle Preis zu geben, die ohne Empfin-

4) Man vergesse gleichwohl nicht, dafs ein paar grofse Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigstens eine eben so grofse Versuchung sind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London.

dung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten."

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr F. bey dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der Engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müssten, ist nur zu sehr gegründet — und, wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andre Weise vergütet werden, als dass man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu polizieren, und ihnen, da sie doch einmahl etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora, mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabey zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber, was ficht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bey dem nichts zu hohlen ist, als, wenn's hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Kabinette, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann?

Wir eilen mit unsern Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti, [5]) welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland, oder *Pais de Cocagne* für unsre Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind, unsre Lieblingsträume von Arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe, und kummerfreyem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisiert zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen vollständigen, durchaus wahren Kenntnifs derselben, lüstern zu werden. Was uns Herr F. nach einem blofs vierzehntägigen Aufenthalt davon saget und sagen kann, ist zwar ein blofser Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougain-

(5 So mufs man, wie Herr F. ausdrücklich bemerkt, den Nahmen dieser Insel im Deutschen aussprechen und schreiben.

ville und dem Beschreiber der ersten Reise des Cap. Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten, und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menscheit wiederkehren sehen, näher bringen und die dem Weisen unendlich willkommener sind, als abgezogene Resultate, studierte Hypothesen und idealisierte Abbildungen oder vielmehr Vorspieglungen, womit wir uns so oft, anstatt ächter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder, abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Hr. Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, [6]) an welchem wir die Insel O-Tahiti zwey Meilen vor uns

6) Herr Forster, (damahls noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern, und bedachte wohl nicht, als er diese Zeile hinschrieb, dafs seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und dafs die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt.

sahen. Der Ostwind, der uns bis hieher begleitet, hatte sich geleget; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherley majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb denselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattieret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brotfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden, und Kanots, die auf dem sandigten Strand herauf gezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt, und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu

beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum ward das Schiff bemerkt, so eilte alles dem Strande zu, und einige Kähne stiefsen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüfsen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von jedermann gesehen werden konnte, und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst herbeygekommnen kehrten zu den ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwey, drey bis vier Mann; alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süfse freundschaftliche Tayo, und wurde von den Neuangekommenen so gut erwiedert als sie konnten und wufsten.

Mich, ich gesteh es unverhohlen, wenn ich mir den Kontrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur, und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein

Schiff voll — Engländischer Seeleute fähig ist — mich wandelt dabey ein Schauder an; und es ist mir ungefähr eben so dabey zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressierten und auf ihre Kunst einstudierten Französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von dritthalb Jahren liebkosen sehe.

---

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmahl ein Naturalienforscher und Sammler; Vögel, Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, dafs bey einer solchen Reise nicht auch einmahl einer bestellt wird, der keine andere

Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen die ihm vorkommen; zu forschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen liefs Herr Forster gleichwohl die Menschen nicht ganz aus der Acht, und was er von ihnen sagt, bestätiget den liebenswürdigen Karakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beygelegt wird, und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nazionalkarakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äufseren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsre Hände, andre lehnten sich auf unsre Schultern, noch andre umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weifse Farbe unsrer Haut, und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst

überzeugen wollten, dafs wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, dafs eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind: dafs es ihnen nicht an Muth fehlt Beleidigungen zu rächen, dafs sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen, und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht flegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reitzbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaften, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtskarakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemahls gefunden habe.

---

Hundertmahl, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweyten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reitzvolle Komposizion von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerk-

samkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äufserster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt; diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübnifs, Liebe und Hafs; diese glückliche Geneigtheit, alles Übel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit sich zu freuen, zu geniefsen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; diefs nichts Böses wollen, nichts Böses ahnen — wenn ich, sag' ich, das alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äufsert, sahe, und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft

des Jünglingsalters heranwachsen, und die Vollkommenheit unsrer Natur erreichen könnten, ohne von allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als, vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muſs, wenn Dämmerung zum Morgen, und Knospe zur Blume wird!

Ich weiſs, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein anderer, in welche Klasse ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hoch gelehrte Knabe, der so eben seinen Kursus von Logik, Metafysik, Moral, Dogmatik, u. s. f. absolviert hat, dagegen einwenden kann —. Aber ich freue mich doch, zu denken, daſs wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daſs die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maſsen wirklich gemacht hat, was bey mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloſser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freylich geht etwas, und ziemlich viel davon ab, daſs Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeyzaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freylich keine Halbengel aus einer idealischen Un-

schuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muſs? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

---

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daſs wir Lust hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viele Mühe uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr Forster setzt verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe dieser Sprache hinzu. Sie besteht aus lauter reinen Sylben, und hat noch viel weniger Mitlauter als die Griechische; sie ist noch singbarer als die Italiänische, oder vielmehr sie ist an sich selbst schon Gesang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daſs der wahre Nahme dieser Insel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn schreiben und aussprechen) sondern O-Tahiti sey, und

dafs also, da die Vorsylben O und E Artikel sind, Herr von Bougainville den wahren Nahmen, Tahiti richtig angegeben; nur dafs die Einwohner es mit einer leichten Aspirazion, ungefehr wie Tahiti aussprechen.

Bougainville, in dessen Ausdrücken von dieser Zauberinsel und ihren Bewohnern man Schwärmerey einer verschönernden Imaginazion vermuthete, hat nicht zu viel gesagt, wenn er jene als ein Paradies, und diese als glückliche Geschöpfe beschreibt. Herr Forster fühlte es gerade eben so, und die Gemählde, die er davon macht, sind sehr geschickt, auch uns etwas von seinem Genusse mitzutheilen. — „Ungeachtet, der späten Jahrszeit wegen, Laub und Gras schon durchgehends mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, dafs diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reitzen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brotfruchtbäumen, auf denen aber bey dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren; und beym Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen von Gras entblöfsten Fufspfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherley Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die andern Bäume empor, und neig-

ten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern, und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen, mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Äpfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen Chinesischen Maulbeerbäumen 7) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brotfruchtbäume, auf der Ebne umher, und waren mit mancherley wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie herliegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen

7) *Morus Papyrifera.*

und ohne Wände zu seyn — (glücklicher Beweis, dafs die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen beysammen safsen, und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bey unsrer Annäherung auf, und folgten dem Haufen, der mit uns ging; viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen, und begnügten sich uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo zuzurufen. Da unsre Begleiter gewahr wurden, dafs wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig dieselben Sorten zu pflücken und herbey zu bringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsprofsten, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ohnerachtet sie zärter und feiner als unsre nördlichen waren, dennoch, weil sie

im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich das Erdreich feucht zu erhalten, und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrer Seits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherley kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heifsen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagayen aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weissen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein grofser Kuckuk, und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indefs ein bläulichter Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab, und füllte beym Ausflufs in die See unsre Fässer mit silberhellem Wasser.“ — Ich besorge nicht, dafs meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu

lang finden werden, Solche individuelle Gemählde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem mufs es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schoofskinder gearbeitet hat?

---

Desto verdrieflicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Kapitän Cook, vermuthlich in einem Anstofs übler Seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören, und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O ihr hassenswürdigen Europäer mit euerm zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreyheit auf eine

so häfsliche Art zu übertreten“ und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bey solcher Bewandnifs des Herrn Kapitäns Hochwohlgebohren zu verdenken, dafs Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls“ sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und als sogar der dritte Schufs nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen, und nur einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, sie durch einen Vierpfünder in Respekt zu setzen; auch, ihnen zu wohlverdienter Strafe und andern zum Schrecken, für Kosten, Schaden und Genugthuung zwey doppelte Kanots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen Europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ey, ey, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Filosofie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, dafs er ihren Puffendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie sich einbilden, dafs er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache, als aus kindischem Instinkt

oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwey oder drey Jahren, weil es einen Löffel oder was sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisieren lassen wollte? Der O-Tahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu allem, was ihm gefällt, und weifs nichts anders, als dafs die ganze Welt mit allem, was darin ist, ihm gehört. Du sollst nicht stehlen! ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Übertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafen hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gele-

genheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die Europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen, und nur durch den Vorzug tödlicherer Waffen gezwungen sind sich von ihnen mifshandeln zu lassen. Aber freylich ist es — ihrer würdig, und ganz aus Einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren, im Nahmen ihrer allergnädigsten Könige, von jeder Insel und Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfnifs sich zu erfrischen verschlägt, feyerlich Besitz nehmen, ohne dafs es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, filosofischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren grofsen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, dafs sie sich zwey doppelte Kanots (und wahrlich noch zehnmahl so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen liefsen. Freylich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die

Europäischen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil sie wenigstens eben so grofsen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!“ — Gleichwohl waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor, (sie hatten wohl grofs Unrecht daran?) Es währete etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mufste sich am Ende doch entschliefsen, die genommenen Kähne wieder zurück zu geben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen!. Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar, ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe, nach dem Leben gemahlte O-Tahitische Familienstücke, die ich nicht um das beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Mahler Hodges, den unsre Seefahrer bey sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisierten, griechenzenden Komposi-

zionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln, aufheften will.

Die Herrn Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälliger Weise bekamen sie im Walde Gelegenheit einigen Weibern von der niedrigsten Klasse, zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrichten Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohlaussehender Mann, bey dessen Wohnung sie vorbeykamen, lag im Schatten da, und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, dafs sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause, und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die übrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, hohlte eine Menge gebackner Brotfrucht, und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll Tahitischer Äpfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie zuzulangen. Die Herren liefsen sichs wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich, und die Tahitische Art, die Brotfrucht

vermittelst heifser Steine in der Erde zu backen, unendlich besser als ihre eigne Art zu kochen; weil bey jener aller Saft besser beysammen bleibt, und durch die Hitze noch mehr verdickt wird; beym Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt, und vom Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen der freundliche Wirth fünf Kokosnüsse; er öfnete sie, gofs den kühlen hellen Saft in eine reine Kokosschale, und reichte sie einem jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreyheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bey sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit; die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde, nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Kultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land, dem herrlichen Boden und Klima nach, überall mit hunderterley Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen seyn, anstatt dafs jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bey Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land, und ostwärts den Gegenden um den Haven Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spatzierten ungefehr zwey Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Kokos- und Brotfruchtbäumen fort, und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleifsig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein grofser Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, dafs manche darüber ihr Mittagsbrot versäumten. „Doch gingen sie (sagt Herr Forster) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemahl gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wufsten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen, oder sie anlächelten, so hielten manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen, und in einem bittenden Tone

ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen." —

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwey oder drey Jahren sehen, und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beyzubringen, dafs es unanständig sey, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die einzigen in der Welt seyn sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumahl da Herr Forster selbst hinzusetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dieſs doch niemahls eine Änderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieſs wäre wirklich mehr als man von den meisten unter den wohlerzogensten und moralisiertesten von uns Europäern sagen kann.

---

ENDE DES V. BANDES.

# PANDORA.

EIN LUSTSPIEL MIT GESANG

IN

ZWEY AUFZÜGEN.

1779.

Gestalt und Rundung zu geben, machte, dafs aus dem, was Anfangs blofs Übersetzung seyn sollte, beinahe etwas ganz Neues wurde, wiewohl man das Beste aus der sinnreichen Posse des le Sage beyzubehalten kein Bedenken getragen hat. Von einem geschickten Tonkünstler bearbeitet und von einer guten komischen Truppe gespielt, würde es wahrscheinlich auf dem Schauplatz keine schlimme Wirkung thun.

# ERSTER AUFZUG.

Der Schauplatz stellt eine Wildniſs vor. Im Hintergrunde erblickt man in einem oberhalb mit Gesträuchen bewachsnen Felsen die Werkstatt des Prometheus, mit verschiednen Statuen und Bildnerarbeiten ausgeziert, und in noch gröfserer Entfernung eine ländliche Gegend mit zerstreut liegenden Hütten.

## ERSTE SCENE.

Prometheus tritt auf.

Prometheus.

Es ist nun endlich wieder einmahl Zeit
Zu sehn, was meine guten Menschen machen —
Wie doch aus Scherz so leicht Ernst werden kann!
Da ich mit meinen lieben Vettern im Olymp

Mich länger nicht vertragen konnte, stieg ich
Herab zur Erde, um es bey den Thieren zu
Versuchen, die in jenen Tagen
Die eins'gen Erdbewohner waren. Eine Zeitlang
Ergetzte mich des thierischen Instinkts
Manchfalt'ges Spiel; und als ich an Betrachtung dessen,
Was jeder Art natürlich, jeder eigen ist,
Mich lang genug belustigt hatte,
Lafs sehen, dacht' ich, ob die Kunst vielleicht
Die engen Schranken der organischen Natur
Erweitern kann? — Ich machte den Versuch
Mit den gelehrigsten. Den Elefanten
Lehrt' ich, des nervenvollen Rüssels sich
Wie einer Hand bedienen, lehrte
Den Hund ins Wasser gehn, den Affen tanzen,
Den Papagey die Göttersprache schwatzen.
Auch dessen ward ich endlich überdrüfsig.
Des Elefanten Rüssel war doch keine Hand,
Und meine Affen tanzten just so ungeberdig,
Als meine Papageyen albern schwatzten.
Vor lauter langer Weile kam ich endlich auf
Den Einfall, zu versuchen ob sich nicht aus Lehm
Und Wasser etwas Neues machen liefse.
Nun fing ich an zu knäten, drückte, bildete
Und bildete und drückte, ohne Plan und Absicht,
Bis unversehns ein gabelförmiges
Possierlichs, embryon'sches Ding zum Vorschein kam,

So ungefehr, als wenn ein ungeschickter Bildner
Aus einem feigenbaum'nen Kloz
Euch einen Bacchus oder Hermes schnitzeln wollte,
Denn, wie's auch einer anfängt, der was machen
will,
Am Ende kommt doch immer was heraus,
Das seines Machers Bild und Umschrift trägt.
Und da ich nun mein Händewerck besah,
Auf einmahl blitzt mir der Gedanke auf,
Es könnte aus dem absichtlosen Spiel
Der Laune noch was leidlich Gutes werden.
Der Lehmen war so folgsam! — bildete
Mit jedem Druck sich schöner — Kurz, ich brütete
Mit Liebe über dem, was ich aus Grille
Begonnen hatte; formte, leckte, putzte
So lange dran, bis nun das neue Lehmgeschöpf
Dem Ideal in meinem Kopf so ähnlich sah,
Als — Lehm und Wasser es erlauben wollten.
Und wie ich fertig war, da stand's so schön
Vor meinen Vateraugen da,
Dafs ich dem Drang nicht widerstehen konnt',
Es zu beseelen, um es glücklich machen
Zu können: und so wurden — Menschen draus,
Ein drollig Mittelding von Thier und Gott;
Und ich, ich hatte meine Lust daran,
Zu wohnen unter ihnen, meines überlästigen
Vorzugs vergessend, Theil an ihren kindlichen
Schuldlosen Freuden nehmend, mit den Menschen
Ein Mensch, mit Kindern Kind zu werden.

Denn weil ich glücklich, ohne Mischung glücklich
Sie machen wollte, hatt' ich sie so gut gemacht,
Als möglich; aber freylich auch so gut, so gut —
Dafs es doch wahrlich in die Länge nicht
Bey ihnen auszudauern war. — Ich zog mich also
In aller Still', in meine Werkstatt, dort
In jenen Fels, zurück — Schon sechzigmahl
Erneuerte den Lauf der Jahreszeiten
Die Sonne, seit ich dort, zu meinen dichtenden
Gedanken eingeschlossen, sinn und sinne,
Und rastlos einen mifsgerathenen
Versuch anstelle nach dem andern, wie es wohl
Zu machen wäre, dafs die guten Leutchen
Einander nicht — und auch sich selber nicht —
So gar einförmig ähnlich sähen, etwas weniger
Langweilig wären, etwas mehr Gewandtheit
Und Geist und Leben überkämen,
Und doch so fromm und bieder blieben wie
Zuvor. Am Ende bin ich nun
Des ewigen Versuchens müde worden,
Und wahrlich auch der ew'gen Einsamkeit!
Denn selbst uns andern Göttern taugt es nicht,
Zu lang allein zu seyn, und auch die frostigste
Gesellschaft ist zuletzt doch immer besser
Als keine. — Überdiefs gelüstets mich, zu sehn
Was wohl in all der Zeit aus meinen Menschen
Geworden seyn mag? Ob sie immer noch
So gut, so glücklich noch, und — immer so

Langweilig sind, als wie ich sie vor sechzig Jahren
Verlassen habe —

Eine liebliche Musik läfst sich von ferne hören, und Pandora zeigt sich langsam aus dem Walde hervorkommend.

Wie? was hör ich? — Was
Erscheint mir dort? — So ähnlich des Olymps
Bewohnerinnen an Gestalt, und doch
Mir unbekannt?

Er tritt hinter einen Baum.

Pandora.

Willkommen, ihr lieblichen grünen Gefilde,
Ihr schattenden Lauben, so freundlich, so gut!
Geblendet vom Glanze der Himmelsbewohner,
Verlechzt in der reinen ätherischen Gluth,
Wie süfs mir in eurer erfrischenden Milde
Die Brust sich dehnt, das Auge ruht!
Willkommen, ihr lieblichen Schattengefilde,
Ihr duftenden Lauben, so freundlich, so gut!

Sie schaut umher, erblickt den Prometheus, stutzt, und tritt ein wenig zurück.

Prometheus. vor sich.

Kein Werk von meinen — und doch keine Göttin!

Zu Pandora. 1)

Sag an, mit welchem Nahmen, schöne Nymfe,
grüfs' ich dich,
Und was ists, Absicht oder Zufall,
Was dich zur Erde führt?

Pandora.

Pandora nannten mich
Die Götter, als sie mich, ein athemloses Bild
Von Elfenbein, gebildet vom Vulkan,
Belebten, und mit ihren Gaben in die Wette
Beschenkten — Und du, göttergleicher Mann,
Täuscht mich mein Auge nicht, so bist du der,
Zu dem sie mich gesandt?

Prometheus.

Wie ist sein Nahme?

Pandora.

Prometheus.

1) Der folgende Dialog zwischen Prometheus und Pandora mufs als obligates Recitativ gesetzt werden.

Prometheus.

Und die schöne Büchse da
In deiner Hand ist ohne Zweifel auch
Der Gaben eine, womit die Götter dich
Beschenkten?

Pandora.

Nein, die ist für dich; sie dir
Zu überbringen komm ich —

Prometheus.

Mir?

Pandora.

Wenn du Prometheus bist!

Prometheus.

Die Herren des Olympus also senden dich
Zu mir, aus ihrer Hand mir ein Geschenk
Zu bringen?

Pandora.

Und verboten mir mit grofsem Ernst,
Die Büchse nicht zu öffnen, eh ich sie
In deine Hand gestellt.

## DUETT.

Prometheus.

Geöffnet also soll sie werden?

Pandora.

Ja freylich! aber nur von Dir.

Prometheus.

Geöffnet, aber nur von mir!
Und darum sendeten Pandoren
Die Herren des Olymps zu mir?

Pandora.

Blofs darum sendeten Pandoren
Die Herren des Olymps zu Dir.

Prometheus.

Sie haben ihre Müh' verloren!
Ich öffne nicht! Beim Styx an mir
Ist diese Hinterlist verloren!

Pandora.

So sieh doch nur die Arbeit an,
Die feinste Arbeit von Vulkan!
Nie sah man eine schönre Büchse.

Prometheus.

Nie sah ich eine schönre Büchse;
Doch sie eröffnen? Nein! beim Styxe!
Eröffne sie wer will! nicht ich!

Pandora.

Was hör' ich? Du verschmähst Pandoren?
Der Götter Gaben?

Prometheus.

O, nicht dich!
Für dich, Pandore, leg' ich mich
Den Herren des Olymps zu Füßen.
Viel Danks für dich! Zu rechter Zeit
Erscheinst du, mir die Einsamkeit
In dieser Wildniß zu versüßen.

Pandora.

Von Herzen gern! Ich bin bereit.
Allein zuvor, zuvor gebeut
Dir Zevs, die Büchse aufzuschliessen.

Prometheus.

Begehre alles, holdes Kind!
Nur dieses nicht! Ich habs verschworen.

Pandora.

So hab ich meinen Gang verloren!
Grausamer! du verschmähst Pandoren?

Prometheus.

Da wär' ich fühllos, taub und blind!
Beim ersten Anblick, holdes Kind,
Hab ich zur Braut dich mir erkohren;
Beim ersten Anblick liebt' ich dich.

Pandora.

Du liebest mich, und kannst es wagen
Mir eine solche Kleinigkeit,
Die erste Bitte! abzuschlagen?

Vorbereitung auszuhalten. Ich werde sogleich zurück kommen, Sie dem Markgrafen und ihm vorzustellen.

Geht ab.

---

## SECHSTER AUFTRITT.

KAMILLA, GRANDISON.

Kamilla. O gnädiger Herr! Möge der Himmel Sie mit der Erfüllung aller Ihrer Wünsche segnen, dafs Sie so bereitwillig gewesen sind, durch Ihre Wiederkunft der unglücklichsten Familie Italiens das Leben wieder zu geben! Ich versichere Sie, Sie haben durch diese schleunige Willfahrung unsere Hoffnung übertroffen. Nach dem, was bey Ihrer letzten Anwesenheit vorgefallen — Aber, wer darf sich wundern, wenn der Chevalier Grandison grofsmüthig handelt? Wenn er alles thut, was schön und grofs ist, so handelt er nur sich selbst gleich.

Grandison. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, Kamilla. Aber befriedigen Sie jetzt meine Ungeduld. Sprechen Sie mir von Ihrer jungen Gräfin. Sie hat geredet, sagen Sie! Und was hat sie geredet?

Kamilla. Ach, wenn Sie erst wüßten, in was für einem Zustande sie gewesen ist, ehe sie ihr Bruder, der General, aus den Klauen der teuflischen Laurana errettete. — Es ist nun über einen Monat — Die arme Klementina! Ach, daß sie jemahls von der Seite ihrer getreuen Kamilla gerissen werden mußte! — Aber ich mißbrauche Ihre Geduld, gnädiger Herr! — Seitdem sie wieder in dem Hause ihrer Ältern ist, ist es unmöglich gewesen, ein einziges Wort von ihr zu erflehen. Sie kannte weder ihre Mutter, noch ihren Vater, noch ihren Jeronymo; sie kannte niemand. Ich kann das Gemählde nicht vollenden, Herr Grandison. — Ihr Anblick durchbohrte jedes Herz. Ihre Mutter konnte es nicht aushalten; wir waren etliche Tage ihres Lebens wegen in Sorgen. Nach und nach schien sich die arme junge Gräfin wieder zu erinnern. Sie erkannte mich. Sie erkannte auch zuweilen ihre Mutter, aber nur für Augenblicke; und auch in diesen gab sie es nur durch Geberden zu erkennen. Es war unmöglich, sie zu erbitten. Unsere Thränen, unsere Verzweiflung rührte sie nicht. Sie selbst weinte niemahls. Aber Seufzer, die den Seufzern eines in der Marter sterbenden Heiligen glichen, waren alles, woraus wir schließen mußten, was sie in ihrer Seele leide — Zu große Leiden, um durch Thränen oder Worte ausgedrückt zu werden.

Grandison. Schonen Sie meiner, Kamilla! — Doch, fahren Sie nur fort —

Kamilla. O Herr Grandison! wie war es doch möglich, daſs ein so groſsmüthiger Mann so unempfindlich gegen die liebenswürdigste junge Dame seyn konnte, deren Glückseligkeit oder Elend in seine Willkühr gestellt war? Sie durften nur Ein Wort sprechen --- Aber Ihre Hartnäckigkeit — Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr! Wenn Sie, wie ich, ein Zeuge des Leidens dieses holdseligen Kindes gewesen wären ---

Grandison. Ich verzeihe Ihnen, Kamilla. Sie können Ihre junge Gräfin nicht zu eifrig lieben — Aber ich bitte Sie, keine Umwege! Was veranlaſste denn die glückliche Veränderung, die Sie uns angekündigt haben?

Kamilla. Ihr Nahme, Herr Grandison! Ihr Nahme machte sie endlich aufmerksam. Wir sagten ihr, daſs Sie aus England zurück kämen, daſs Sie wirklich in Bologna angelangt wären, daſs alles --- Aber Himmel! Wen sehe ich! — Heilige Jungfrau! es ist der Graf von Belvedere! Wie ergrimmt! Wie verzweifelnd! (Vor sich) Ich eile, den Bischof zu rufen.

Grandison. Sagen Sie nichts, Kamilla, so lieb Ihnen meine Freundschaft ist.

Kamilla eilt hinweg.

## SIEBENTER AUFTRITT.

BELVEDERE, GRANDISON.

**Belvedere.** Ich würde nicht aufrichtig seyn, Herr Grandison, wenn ich Sie in Bologna willkommen hieſse. Ich komme in ganz andern Absichten hierher. Ich liebe die Gräfin Klementina. Sie lieben sie auch, sagt man — Sie wissen, daſs ich Ansprüche habe — Den Beyfall, die Aufmunterung der ganzen Familie, die in dem Unglück ihrer Tochter Ursache genug fühlt, den Tag zu verwünschen, da der Ritter Grandison die Schwelle ihres Hauses betrat. Wenn die Neigung der Tochter für Sie ist, Grandison, so haben Sie wenig Ursache, Sich eines Vorzugs zu rühmen, der der vortrefflichsten Dame Italiens die Vernunft kostet — Doch ich tadle die Flamme nicht, die in der Brust einer Klementina brennt; sie ist rein und unschuldig, was auch der Gegenstand seyn mag, der sie entzündet hat — Und wenn ich Sie nicht als einen Nebenbuhler ansehen müſste, Grandison, so würde ich der erste seyn, die Neigung der theuern Gräfin zu rechtfertigen! — Aber Sie? — Nein! Sie können keine Ansprüche, keine Hoffnung haben; Sie müssen es wissen, daſs eine Vermählung der

Gräfin Klementina mit Ihnen das äusserste Unglück für die Porrettische Familie wäre. — Doch ich will Sie nicht beleidigen, Grandison. Ich bin nur hierher gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie mir vorher das Leben nehmen müssen, ehe Sie der Besitzer meiner Geliebten seyn können. Folgen Sie mir in den Garten; etliche Augenblicke werden mein und Ihr Schicksal entscheiden.

Grandison. Ich werde Ihnen nicht folgen, Herr Graf! Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den Mann nicht kennen, mit dem Sie sprechen.

Belvedere. Sie wollen mir nicht folgen? Sie machen Ansprüche an meine Geliebte, und weigern Sich? — Sie haben nicht Muth genug —

Grandison. Brauchen Sie einen stärkern Beweis meines Muthes, als die Gelassenheit, womit ich die Ausschweifungen Ihrer Leidenschaft dulde?

Belvedere. Sie spotten meiner, Grandison?

Grandison. Ich bedaure Sie.

Belvedere. O, Sie haben diesen verstellten Kaltsinn nicht nöthig, mich zum Muth zu entflammen! — Aber keinen Wortwechsel! — Wenn Sie der Mann sind, für den Sie gehalten seyn wollen, so folgen Sie mir in den Park! — Sie wollen nicht?

Grandison. Mäßigen Sie Ihre unanständige Hitze! Ich bin nicht gewohnt, in diesem schnaubenden Tone mit mir reden zu lassen. — Doch, der Zustand, worin ich Sie sehe, verdient Nachsicht. Sie sind zu entschuldigen, daß Sie keine Achtung für mich haben, da Sie die Achtung für Sich selbst verloren haben. Herr Graf Belvedere, Sie wissen meine Grundsätze! Lassen Sie Sich dieses genug seyn.

Belvedere. Und halten Sie mich für einen so feigen Elenden, daß ich mich durch Worte abweisen lassen sollte? Oder erwarten Sie, daß dieser kaltsinnige Stolz Sie vor meiner Wuth sicher stellen werde? Zwar in den Mauern dieses Pallastes sind Sie sicher — Aber beym Himmel! Sie sollen mir nicht entgehen! Ich verlasse Sie nicht, bis Sie mir in den Garten folgen.

Grandison. Ungestümer und unbesonnener Mensch! Hören Sie mich erst an, und wenn Sie alsdann noch darauf bestehen, so will ich Ihnen folgen, wohin Sie wollen — Ich schätze Sie hoch, Graf von Belvedere, wie ungleich Sie auch in diesen Augenblicken der Leidenschaft Sich selbst sind. Ich will gegen Sie thun, wessen ich noch keinen zornigen Menschen gewürdigt habe; ich will mit Ihnen wie mit einem Manne reden, der Gründen Gehör geben kann. — Ich mache Ihnen keine Vorwürfe; dieß wird, wenn Sie ruhiger sind, Ihr eignes Herz für mich thun. Nur das muß ich Ihnen sagen, wenn ich An-

sprüche an die Gräfin Klementina hätte, so sollten weder Sie noch eine ganze dräuende Welt mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffner Mann fürchtet nichts. — Aber beruhigen Sie Sich. Ich habe und mache keine Ansprüche. Die uneigennützigste Freundschaft, nicht die Liebe, hat mich nach Italien zurück geführt. Es ist mit dem Beyfall des Markgrafen und der Familie geschehen. Ich selbst habe jetzt keinen andern Wunsch, als die Gesundheit meines Jeronymo und seiner Schwester. Wenn ich an ihrem Zustande den zärtlichsten Antheil nehme, so ist es nichts mehr, als wozu mich der Nahme eines Bruders berechtiget, womit sie mich auf Befehl ihres Vater selbst beehret hat.

Belvedere. Ists möglich? — Grandison? — Reden Sie im Ernst? — Sie haben keine besondern Absichten? O, Sie geben mir das Leben wieder! — Was für ein Mann sind Sie? — Aber wie ist es möglich?

Grandison. Ich habe niemahls Ursache gegeben, daß an meinem Worte gezweifelt werde, und demjenigen am allerwenigsten, der nicht vergessen haben sollte, mit welchem Eifer ich ehemahls seine Sache zu meiner eignen gemacht habe. — Doch, verzeihen Sie mir, Herr Graf! ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen.

Belvedere. Ich erröthe vor mir selbst! Ich bin ungerecht gegen Sie gewesen, Grandi-

son! — O wie sehr hat diese unglückliche Leidenschaft meine Seele erniedriget! Bey ruhigerm Blute verschmähe ich auch den Schatten des Unrechts und der Niederträchtigkeit — Sie sind der edelste und würdigste unter den Männern, Grandison! Verzeihen Sie mir! — Aber — Ach! wie kann ich mir mein Schicksal verbergen? Sie werden zuletzt doch der Gemahl Klementinens werden, und ich — der elendeste unter den Menschen!

Grandison. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daſs ich ohne eine solche Absicht nach Bologna gekommen bin. Indessen mache ich mir kein Bedenken zu gestehen, daſs ich die Gräfin Klementina bewundre, obgleich ihr Besitz in meinen Augen allezeit ein Gut gewesen ist, das der Himmel nicht für mich bestimmt zu haben scheint. Ich würde das unglücklichste unter allen Wesen seyn, wenn ich mir wegen des Unfalls, der diese liebenswürdige junge Dame betroffen hat, den mindesten Vorwurf machen müſste. — Die Sache ist zu zärtlich, davon zu reden. — Sie wissen, unter was für einer Bedingung mir ehemahls gestattet wurde, mich in den Besitz eines Glückes zu setzen, nach welchem ich niemahls vermessen genug gewesen war zu trachten. Es war eine Bedingung — die ich ausschlagen müſste. Der bloſse Gedanke an die Verlegenheit, worin ich damahls war, macht mich schauern. Ich that einen andern Vorschlag,

der mit Hitze verworfen wurde. Klementina war die erste, die ihn verwarf. Sie wissen das übrige, Herr Graf! Da ich gewissermaßen die Folgen der Maßregeln, die man genommen hatte, voraus sahe, so erklärte ich mich, daß ich mich durch meinen Vorschlag so lange für gebunden ansehen würde, als eine Möglichkeit da wäre, daß er künftig angenommen werden möchte. — Sie sehen nun meine Umstände, Belvedere! Sollte dieser verworfne Vorschlag von der Familie selbst erneuert werden, so setzen Sie Sich an meine Stelle, und entscheiden, was ich thun soll! — Aber warum wollten Sie Sich mit entfernten, ungewissen und sogar unwahrscheinlichen Möglichkeiten quälen? Der Zustand der theuern Klementina sollte jetzt Sie und mich unser selbst vergessen machen. — Sehen Sie mich als einen Freund an, Belvedere! Nehmen Sie meine Hand zur Bekräftigung, daß ich mich aufrichtig freuen werde, wenn das Schicksal den Grafen von Belvedere zum Besitzer des Herzens und der geliebten Person seiner Klementina machen wird.

Belvedere. Unwiderstehlicher Mann! Wie groß sind Sie, und wie klein bin ich! — Was kann ich sagen? Was kann ich thun? Ich bin überwunden! Hier ist meine Hand, Grandison! Ich weiche der Übermacht Ihrer Tugend, und verehre sie. — Himmel! Hätte ichs jemahls für möglich gehalten, eine solche Erklärung gegen

einen Nebenbuhler zu thun? — Doch Sie sind es nicht. Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Grandison!

Grandison. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne eigennützige Absichten gekommen bin, ob ich mich gleich in Absicht der Familie von Porretta für gebunden halte. Ich überlasse den Ausgang der Vorsicht; und wenn je Klementina die Meinige werden sollte, so müßte ich von der Familie selbst aufgemuntert, und der aufrichtigsten Genehmhaltung aller Personen in derselben gewiß seyn.

Belvedere. Sie beruhigen mich, Herr Grandison! Ich verlasse Sie als ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Karakters. Jetzt, da mein Herz gelassener ist, sind alle meine Wünsche für Klementinen! Was auch mein Schikksal seyn möge, so will ich denjenigen als meinen Wohlthäter ansehen, den der Himmel zum Mittel gebraucht, das schönste seiner Werke wieder herzustellen.

Geht ab.

## ACHTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Wie wunderbar ist mein Schicksal! — Von dem Tag an, da ich meiner eignen Führung überlassen wurde, war meine gröſste Sorge, den geraden Weg der Rechtschaffenheit zu gehen, und mich nicht durch eigene Schuld, durch Unvorsichtigkeit oder Leidenschaft in Schwierigkeiten zu verwickeln — Was hat es mir geholfen? — Eine unsichtbare Hand schien mich wider meinen Willen fortzuziehen, und unvermuthet sehe ich mich in einem Labyrinth ohne Ausgang, ohne daſs ich mir einen vorsetzlichen Fehltritt vorzuwerfen habe. Ich handle gerecht und groſsmüthig gegen andere, und kann dennoch weder ihren Vorwürfen noch ihren Beleidigungen entgehen. Ich bezähme meine eignen Leidenschaften, und muſs durch fremde geplagt werden. Ich bemühe mich andere glücklich zu machen, und bin selbst nicht glücklich! — O Tugend, wie unwiderstehlich ist deine Schönheit, da du uns desto liebenswürdiger wirst, je mehr wir um deinetwillen leiden!

## NEUNTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, GRANDISON.

Der Bischof. Verzeihen Sie, Herr Grandison! — Ich war bey einem Auftritte zugegen, mit dessen Schmerzen ich Sie verschonen wollte. Der arme Jeronymo! Diesen Augenblick haben ihn die Wundärzte verlassen. Er schmachtet nach dem tröstenden Anblick seines Grandison.

Grandison. Lassen Sie uns zu ihm eilen, gnädiger Herr, ich bin ungeduldig ihn zu sehen.

Sie gehen ab.

ENDE DES ERSTEN AUFZUGS.

## ZWEYTER AUFZUG.

### ERSTER AUFTRITT.

(Der Schauplatz ist in des Jeronymo Zimmer. Jeronymo in einem Lehnstuhl.)

JERONYMO, DER BISCHOF.

Jeronymo. Ich bin erfreut, mein liebster Bruder, daſs ich Sie so wohl für meinen Grandison gesinnet sehe. Aber wie sollte es möglich seyn, diesen Mann nicht zu lieben? Wenn ist jemahls an jeder Tugend, jeder groſsen und liebenswürdigen Eigenschaft seines gleichen gewesen? — Glauben Sie mir, Bruder, ich fühle den ganzen Stolz unsers Hauses in mir; aber ich bin darum nicht minder überzeugt, daſs es uns eine Ehre wäre, einen solchen Mann den unsrigen zu nennen.

Der Bischof. Wäre er ein Katholik, liebster Jeronymo, so würde ich Ihrer Meinung seyn. Aber bedenken Sie —

Jeronymo. O, ich mag nichts denken, das meinem liebsten Wunsche zuwider ist! Mein ganzes Herz ist auf ihn gerichtet, und wenn ich wieder zu leben wünsche, so ist es, um meine Schwester in den Armen meines Freundes glücklich zu sehen. Ich bin voller Hoffnung. Er kann nicht unerbittlich seyn. Wir sind ihm das erste Mahl nicht begegnet, wie er es verdiente. Wir glaubten ihm eine unverdiente Ehre zu erweisen, da wir ihm Klementinen unter unsern Bedingungen anboten; wir beleidigten seinen Stolz. Aber wenn wir zeigen, dass wir ihn zu schätzen wissen, wenn seine Grosmuth durch die unsrige gereitzt wird, wenn die Bitten seines Jeronymo, wenn die noch rührendern Bitten, die Blicke, die Thränen seiner Klementina sein Herz zerschmelzen —

Der Bischof. Und was wird denn aus dem Grafen von Belvedere werden?

Jeronymo. Wenn ich den Chevalier nicht kennte, so wäre der Graf der erste, den ich zu meinem dritten Bruder wählen wollte.

Der Bischof. Er ist aus einem Hause, das dem unsrigen an Ansehen und Reichthum gleich ist; er ist ein Katholik; er hat Verdienste; er ist liebenswürdig; er betet Klementinen an —

Jeronymo. Aber Klementina hat kein Herz für ihn. Das Schicksal, liebster Bruder, das Schicksal selbst hat sie meinem Grandison bestimmt.

Der Bischof. Es wird sich bald aufklären. Dieser Morgen ist zur ersten Zusammenkunft zwischen ihnen angesetzt. Wenn seine Gegenwart einen erheiternden Strahl in das entsetzliche Dunkel wirft, das ihre Seele so lange umwölkt, wenn sich ein Schimmer von wiederkehrender Vernunft bey ihr zeigt, so muß ich selbst glauben, der Himmel — Ich höre jemand. Es ist Grandison.

---

## ZWEYTER AUFTRITT.

GRANDISON, DIE VORIGEN.

Grandison. Vergeben Sie, gnädige Herren, daß mich das Verlangen, meinen theuern Jeronymo zu sehen, vor der bestimmten Stunde hierher führt. Wie befindet sich mein geliebter Freund?

Jeronymo. Ich habe Sie wieder gesehen, liebster Grandison, ich befinde mich wohl. Der gestrige Abend hat mehr zu meinem Besten gewirkt, als alle schmerzenlindernden Mittel der Ärzte. Seit Monaten habe ich keine so erträgliche Nacht gehabt, als diese. Es gab Augenblicke, da ich schlafen konnte, und da träumte ich von Ihnen, von Klementinen, von allem

was ich liebe. Die angenehmsten Bilder schwebten um meine Seele, süße Ahnungen, glückliche Vorbedeutungen —

Grandison. Möchten sie erfüllt werden! Möchte Ihnen der Himmel alle Glückseligkeit gewähren, die ich Ihnen wünsche, und wenn ich sie mit der Hälfte meiner eigenen erkaufen müßte!

Der Bischof. Wir würden unsern Karakter verläugnen, Chevalier, wenn Ihre Großmuth nicht die unsrige erweckte. Unsere Glückseligkeit soll nicht mit der Ihrigen erkauft werden! — Es ist ein Mittel, beide auf ewig mit einander zu verknüpfen — Erlauben Sie, daß ich den Markgrafen von Ihrer Ankunft benachrichtige —

Er geht ab.

## DRITTER AUFTRITT.

JERONYMO, GRANDISON.

(Grandison setzt sich neben Jeronymo.)

Jeronymo. O mein Grandison! Was für eine Macht hat die Seele über ihren Leib! Vor Ihrer Ankunft war ich kaum noch der Schatten von mir selbst. Die wilden Schmerzen unheilbarer Wunden, und die langwierigen Mattern, die ich ohne Wirkung unter den Händen der Ärzte erduldete, hatten meine Lebensgeister erschöpft; die Zukunft zeigte mir lauter fürchterliche Aussichten, und das Unglück meiner Schwester vollendete mein Elend. Wie oft habe ich den Tod angefleht! Wie oft erlag meine ermüdete Seele unter ihren Leiden! Aber seitdem ich Sie wieder gesehen habe, seitdem diese Arme meinen Freund, meinen Bruder, meinen Grandison wieder umschlossen haben, scheint eine neue Quelle von Leben in meine Adern zu fließen; ich vergesse meiner Schmerzen, das Daseyn ist wieder ein Gut für mich; und ich fange an zu hoffen. — Theurer Grandison! Wie sehr, wie sehr sind wir Ihnen verbunden! — Die Wirkungen, die ich selbst von Ihrer Gegenwart erfahre, machen, daß ich auch für meine Schwester

hoffe. — O Grandison, sie liebt Sie unaussprechlich! Niemahls hat eine so reine Zärtlichkeit, eine so heilige Liebe, in einer unschuldigern Brust geglühet! — Mein theurer Freund, Sie müfsten nicht seyn was Sie sind, wenn Sie durch so viel Liebe bey so vielen Vorzügen nicht gerührt würden.

Grandison. Gewifs kann mein Jeronymo das Herz seines Freundes nie so sehr verkennen, um daran zu zweifeln. Aber haben Sie jemahls die Schwierigkeiten meiner Stellung überdacht? Wenn Sie es gethan hätten, Sie würden mich bedauert haben. Wie sehr mufste mein Geist alle seine Stärke anwenden, die schönste, die gerechteste Leidenschaft zu unterdrücken, die das tägliche Anschauen der allzu reitzenden Vorzüge Ihrer Schwester in mir nährte! — der Einzigen unter allen die ich je gesehen habe, von der mir mein Herz sagte, dafs ich sie über alles lieben könnte! Wie sehr mufste ich meine Zunge, meine Blicke, meine Mienen beherrschen, damit nicht die mindeste Spur von demjenigen sichtbar würde, was ich in meinem Innersten zu bewahren entschlossen war! Ein bedeutender Blick, ein verrätherischer Seufzer würde in meinen Augen ein Verbrechen gewesen seyn. Denn damahls konnte auch nur der Gedanke nicht in mir entstehen, dafs ich die bewundernswürdige Klementina jemahls in einem andern, als in dem Verhältnifs einer Schwester, würde ansehen dür-

fen. Ich wuſste zu sehr, daſs, wenn auch alle andern Hindernisse gehoben werden könnten, diejenigen, die mein Vaterland und meine Religion machten, unübersteiglich wären.

Jeronymo. Ach, Grandison, Sie durchbohren mein Herz! — Und sind sie denn unübersteiglich! Ich kann, ich mag es nicht glauben! Rauben Sie mir die süſse Hoffnung nicht, die alles ist was mich noch beym Leben erhält! — Aber ich höre, wie mich dünkt, meinen Vater und meine Mutter kommen. Ich muſs es auf eine andere Gelegenheit verschieben, Ihnen den Entwurf, den ich gemacht habe, zu entdecken.

## VIERTER AUFTRITT.

Die Vorigen, der Markgraf, die Markgräfin, der Pater Mareskotti, Laura.

Im Hereingehen sagt die Markgräfin Lauren etwas ins Ohr, die sich sofort wegbegiebt.

Der Markgraf. Ich bin sehr von Ihrer Gütigkeit gerührt, Herr Grandison! Diese letzte und stärkste Probe derselben, Ihre Wiederkunft in mein Haus, hat mich Ihnen ganz eigen gemacht. Ich danke dem Himmel, daſs in meiner ganzen Familie keine undankbare Seele ist!

Grandison. Sie beschämen mich, gnädiger Herr! Es ist eine Folge Ihrer grofsmüthigen Art zu denken, dafs Sie —

Der Markgraf. Nein, Herr Grandison! Wir haben weder nach unserm Herzen, noch nach Ihren Verdiensten gehandelt. Aber Sie sind edelmüthig; Sie empfinden die Schwierigkeiten unserer Lage, und können uns entschuldigen.

Grandison. Sie benennen mit einem verdienstlichen Nahmen, was auf meiner Seite bloſse Gerechtigkeit ist. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich eines eigennützigen Wunsches fähig wäre, der das mindeste Opfer von Ihnen forderte.

Der Markgraf. Nein, Grandison! So gering müssen Sie nicht von uns denken, dafs wir Sie bey so grofsen Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, unbelohnt lassen sollten. Sie müssen belohnt werden, und auf eine Art, wodurch alle Welt überzeugt werde, dafs wir Ihre Verdienste und Ihre Freundschaft zu schätzen wissen.

Die Markgräfin. Ich besorge nur, mein Theuerster, die einzige Belohnung, die dem Herzen des Chevalier angenehm hätte seyn können, sey seiner nicht mehr würdig. — Die arme Klementina! ehemahls war sie eines Fürsten würdig! Jederman liebte sie, man pries uns ihrentwegen glücklich, man beneidete uns — Jetzt — Ach Grandison! ihr Anblick wird Ihnen durch

die Seele gehen! — Sie haben ein zärtliches Herz: Sie sind — ich hoffe, Sie sind nicht gleichgültig gegen meine Klementina!

Grandison antwortet der Markgräfin blofs durch einen stummen und mit Mühe zurück gehaltenen Ausdruck der tiefsten Rührung.

Jeronymo. Der Chevalier fühlt mehr als er sagen kann. Er leidet mit uns, und vielleicht mehr als wir selbst. Lassen Sie uns hoffen, beste Mutter! Alles kann noch gut werden. Klementina —

Die Markgräfin. Ich weifs nicht, warum sie so lange verzieht. Ich habe Lauren befohlen, sie zu fragen, ob sie ihren Jeronymo besuchen wolle. Sie haben ihr gesagt, dafs Sie hier seyen, Chevalier, aber sie glaubt es nicht. Man hat sie aus unbesonnener Zärtlichkeit zu oft hintergangen, als dafs sie trauen sollte. Das arme Kind! sie wird kaum ihren eigenen Augen glauben!

Jeronymo. Sie sind traurig, liebster Grandison! — Wie gütig sind Sie!

Grandison. Wenn Sie wüfsten, oder wenn ich Worte finden könnte, das zu beschreiben, was in meiner Seele vorgeht, Sie würden Mitleiden mit Ihrem Grandison haben.

Die Markgräfin. Ich kann nicht länger warten. Ich fürchte — O, wie furchtsam ist ein mütterliches Herz! — Ich will selbst nach Klementinens Zimmer gehen.

(Indem sie bey Grandison vorbey geht, sagt sie leise zu ihm:)

Sie müssen mein Sohn seyn, wenn ich wieder eine Tochter haben soll.

Grandison antwortet mit einer tiefen Verbeugung. Seine Miene und Stellung ist traurig und tiefsinnig.

Die Markgräfin geht ab.

---

## FÜNFTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DIE VORIGEN.

Der Bischof zum Markgrafen. Gnädiger Herr, ich habe einen Brief von meinem Bruder, dem General, erhalten; seiner Anzeige nach ist er auf dem Wege nach Bologna. Er weiſs nicht, daſs der Chevalier schon hier ist, und scheint ungeduldig zu seyn, ihm zuvorzukommen.

Jeronymo. Ich zittere vor dieser Ungeduld, und vor der Unruhe, die uns seine allzu groſse Hitze verursachen könnte. Er hat die Sache des Grafen von Belvedere zu der seinigen gemacht, er liebt ihn —

Der Markgraf. Ich liebe ihn auch; aber ich liebe meine Tochter noch mehr. Ich habe nur Eine Klementina — Ich Unglücklicher! ich

habe sie gehabt, sollte ich sagen! Ich muſs das marternde Andenken dessen, was sie gewesen ist, verbannen, um nicht völlig unter meinem Gram zu ersinken.

Jeronymo. Der General macht mir Kummer! Er kennt meinen Grandison nicht, wie wir ihn kennen. Er hat Vorurtheile wider ihn; er ist von einem andern eingenommen; ich besorge —

Grandison. Besorgen Sie nichts, liebster Freund! Ich verehre die Verdienste des Herrn Generals, ohne seine Hitze zu scheuen. Wenn er Vorurtheile hat, so ist seine Hieherkunft das beste Mittel sie zu heben. Und was auch endlich sein Betragen gegen mich seyn möchte, so bin ich meiner selbst so gewiſs, daſs es niemahls in seiner Gewalt seyn wird, mich vergessen zu machen, was ich dem ersten Sohne des Markgrafen von Porretta schuldig bin.

Der Markgraf. Und er müſste nicht mein Sohn seyn, wenn er dem Chevalier Grandison anders begegnete, als es sein Karakter und seine Freundschaft gegen uns verdienen.

## SECHSTER AUFTRITT.

DIE MARKGRÄFIN, DIE VORIGEN.

JERONYMO. Sie kommen ohne meine Schwester, gnädige Frau?

DIE MARKGRÄFIN. Ach, Jeronymo! Deine arme Schwester kommt nicht. Sie ist wieder in ihr voriges Stillschweigen verfallen. Sie antwortete mir auf keine Frage, die ich an sie that. Sie sass unbeweglich wie eine Bildsäule, den Kopf auf ihren Arm gestützt. Ihre Seele schien ganz in sich selbst zurückgezogen. Sie empfand meine Thränen nicht, die auf ihre Wangen tröpfelten. Endlich nannte ich ihren Jeronymo. Dieser Nahme weckte sie. Sie schlug ihre Augen auf, deren heitern Glanz Trübsinn und Schwermuth so lange schon ausgelöscht haben. Ein Blick, der meine Seele durchbohrte, und ein Seufzer, in welchem sie die ihrige auszuhauchen schien, war alles, was sie mir antwortete. Ich konnte es nicht länger aushalten — Ach, Grandison! was für ein Schicksal liegt auf uns! — Meine Klementina ist unschuldig; Sie sind ein rechtschaffner Mann; ich glaube, ich hoffe, wir sind alle rechtschaffen. Warum, warum müssen wir denn so sehr unglücklich seyn? — Sie,

Herr Pater Mareskotti, Sie sind nicht nur ein frommer Mann, Sie sind ein Heiliger; Ihr verdienstliches Gebet sollte schon allein vermögend gewesen seyn, uns vor einem Kreuze zu bewahren, welches zu schwer ist ertragen zu werden!

P. Mareskotti. Eben darum, weil es Ihnen aufgelegt ist, wird es erträglich seyn. Es ist, wie Sie sagten, gnädige Frau, ein Schicksal, ein unbegreifliches Schicksal in dieser Sache. Doch die Züchtigungen des Himmels werden allezeit durch ihre Folgen gerechtfertiget. Vielleicht, (o dürfte ich mich dieser Hoffnung überlassen! — Aber der allmächtigen Gnade ist alles möglich!) Vielleicht ist die Bekehrung dieses vortrefflichen Mannes die Absicht und die Folge der Widerwärtigkeiten, die Ihnen jetzt so unerträglich scheinen.

Der Markgraf. Ein Engel spricht aus Ihrem Munde, mein ehrwürdiger Vater! Möcht' es eine gute Vorbedeutung seyn! — Ja, Herr Grandison, wenn dieses die Folge unsers Unglücks wäre, so würde ich mich für alles, was ich seit einem Jahr gelitten habe, dreyfach belohnt halten.

Jeronymo. Und wir hätten Hoffnung, wieder die glücklichste Familie zu werden.

Grandison antwortet auf alles diefs mit Stillschweigen, und den äufserlichen Merkmahlen einer grofsen Gemüthsbewegung und Verlegenheit.

Die Markgräfin. Sie schweigen, Herr Grandison? — Sie geben uns keine Hoffnung? — Ach, wie können Sie — Aber nein! Es ist unmöglich, daſs Sie dem Anblick dieser schuldlos Unglücklichen widerstehen! Sie haben sie noch nicht gesehen! Wie sehr werden Sie erstaunen, sie so verändert zu finden! —

---

## SIEBENTER AUFTRITT.

LAURA, DIE VORIGEN.

Laura. Gnädige Frau! die junge Gräfin ist aus ihrem Zimmer gegangen. Sie lehnt sich stillschweigend an Kamillens Arm, und geht mit langsamen Schritten auf dieses Zimmer zu.

Der Markgraf (aufstehend.) Ich getraue mir nicht, diesen Auftritt auszuhalten —

P. Mareskotti. Ich begleite Sie, gnädiger Herr.

Sie gehen ab.

---

## ACHTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Grandison, Jeronymo, der Bischof, Klementina, Kamilla.

Grandison

steht nach einem kleinen Stillschweigen voller Unruhe auf, und sagt vor sich:

Und wie werde ich ihn aushalten können!

Er setzt sich wieder; indem Klementina herein tritt, steht er wieder auf, als ob er auf sie zugehen wollte, tritt aber sogleich wieder zurück, und scheint nicht zu wissen, was er thut.

Jeronymo (leise.) Setzen Sie Sich, liebster Grandison! Wie erfreut bin ich, Sie so gerührt zu sehen!

Klementina nähert sich an Kamillens Arm gelehnt, mit kleinen Schritten und auf den Boden gehefteten Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt sie einige Augenblicke stehen, ohne darauf Acht zu haben, dafs jemand gegenwärtig sey. Darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie wieder zurück gehen wolle; aber Kamilla zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter und dem Bischof, und spricht:

Kamilla. Hier, gnädige Gräfin, hier!

Klementina setzt sich, ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen, aufser ihr, drücken ihre Betrübnifs auf verschiedene Art aus.

Die Markgräfin (nimmt sie bey der Hand, und sagt:) Schaue doch auf, meine Liebe — Siehe deinen Jeronymo — Er weint.

Klementina bleibt noch immer in der gleichen Stellung, ohne sich zu bewegen.

Der Bischof. Liebste Schwester, schlagen Sie doch Ihre Augen auf. Sehen Sie uns an! Verschmähen Sie uns nicht! Sehen Sie Ihre Mutter und Ihren Jeronymo in Thränen! — Lieben Sie Ihren Jeronymo nicht mehr?

Klementina schlägt die Augen auf, und erkennt zuerst ihre Mutter. Sie umfaßt mit ihren beiden Händen derselben Hand, und beugt ihr Haupt auf selbige; hierauf dreht sie ihren Blick langsam gegen Jeronymo, und erblickt Grandison, welcher höchst gerührt ist. Sie stutzt über diesen Anblick; sie schaut zum zweyten Mahl nach ihm, als ob sie ihren Augen nicht traue, und stutzt wieder; dann läßt sie plötzlich ihrer Mutter Hand los, steht auf, schlägt ihre Arme um Kamillen, und ruft:

O Kamilla! —

In diesem Augenblick steht Grandison in einer heftigen Bewegung auf, als ob er auf sie zugehen wolle; er wird aber von Jeronymo zurück gehalten.

Jeronymo. Bleiben Sie auf Ihrem Stuhle, liebster Grandison! Lassen Sie uns die Wirkungen beobachten, die ein so unverhoffter Anblick auf das Herz des lieben Kindes macht.

Klementina sieht indessen wieder unverwandt nach Grandison, und ruft endlich mit aufgehobnen Händen:

O Kamilla, treue, gute Kamilla! — Nun endlich haben sie mir die Wahrheit gesagt! — Er ist es! er ist es!

Nachdem sie dieſs gesprochen, lehnt sie ihr Gesicht an Kamillens Arm, ihre Thränen zu verbergen.

Die Markgräfin (steht auf, und nimmt Klementinens Hand.) Siehe hier, mein Kind, den Chevalier, den Freund deines Bruders und den unsrigen! Willst du ihn nicht in Bologna willkommen heiſsen?

Grandison (nähert sich ihr, nimmt knieend eine von ihren Händen, die wie leblos ausgestreckt hängt, und drückt sie an seine Lippen.) Verzeihen Sie mir, gnädige Gräfin Klementina —

Klementina scheint, indem Grandison sich ihr nähert, vor allzu heftiger Bewegung beynahe ohnmächtig zu werden, und lehnt sich an Kamilla zurück; sie erhohlt sich aber wieder, und blickt Grandison mit Augen voll Liebe und Zärtlichkeit an, ohne etwas andres sagen zu können, als:

Ach, Chevalier!

Hierauf geht sie langsam nach der Thüre, dreht aber im Hinausgehen den Kopf um, um so lange, als ohne still zu stehen möglich ist, nach Grandison zu sehen. Die Markgräfin und Kamilla folgen ihr.

## NEUNTER AUFTRITT.

GRANDISON, JERONYMO, DER BISCHOF.

Grandison. Theure, englische Klementina! O warum darf ich meinem Herzen nicht — Verzeihen Sie mir, gnädige Herren, — meine innerste Seele ist verwundet! — Diese Mischung von Martern und Entzückungen ist mehr als das männlichste Herz ertragen kann!

Der Bischof (aufstehend.) Wenn uns noch ein Zweifel übrig gewesen wäre, so würden wir jetzt wenigstens gewifs seyn! — O Chevalier! Sie sind meiner Schwester alles! Sie müssen, Sie werden der Unsrige werden!

Grandison. Sie erweisen mir eine Ehre, gnädiger Herr, die ich wünschte verdienen zu können.

Jeronymo. Unser Glück, unsere Ruhe, mein Leben, Klementinens Leben ist in Ihrer Hand, Grandison! Sie haben es gesehen, wir alle haben es gesehen, wie wichtig Sie diesem liebenswürdigen Geschöpfe sind.

## ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN, DER PATER MARESKOTTI.

Jeronymo zu Mareskotti. Sie, Herr Pater, müssen die Hand meiner Schwester mit der Hand dieses Würdigsten unter den Männern vereinigen. Sie kann und soll keines andern werden! Er ist der erste, der jemahls ihr Herz gerührt hat, und er allein verdient ein solches Herz zu besitzen.

P. Mareskotti. Möchte doch ein Strahl vom Himmel eine Seele erleuchten, die für ihn gemacht ist! Möchten Sie, Herr Grandison, in die mütterlichen Arme der Kirche zurückkehren, die mit Sehnsucht nach Ihnen ausgestreckt sind. Wie glücklich würden Sie dadurch uns alle machen! — Ich komme diesen Augenblick von dem Markgrafen. Er hat die Veränderung schon erfahren, die mit der jungen Gräfin vorgegangen ist. Er hoffet, die Folge derselben —

Grandison. Lassen Sie uns den Himmel erflehen, ehrwürdiger Mareskotti, daſs diese Folgen glücklich seyn mögen! — Liebster Jeronymo, so empfindlich mein Herz ist, so sehr es gerührt ist, so bin ich doch unveränderlich entschlossen, ihm nicht den geheimsten Wunsch zu gestatten, so lange die Gesundheit der theuern

Klementina zweifelhaft ist. Ich bin über die anscheinende Hoffnung entzückt, die Sie von ihrer Wiederherstellung haben — Möchte ich doch, wenn jemand unter uns unglücklich seyn soll, der einzige seyn, der es wäre! Ich würde mich bestreben, mein Unglück wenigstens erträglich zu machen; und der Gedanke, daſs diejenigen glücklich wären, die ich am meisten liebe, würde es versüſsen.

---

## EILFTER AUFTRITT.

KAMILLA, DIE VORIGEN.

Kamilla zu Grandison. Gnädiger Herr, meine junge Gräfin wünscht Sie zu sehen. Sie macht sich Vorwürfe, daſs sie das Zimmer so schleunig verlassen, ohne Sie willkommen zu heiſsen. Sie fürchtet Sie beleidigt zu haben. Eilen Sie zu ihr, gnädiger Herr! Sie werden sie in dem kleinen Sahle antreffen. Die Markgräfin ist allein bey ihr.

Sie geht ab.

Jeronymo. Ich besorge aus einem Traum zu erwachen, so erwünscht, und über alles was ich hoffen durfte, sind die Veränderungen, die in dieser kurzen Zeit vorgegangen sind.

Grandison. Ich werde Sie wieder sehen, gnädige Herren, ehe ich den Pallast verlasse.

Er geht ab.

## ZWÖLFTER AUFTRITT.

(Der Schauplatz ist ein Sahl.)

Die Markgräfin, Klementina, Kamilla.

Die Markgräfin. Fürchte dich nicht, mein Kind! du hast ihn nicht beleidigt. — Der Chevalier liebt dich, meine Klementina, du kannst ihn nicht beleidigen —

Klementina. Er liebt mich, sagen Sie? — O nein, nein, das thut er nicht! — Und warum sollt' er mich lieben? — Aber, gnädige Mama, denken Sie nicht auch, daß der Chevalier undankbar ist?

Die Markgräfin. Undankbar? — Warum glaubst du das, mein Kind?

Klementina. Er wußte, wie unglücklich ich war, er wußte, wie grausam Laurana mit mir umging, er sah es, und wollte mich nicht retten. Wie oft bat ich ihn! Ich warf mich zu seinen Füßen, mit Thränen beschwor ich ihn; aber er hörte mich nicht! — Die unbarmherzige Laurana! Sie hassete mich — Aber jetzt —

Arme Unglückliche! Sie ist dahin, und ich bete für ihre Seele.

Die Markgräfin (für sich.) O mein Kind! o meine Klementina, wie zerreissest du mein Herz! — (Zu Klementinen.) Schaue auf, meine Liebe! Siehe den Chevalier —

---

## DREYZEHNTER AUFTRITT.

GRANDISON, DIE VORIGEN.

Grandison. Verzeihen Sie, gnädige Frauen! Ihre Erlaubniss macht mich so kühn — Wie befindet sich die theure Gräfin Klementina?

Klementina steht auf, da sie Grandison erblickt, und schaut aufmerksam nach ihm — Darauf wirft sie ihre Arme um Kamillens Hals und verbirgt ihr Gesicht, als ob sie sich schämte. Alsdann wirft sie wieder einen verschämten Blick auf Grandison, dann auf ihre Mutter, wechselsweise, als ob sie nicht schlüssig werden könnte. Endlich geht sie mit sachten Schritten gegen ihn, kehrt aber gleich wieder um, schlägt einen Arm um ihrer Mutter Hals, und sieht Grandison mit einer holdseligen Unschlüssigkeit an.

Grandison (indem er sich zu ihren Füssen wirft.) Sehen Sie, gnädige Gräfin, den Mann, den Sie ehemahls mit dem Nahmen Ihres vierten Bruders beehrten — Kennen Sie den dankbaren

Grandison nicht mehr, den Ihre ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt hat?

Klementina. O ja, ja! ich kenne ihn. — Aber wo sind Sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison. In England, gnädige Gräfin, und ich bin erst kürzlich gekommen, Sie und Ihren Jeronymo zu besuchen. —

Klementina. Der gute Jeronymo! — Ich habe ihn lange nicht gesehen. — Und Sie lieben ihn? Sie kommen ihn zu besuchen? Das ist sehr gütig!

Die Markgräfin. Der Chevalier, ist der beste, der grofsmüthigste Mann, mein Kind!

Klementina. Denken Sie das, gnädige Mama? — Aber mich dünkt, Sie sind sehr lange weggewesen, Chevalier! Warum kamen Sie nicht eher?

Grandison. Es war unmöglich, gnädige Gräfin! Ich hoffe, Sie halten mich keiner Undankbarkeit fähig. Das sehnlichste Verlangen meines Herzens ist allezeit gewesen, Sie und Ihren Jeronymo glücklich wieder zu sehen.

Klementina. Glücklich? — O das kann niemahls, niemahls seyn! — Aber setzen Sie Sich zu mir, Herr Grandison, ich habe Ihnen vieles zu sagen, sehr vieles —

Die Markgräfin. Wie entzücken mich diese Sonnenblicke der wiederkehrenden Vernunft! — Rede, liebstes Kind. Was hast du dem Chevalier zu sagen?

Klementina. Sie müssen wissen, Herr Grandison — Was wollte ich doch sagen? — Ach, mein Kopf!

(Sie legt die Hand auf die Stirne.)

Wohl! — Aber Sie müssen mich jetzt verlassen — Es ist etwas nicht recht — Verlassen Sie mich! — Ich kenne mich selbst nicht.

Grandison. Ich will mich entfernen, weil Sie es befehlen.

Die Markgräfin. Bleiben Sie noch, Chevalier! Es ist eine Fantasie, die ihr bald wieder vergehen wird.

Klementina sitzt eine Weile mit niedergeschlagenen Augen, wie in tiefen Gedanken; dann steht sie plötzlich auf, als ob sie fortgehen wollte.

Die Markgräfin. Wo willst du hingehen, mein Kind?

Klementina. Ich will zu dem Pater Mareskotti gehen — Aber hier ist ja Kamilla — Gehen Sie, Kamilla, suchen Sie den Pater Mareskotti — Melden Sie ihm —

(Sie hält inne, als ob sie sich besinne.)

Melden Sie ihm, ich habe ein Gesicht gesehen — Er solle für uns alle beten!

Kamilla geht.

(Nach einer kleinen Pause fährt sie fort:)

Sie weinen, liebste Mama? — Sie sehen mich traurig an, Herr Grandison? Sie verbergen Ihr Gesicht? Betrübe ich Sie? — O ich Unglück-

selige! warum lebe ich noch! Ich mache alle unglücklich, die mich kennen — Und doch liebe ich alle Menschen, — auch die grausame unerbittliche Lauraha, die kein Erbarmen mit mir hatte, ob ich sie gleich niemahls beleidiget hatte. — Mir ist nicht wohl, gar nicht wohl; ich muss in mein Zimmer gehen — Folgen Sie mir nicht, Chevalier. Ihre Hand, gnädige Mama! Vergeben Sie Ihrem Kinde, haben Sie Mitleiden mit ihm! — O Sie wissen nicht, was meinem armen Kopf ist! Ich bin nicht mehr ich selbst, nicht mehr die Klementina, die Sie liebten, die jedermann liebte — Ach, Grandison!

Die Markgräfin. Du bist meine geliebte, meine theure Klementina; du bist es allezeit gewesen, und jetzt mehr als jemahls. Ich will dich in dein Zimmer führen. Du hast Ruhe vonnöthen. Leben Sie wohl, Chevalier, wir werden uns bald wieder sehen.

Klementina sieht Grandison mit einem zärtlich traurigen Blick an, und geht mit ihrer Mutter ab.

## VIERZEHNTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Und kann ich endlich meinen Empfindungen den Lauf lassen? — Es ist Zeit! Der Anblick dieses leidenden Engels, ihre Unschuld, ihre Zärtlichkeit, ihr Unglück, — und der entsetzliche Zwang, den mir eine grausame Pflicht auflegt, zerdrücken mein Herz! — O Klementina! Niemahls haben meine Lippen dir gesagt, wie sehr ich dich liebe! — Hartes Verhängniss! grausame Nothwendigkeit! Ich darf weder reden noch schweigen! Ich bin gezwungen, diejenige unglücklich zu machen, die ich liebe, und mich selbst eines Gutes zu berauben, für welches ich Welten hingäbe! — Warum, ach warum wurden meine ersten Vorschläge nicht angenommen? Verwünscht sey dieser betrogne Eifer, der so viele Unglückliche macht! — Doch mein Schmerz macht mich unbillig! — Sie handelten nach ihren Grundsätzen, wie ich nach den meinigen. Sie halten sich berechtigt, ein Opfer von mir zu verlangen — kein geringeres, als mein Vaterland und mein Gewissen. — Ich kann keinen Augenblick unentschlossen seyn — Ach, Klementina, geliebte Klementina, theurer als mein Leben, theurer als alles, was diese Welt

geben oder nehmen kann, könnte ich deine Ruhe mit meinem Blut erkaufen! — Ich kenne, ich fühle ihren ganzen Werth, ich liebe sie, ich verehre sie! — Aber! o meine Religion! o mein Vaterland! ich kann, ich kann euch nicht entsagen! Was kann dieses kurze Leben versprechen, was kann es geben, das genug wäre, solch ein Opfer zu ersetzen?

---

Ende des zweiten Aufzugs.

## DRITTER AUFZUG.

### ERSTER AUFTRITT.

Kamilla allein.

Wenn nicht ein unglückliches Verhängniſs die schönsten Anscheinungen zunichte macht, so wird diese Stunde das Ende der Widerwärtigkeiten des Porrettischen Hauses, und der Anfang neuer glücklicher Zeiten seyn. — Ich sehe den Pater Mareskotti; er kommt zu gelegner Zeit.

### ZWEYTER AUFTRITT.

Der Pater Mareskotti, Kamilla.

P. Mareskotti. Wie befindet sich Ihre junge Gräfin, Kamilla?

Kamilla. Ihre Besserung übertrifft unsere Hoffnung. Die Wiederkunft des Chevaliers hat die Wirkung gethan, die ich allezeit vermuthet hatte. Warum muſste man doch so lange zögern, ein Mittel zu ergreifen, das der jungen Dame

und ihren Verwandten so viel Trübsale erspart hätte! Sie ist, seitdem sie Herrn Grandison gesehen, ganz verändert. Ihr Gesicht heitert sich wieder auf, und in ihren Begriffen und Reden findet sich immer mehr Zusammenhang. Sie erinnert sich wieder des Vergangenen und nimmt Antheil am Gegenwärtigen. Es ist wahr, sie ist noch immer dunkel und niedergeschlagen. Zuweilen scheint sie in ihre alte Schwermuth zurück zu fallen; sie sucht die Einsamkeit; sie spricht oft mit sich selbst, oder mit einem Abwesenden, der (wie es scheint) ihrem Herzen allezeit gegenwärtig ist. Aber diese Anstöfse ihrer ehemahligen Krankheit dauern nicht lange; und wir hoffen, dafs sie ihre völlige Gesundheit erhalten haben werde, ehe sie noch die Gemahlin des Herrn Grandison ist.

P. Mareskotti. Dank sey der wohlthätigen Macht, die mit unsichtbaren Händen an unserm Glücke arbeitet, und sich oft dessen, was wir für die gröfsten Übel halten, als Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten bedient! — Aber ich besorge, die Familie sey zu voreilig, sich der Hoffnung zu überlassen, die sie von dem Chevalier gefafst hat. Er ist ein hartnäckiger Mann.

Kamilla. Ein grofser Theil ihrer Hoffnung beruht auf Ihnen, ehrwürdiger Herr! Gehen Sie in den Garten! Seine Eminenz, der Bischof, und Herr Grandison erwarten sie daselbst. Sie sollen den letzten Versuch machen, den Ver-

stand des Chevaliers zu besiegen. Sollte es mifslingen, so wird sein Herz, welches grofsmüthig und zärtlich ist, einer Probe ausgesetzt werden, der es nicht wird widerstehen können.

P. Mareskotti. Der Himmel gebe, dafs der Ausgang unsern Wünschen gleich sey.

Geht ab.

---

## DRITTER AUFTRITT.

Kamilla, Belvedere.

Kamilla. Mich dünkt, ich sehe den Grafen von Belvedere kommen — Ja, — er ist es, den sein böses Gestirn hieher führt, sein Unglück zu erfahren.

Belvedere. Ich höre seltsame Neuigkeiten. Das ganze Haus ist in Bewegung, und einer flüstert dem andern ins Ohr, die Gräfin Klementina werde in kurzem mit Herrn Grandison vermählt werden. Wenn dieſs wahr ist, so ist mein Unglück gewifs — Aber beym Himmel! ich will nicht allein unglücklich seyn!

Kamilla. Wie sehr beklage ich Sie, gnädiger Herr! Ihre Verdienste sind eines bessern Schicksals würdig. Aber wollen Sie mit dem Verhängniſs streiten? Es ist in dieser ganzen Sache etwas fatales, eine wunderbare Verwicklung von Umständen, die von einer unsichtbaren Hand

herrührt, und (wie es scheint) von ihr allein wird entwickelt werden. Sie können niemand anklagen, wenn Sie gerecht seyn wollen. Ew. Gnaden verzeihen, dafs ich so freymüthig spreche.

Belvedere. Sie haben nicht nöthig, Kamilla, mich an etwas zu erinnern, woran mich mein Herz zu meiner Qual nur allzu oft erinnert — Das Leben wird mir zu einer unerträglichen Bürde — O, warum ist es nicht erlaubt? — Doch ich werde bald wissen, was erlaubt ist! Die Markgräfin hat mir eine Unterredung bewilligt, und ich bin hier, die Entscheidung meines Schicksals zu vernehmen.

Kamilla. Hier ist sie, gnädiger Herr! Ich entferne mich.

Sie geht ab.

---

## VIERTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Belvedere.

Belvedere. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Mein Unglück macht mich ungestüm — Der Himmel wolle, dafs die Verzweiflung mich nicht verwegen mache!

Die Markgräfin. Die Unterredung, die ich Ihnen zugestanden habe, Herr Graf, soll

Ihnen ein zureichender Beweis meiner Freundschaft seyn.

Belvedere. Wenn nicht diese Achtung, deren Ew. Gnaden mich würdigen, mir noch einen Strahl von Hoffnung übrig liefse, so weifs ich nicht, was aus mir geworden wäre! — Haben Sie Mitleiden mit mir, gnädige Frau! — Himmel! wie unglücklich bin ich, dafs ich dasjenige als eine Gnade flehen mufs, was die bitterste Kränkung des menschlichen Stolzes ist! — Ehemahls, gnädige Frau, hielten Sie mich der Ehre nicht unwürdig, mit Ihrem Hause verbunden zu werden. Ich bin mir nicht bewufst, etwas gethan zu haben, das eine Änderung Ihrer guten Meinung von mir erfordert hätte — Doch, was sage ich? Die Rede ist nicht von meinen Verdiensten. Ich habe deren nicht genug um darauf zu trotzen, und ich könnte niemahls genug haben, um des Besitzes einer Klementina würdig zu seyn. Auf Ihre Güte, gnädige Markgräfin, auf Ihre Freundschaft, auf Ihr Mitleiden, gründet sich alle meine Hoffnung. Ich liebe Ihre Klementina, liebe sie bis zur Anbetung. Umsonst habe ich versucht, eine Leidenschaft zu besiegen, die eine so englische Vortrefflichkeit zum Gegenstand hat; ich kann ihr bezauberndes Bild nicht aus meiner Seele reifsen. Ich kann nicht ohne Ihre Tochter leben, gnädige Frau, es ist unmöglich! Der Tag, der ihre Hand einem andern geben wird, wird der letzte meines Lebens

seyn — Sehen Sie dieſs nicht als die eitle Drohung eines Liebhabers an. Ich kenne mein eigenes Herz. Es hat nie geliebt, ehe es die göttliche Klementina kannte. Aber seit diesem Augenblick ist sie mir mehr als alles. Das Glück, wie verschwenderisch es auch gegen mich gewesen ist, hat nichts für mich gethan, wenn es mir diejenige versagt, für die ich, wenn sie in einer Hütte geboren wäre, einen Thron verlassen wollte, um Armuth und Niedrigkeit mit ihr zu theilen, und in ihren Armen das Glück der Könige zu verachten! — So ist mein Herz, gnädige Frau! So ist meine Liebe! Sie ist mit meiner Seele verwebt. Das Schicksal meiner Liebe wird das Schicksal meines Lebens seyn.

Die Markgräfin. Ich bedaure Sie von Herzen, lieber Graf! — Aber was ist unfruchtbares Mitleiden? Wollte der Himmel, daſs ich mehr für Sie thun könnte! — Sagen Sie — sagen Sie mir, was verlangen Sie von meiner Freundschaft? was kann ich für Sie thun?

Belvedere. Alles, gnädige Frau, alles! Mein Glück ist in Ihren Händen. Sie können mir Klementinen geben. Grandison hat sich gegen mich erklärt. Er hat keine Ansprüche. Sie sind in Absicht seiner gänzlich frey. Die theure Klementina hat niemahls einen Abscheu gegen mich bezeigt. Ihr Vorurtheil für einen andern wird den erhabnen Beweggründen der Ehre und Religion Platz machen. Sie hat ein

gütiges, ein edles Herz. Wenn die zärtlichste Liebe, die tiefste Ehrerbietung, die lebhafteste Dankbarkeit, wenn alle nur ersinnliche Achtung und die Unveränderlichkeit dieser Gesinnungen ein grofsmüthiges Herz rühren können, so darf ich nicht verzweifeln, das ihrige endlich zu gewinnen. Lassen Sie Sich erbitten, gnädige Frau — Reden Sie für mich; unterstützen Sie die Bemühungen des Generals; geben Sie mir Klementinen, und ich werde Ihnen mehr schuldig seyn, als derjenigen, die mir das Leben gegeben hat.

Die Markgräfin. Hören Sie mich nun auch, mein lieber Graf! Setzen Sie Sich in meine Verfassung, und alsdann sagen Sie mir, was ich thun soll. So parteyisch die Liebe Sie machen mufs, so will ich es doch auf Ihren Ausspruch ankommen lassen — Meine Tochter — liebet — den Chevalier Grandison. Warum soll ich verschweigen, was ich nicht verbergen kann? — Sie ist bis zu diesem fatalen Zeitpunkt die Freude meines Lebens gewesen. Ihre Aufführung war so rein, so untadelig, als ihre Seele. Sogar ihre Neigung für diesen allzu liebenswürdigen Fremden verdient keinen Tadel. Ihr ganzes Verbrechen war, dafs sie nicht gefühllos war; so wie man Grandison keinen andern Vorwurf machen kann, als dafs er alle Vorzüge in sich vereiniget, die einen Mann einer Krone würdig machen können — Sie wissen das Übrige. Ach Belvedere! Aber Sie wissen nicht, mit welcher Tugend,

mit welcher Gröſse der Seele dieses allzu unglückliche Geschöpf einer Leidenschaft entgegen gekämpft hat, die bey andern Umständen ihr Ruhm gewesen wäre! — Es war ein Unglück für sie, daſs sie die Flamme so lange verbarg, die ihr schweigendes Herz verzehrte. Noch unglücklicher waren die Maſsregeln, die man nahm, selbige zu ersticken. Ich mag, ich kann nicht an die entsetzlichen Folgen zurück denken, worein uns ein allzu groſser Eifer für die Ehre der Familie, und die geheimen Absichten einiger Glieder derselben stürzten, und die endlich durch die völlige Verfinsterung des Verstandes meines armen Kindes und die gänzliche Zerstörung der Ruhe unsers Hauses ihren Gipfel erreichten. Die Verzweiflung nöthigte uns zuletzt zu einem Mittel, welches die Klugheit lange zuvor hätte eingeben sollen. Wir baten den Chevalier, uns zu besuchen. Wäre er weniger groſsmüthig, so wäre dieſs die Gelegenheit gewesen, sich wegen der Begegnung zu rächen, die er vor seiner letzten Abreise aus Italien von uns erduldet hatte. Aber er willfahrte uns auf die verbindlichste Art. Er eilte zu uns herüber, und seine Ankunft that eine Wirkung, die uns nun völlig überzeugen muſs, wie nothwendig er zu der Glückseligkeit und selbst zu dem Leben unsers Kindes sey. Er muſs nicht mehr von ihr getrennt werden, wenn wir sie nicht auf ewig verlieren sollen. Dieser einzige Beweggrund wäre genug, die Aufopferung aller

unserer Bedenklichkeiten zu fordern, wenn auch unsere Dankbarkeit nicht verpflichtet wäre. Aber sagen Sie mir, Belvedere, mit welcher Stirn sollten wir dem Erretter unsers Sohns, dem Manne, der uns unsere Klementina wieder gegeben hat, einem Manne, der durch die grossmüthigste und schönste Aufführung in einer langen Reihe der schwierigsten Umstände sich als einen echten und uneigennützigen Freund unsers Hauses bewiesen hat; mit welcher Stirn sollten wir einem solchen Mann ins Gesicht sehen, wenn wir fähig wären, uns anders gegen ihn zu beweisen, als er von uns zu erwarten berechtigt ist? Es ist kein Zweifel, dafs er Klementinen hoch achtet, und eine Verbindung mit uns gehörig zu schätzen weifs. Unsere Pflicht vereiniget sich mit der Nothwendigkeit, wir müssen weichen. — Aber das ist noch nicht alles, Herr Graf! Wir haben eine Hoffnung, deren Erfüllung uns in eine neue Verbindlichkeit, gerecht gegen Grandison zu seyn, setzen, und zu gleicher Zeit den Schritt, den wir thun müssen, vor den Augen der Welt rechtfertigen wird. Es ist unnöthig, Ihnen dieſs deutlicher zu erklären. Urtheilen Sie nun, werther Belvedere; setzen Sie Sich in unsere Umstände, sagen Sie mir, was Sie an unserer Stelle thun würden.

Belvedere steht in einer trostlosen Stellung, er schweigt, er seufzt, und heftet seine Augen unbeweglich bald auf den Himmel, bald auf den Boden.

Die Markgräfin. Reden Sie, Belvedere! sagen Sie mir, was können, was sollen wir thun?

Belvedere (fährt, nachdem er eine Zeit lang stumm und unbeweglich gestanden, auf, und sagt mit einer Veränderung des Gesichts, die sich zu seiner Rede schickt:) Ja, Klementina! ich will mich deiner würdig zeigen. Ich will beweisen, dafs ich dich mehr als mich selbst liebe. Wenn ich unglücklich seyn mufs, so will ich doch den Trost haben, dafs ich ein besseres Glück verdienet hätte. Ich will dich ohne Hoffnung lieben, ich will mich selbst aus deinen Augen verbannen; du wirst glücklich seyn, und ich werde in dem Vergnügen dich zu lieben, und in dem Gedanken, dafs du glücklich bist, eine Linderung finden, die den kurzen Überrest meines Lebens erträglich machen wird.

Die Markgräfin. Dieser Entschlufs ist Ihrer würdig, Belvedere! Entfernen Sie Sich eine Zeit lang; aber überlassen Sie der Zeit nicht alles. Sie ist zwar vermögend die heftigsten Schmerzen zu stillen; aber wo bleibt die Macht der Tugend, die wir in glücklichen Umständen so hoch erheben, wenn sie nicht vermögend ist, der Zeit zuvor zu kommen, und uns diese wahre Gröfse der Seele zu geben, die sich mit gesetztem Muthe dem Sturm der Leidenschaften und den Anfällen des Schicksals entgegen stellt?

## FÜNFTER AUFTRITT.

LAURA, DIE VORIGEN.

Laura. Gnädige Frau, der Markgraf ersucht Sie um Ihre Gegenwart. Er ist in dem Zimmer des Barons.

Belvedere. Ich entferne mich, gnädige Frau. Ich will mich bemühen, mein Unglück wie ein Mann zu ertragen. Ich will noch mehr thun. Der General soll mich (wenns möglich ist) nicht mehr in Bologna antreffen. Seine feurige Freundschaft für mich würde, wenn er mich gesehen hätte, Ihre Unruhe vergrößern, ohne mir helfen zu können.

Er geht ab.

## SECHSTER AUFTRITT.

Die Markgräfin allein.

Der arme Mann! — Ich beklage ihn! Wir hätten ihn, und er uns glücklich machen können. — O warum mufste doch Grandison nach Italien kommen? Warum mufste er der Freund meines Sohns werden? Warum mufste Er es seyn, der ihn aus den Händen der Meuchelmörder errettete? Warum mufste ihn Klementina sehen? — Aber wie schweife ich aus! Wen klage ich an? — O himmlische Macht, ich verehre dein Schicksal, und schweige! Möchte doch deine Güte so viele Leiden mit einem Ausgang belohnen, der eben so sehr zu deiner Ehre als zu unserer Glückseligkeit gereichte!

Sie geht ab.

## SIEBENTER AUFTRITT.

(Der Schauplatz verändert sich in Jeronymo's Zimmer.)

DER MARKGRAF, JERONYMO.

Der Markgraf sitzt in einiger Entfernung von Jeronymo, in einer kummervollen Stellung. Sie schweigen eine Zeit lang; endlich sagt

Der Markgraf. Mir wird bange, mein Sohn! Ich besorge, sie werden den Chevalier nicht überreden. Er ist ein stolzer Mann und ein hartnäckiger Protestant. — O wozu hat mich dieses Kind gebracht, das der Liebling meines Herzens war! — Armselige Vorzüge! Was ist Adel der Geburt? Was ist hoher Stand? Was ist Reichthum? Was sind alle diese Gunstbezeigungen des Glücks, von denen wir uns in freudigen Tagen dünken lassen, dafs sie uns über das Loos der Sterblichkeit erheben? Können sie uns vor Sorgen und Schmerzen, vor den bittersten Kränkungen unsers Stolzes, vor der schimpflichsten Erniedrigung bewahren? — Beklage mich, mein Sohn! beklage deinen Vater, der dahin gebracht ist, den Mann, der an dem Unglück seines Hauses Schuld ist, um dasjenige als eine Gunst zu bitten, was sich ehemahls Fürsten Italiens für eine Ehre geschätzt hätten. Arme,

erniedrigte Klementina! — Ich habe Mühe, diese Vorstellungen mit Gelassenheit zu ertragen.

Jeronymo. Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, Sie zu erinnern, dafs Sie selbst von der Unschuld und dem untadelhaften Betragen meines Freundes überzeugt sind. Ich gestehe, unser Unglück wäre unerträglich, wenn der Mann, der die unschuldige Gelegenheit dazu ist, nicht Grandison wäre. Aber seine Verdienste, sein Charakter rechtfertigen alles; die Liebe meiner Schwester hört auf, eine Schwachheit zu seyn, und alles, was die Familie für ihn thun kann, ist Gerechtigkeit.

Der Markgraf. Die Freundschaft führet dich zu weit, mein Sohn! Du kannst ihn nicht so sehr erheben, ohne zu vergessen — Doch, ich mufs es ja selbst vergessen! — Meine Betrachtungen verwirren mich! Es ist hart, sich von einer gewohnten Gröfse so herab gesetzt zu sehen! — Aber mein Entschlufs ist genommen: Ich will nicht ungerecht, nicht undankbar seyn!

## ACHTER AUFTRITT.

DIE MARKGRÄFIN, DIE VORIGEN.

Die Markgräfin. Grandison ist noch nicht da? Ich besorge —

Jeronymo. Und ich habe alle meine Hoffnung auf die Zärtlichkeit seines Herzens gesetzt. Aber wenn sie fehlschlagen sollte, so erinnern Sie Sich, ich beschwöre Sie bey Ihrer Liebe zu Klementinen und mir, an das was Sie mir versprochen haben!

## NEUNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN, GRANDISON, DER BISCHOF, PATER MARESKOTTI.

Diese drey kommen mit einander herein, jeder mit einer Miene, die, auf eine seinem Charakter gemäfse Weise, Verwirrung und Betrübnifs ausdrückt.

Der Bischof zu Jeronymo. Ach, Jeronymo!

Jeronymo. Ich lese alles in Ihrem Gesicht — Es ist genug!

Der Markgraf. Setzen Sie Sich, wenn es Ihnen gefällt, Chevalier! Ich muſs mit Ihnen von einer Sache sprechen, von der die Ruhe meines übrigen Lebens abhängt. Sie sind unser Freund, ein edler, bewährter Freund. Ich sehe Sie nach allem, was seit zwey Jahren unter uns vorgegangen ist, für ein Mitglied unserer Familie an, gegen welches ich mich ohne Bedenklichkeit frey und offenherzig erklären darf.

Grandison. Sie erweisen mir viel Ehre, gnädiger Herr! Ich bin im Innersten der Seele bekümmert, daſs ich —

Der Markgraf. Hören Sie mich zuerst, Herr Grandison, und fragen Sie alsdann Ihr Herz, was Sie thun können. — Sie haben meine Umstände gesehen, als Sie zuerst in mein Haus kamen. Ich war glücklich, das Haupt einer Familie, die sich einiges Ansehens rühmen kann, der Vater von Kindern, die mein Stolz und mein Vergnügen waren. Klementina war das Kleinod unter denselben. Sie haben sie in ihrer Blüthe gesehen, in vollem Glanze der Schönheit, der Jugend und der unbefleckten Ehre. Alle übrigen Vortheile, die wir dem Glück zu danken haben, zogen uns weniger Achtung und weniger Mifsgunst zu, als der Vorzug, (so nannte es die Welt) Klementinen in unserer Familie zu haben. Wir lebten in der süſsesten Eintracht; wir liebten einander; wir waren eines in dem andern glücklich.

Wir kannten keinen Kummer, unsere Tage flossen in heitern Freuden dahin, und unsere Aussichten übertrafen unsere Wünsche. So fanden Sie uns, Chevalier, da Sie zum ersten Mahl zu uns kamen! — Und wie haben Sie uns gefunden, da Sie Sich erbitten lassen, uns zum dritten Mahl zu besuchen? — Es sey fern von mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. Unsere Bekanntschaft fing sich mit Wohlthaten von Ihrer Seite an. Sie verpflichteten uns, ehe Sie uns kannten. Sie sind in gedoppeltem Verstande der Erretter meines Sohns gewesen. Sie retteten sein Leben und seine Sitten. Sie haben so unter uns gehandelt, wie nur Grandison handeln konnte. Nein, ich kann Ihnen keine Schuld geben! Ich kann weder ungerecht noch undankbar seyn! Ich will nur Ihr Mitleiden erwecken.

Grandison. Mein Mitleiden, gnädiger Herr! Ists möglich, dafs Ihnen das Herz Ihres Grandison noch unbekannt seyn kann? Wer bedarf mehr Mitleiden, als derjenige, der sich, ohne dafs ihm sein Herz Vorwürfe machen kann, als die fatale Ursache so vieler Trübsale ansehen mufs, die er, wenns möglich wäre, gern mit Darbietung seines Lebens von Ihnen abgewendet hätte?

Der Markgraf. O Grandison! Grandison! Sie wissen nicht, was für Qualen das Herz eines Vaters fähig ist! Aber ich will Ihrer Zärtlichkeit

schonen. Sie sehen eine Familie vor Sich, die erst seit Ihrer Ankunft wieder zu leben anfängt. Vollenden Sie Ihr Werk; es ist Ihrer würdig! Geben Sie uns eine Glückseligkeit wieder, die Sie allein uns geben können! Wir haben Verbindlichkeiten gegen Sie, die alle unsere Dankbarkeit übersteigen. Sie können Klementinen unter Ihren eigenen Bedingungen von uns fordern. Aber Sie sind zu grofsmüthig, Chevalier, als dafs Sie uns nichts aufopfern sollten, da wir geneigt sind, alles für Sie zu thun. Überwinden Sie Ihren Stolz, entsagen Sie den Vorurtheilen Ihrer Erziehung, werden Sie ein Katholik, und Sie sollen in Klementinen und mit Klementinen einen Schatz bekommen, der Ihrer würdig ist. Was ich ehemahls aus Nothwendigkeit gethan hätte, will ich jetzt aus Bewunderung für Ihre Tugend thun. Theurer Grandison, lassen Sie Sich erbitten! Ich will stolz darauf seyn, Sie meinen Sohn zu nennen! Sie sollen mir lieber seyn, als diejenigen, die das Leben von mir empfangen haben! Sie werden meine Klementina glücklich machen, Sie werden uns alle glücklich machen, und Sie werden es selbst seyn!

Grandison (mit Wehmuth.) Gnädiger Herr—

Der Markgraf. Ich getraue mir nicht, Ihre Antwort zu erwarten. Bedenken Sie Sich, Chevalier, bedenken Sie Sich!

Er geht ab.

## ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN.

Jeronymo. Ists möglich, Grandison! Sie können Klementinen lieben, und so unerbittlich seyn?

Grandison. Und auch Sie, mein Freund? auch Sie durchbohren mein Herz!

Jeronymo. Liebster Grandison! ich weiſs, daſs die Einwendungen, die Sie wider unsere Religion haben, nicht unumstöſslich seyn können.

P. Mareskotti. Gewiſs sind sie es nicht. Es ist unmöglich, die Gründe umzustoſsen, die Se. Eminenz der Bischof und ich dem Chevalier vorgelegt haben.

Grandison. Sie glauben dieſs, Herr Pater Mareskotti! Die Überzeugung ist etwas, das nicht von unserm Willen abhängt. Lassen Sie uns, ich bitte Sie, nicht weiter davon sprechen.

Jeronymo. O Grandison, was für eine Glückseligkeit opfern Sie Ihren Bedenklichkeiten auf! Sie wissen nicht, nein, Sie wissen nicht, was Sie aufopfern. Sie verhärten Sich gegen alles, was das unempfindlichste Herz zerschmelzen könnte. — (Mit einer Lebhaftigkeit, worin Unge-

duld und Unwillen merklich ist.) Und müssen wir denn alle vergeblich flehen?

Grandison. Kann mein Jeronymo gegen seinen Grandison ungerecht seyn? Wenn es möglich wäre, dafs meine Seele in einem Entschlufs wankend gemacht würde, der die Folge der unveränderlichsten Überzeugung ist, so müfste ich der verworfenste unter den Menschen seyn, wenn ich gestattete, dafs so verehrungswürdige Personen, als diese vor mir, sich herab liefsen mich zu bitten.

Die Markgräfin. Sagen Sie nichts von Herablassung, Chevalier! Was wollte ich nicht thun, Sie zu erbitten! — Sie haben keine Mutter mehr, Grandison! Mit welcher Entzückung, mit welchem Stolze wollte ich Sie als meinen Sohn umarmen, wenn Sie es auf diejenige Art seyn wollten, die uns allein glücklich machen kann!

Grandison. Verehrungswürdigste Dame! lassen Sie mich zu Ihren Füfsen um Ihr Mitleiden flehen. Hören Sie auf, mich durch eine Grofsmuth, eine Gütigkeit zu ängstigen, die meine Seele zur Verzweiflung treibt, weil ich sie nicht nach Ihren Wünschen verdienen kann. Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie von mir fordern. Es ist nicht in meiner Gewalt, Ihre Wünsche zu erfüllen. Glauben Sie mir, da Sie mich fähig sehen, in diesem Augenblick alles

zu verläugnen, was meinem Herzen am theuersten ist. Hätte ich Kronen, hätte ich alle Schätze der Welt, und ich müfste sie für Klementinen geben, ich würde sie für Staub achten. Mein Gewissen ist das einzige, was ich nicht aufopfern kann. Fordern Sie (diesen einzigen Punkt ausgenommen) was Sie wollen; ich bin bereit, jede andere Bedingung einzugehen.

Die Markgräfin. Stehen Sie auf, Chevalier! Ich sehe, dafs es vergeblich wäre, einen Mann, wie Sie, erbitten zu wollen. Stehen Sie auf! — Und so ist denn unser Verhängnifs, ohne Rettung elend zu bleiben? So kann Klementina nicht die Ihrige seyn?

Grandison (etwas heftig.) Nein! — Niemahls, niemahls ist ein Mensch in einem grausamern Zustande gewesen, als ich. Ich hoffte, nicht verdient zu haben — Vergeben Sie mir, gnädige Frau! Aber warum wollen Sie doch nicht bedenken, wie ungleich die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen, und diejenigen, die ich vorschlage? Sie bieten mir mit Ihrer Klementina eine Glückseligkeit an, die meine kühnsten Hoffnungen übersteigt, und nehmen mir alles wieder, da Sie die Aufopferung meiner Ehre und meines Gewissens fordern. Es thut mir leid, (erlauben Sie mir, es zu sagen) dafs man geglaubt hat, die unschätzbare Klementina werde durch die Reichthümer, die man mir mit ihr

verspricht, einen höhern Werth in meinen Augen erhalten. Ich bin weit über diese Art von Versuchung hinweg gesetzt. Die Vorsehung hat mir Vermögen gegeben, andere glücklich zu machen; ich bin zufrieden. Klementina allein ist, nachdem ich zu einem so stolzen Wunsch aufgemuntert worden bin, der Gegenstand meiner Wünsche. Geben Sie mir Klementinen, und lassen Sie mir meine Religion, so wie ich ihr die ihrige lassen werde, und ich werde der glücklichste unter allen Sterblichen seyn. Ich würde die Vorschläge, die ich Sr. Eminenz, dem Bischofe, gemacht habe, nicht gemacht haben, wenn ich nicht von ihrer Billigkeit überzeugt wäre; und ich bin genöthigt, Ihnen zu sagen, dafs dasjenige, wozu ich mich erbiete, mehr ist als ich thun wollte, die Erbin eines Königreichs zu erhalten.

Der Bischof. Es wäre ungerecht, dem Chevalier Vorwürfe zu machen. Es ist sein Unglück und das unsrige, dafs seine Irrthümer so tief in seine Seele eingewurzelt sind. Ich sehe, wir werden diesen Punkt aufgeben müssen, obgleich unsere Ehre, unsere Ruhe und unsere Sicherheit für Klementinens Seele an demselben hängt.

Grandison. Ich hoffe, gnädiger Herr, meine Ehre sey zureichend, Sie gegen alles sicher zu stellen, was Sie wegen der Gräfin Klementina befürchten. Sie soll, wenn sie die

## ZWÖLFTER AUFTRITT.

GRANDISON, JERONYMO, KLEMENTINA.

Grandison. Sie kommt. Wie sehr gleicht sie wirklich einem sichtbar gewordenen Engel, der in göttlichen Geschäften zu den Sterblichen kommt! O Himmel, gieb mir in diesem Augenblick deine Stärke, da ich fühle, dafs mich die meinige verläfst!

Klementina. Ich suchte Sie, Chevalier; ich bin erfreut, Sie hier anzutreffen. Setzen Sie Sich! Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen — Schliefsen Sie nichts daraus, dafs ich Sie suche. Sie sind mein Bruder, das wissen Sie. Meine Ältern befehlen mir, Sie so zu nennen. — Es war eine Zeit — erinnern Sie Sich dessen noch? — da man mir befahl, Sie in einem noch nähern Lichte zu betrachten. Ich widersetzte mich umsonst. Ich bat meine Mutter auf meinen Knieen, ich beschwor sie, mir eher den Tod zu geben. Und doch liebte ich Sie, Chevalier! — Ich erröthe nicht, es zu gestehen — Aber ich liebte meinen Gott noch mehr! Ihm, ihm wollte ich in einer heiligen Freystätte, einsam und vor dem Anblick der Welt beschützt, den Überrest eines traurigen Lebens widmen. Aber man hörte mich nicht.

Sie wurden von Wien nach Bologna zurück gerufen. Niemand auſser mir zweifelte daran, daſs Sie, durch das Ihnen angebotene Glück, (so nannte man es) verblendet, Sich das Opfer gefallen lassen würden, das man von Ihnen forderte. Ich allein zweifelte; denn ich kannte Sie. Reichthümer können eine Seele, wie die Ihrige ist, nicht verblenden. Der Adel unsers Hauses, auf den wir vielleicht zu stolz sind, konnte wenig über einen Mann vermögen, der in seinem Vaterlande nicht minder edel ist, und der (wie ich wuſste) auf dieses Vaterland stolz war. Sollten also die Verdienste der armen Klementina mächtiger gewesen seyn, Sie zu rühren? Nein, Chevalier, Sie waren es nicht. Ich hatte es nicht erwartet. Sie schlugen mich aus; ich vergebe es Ihnen. — Sie sehen, daſs ich mich des Vergangenen noch erinnere. Dank sey dem Himmel, daſs ich es wieder kann, ob mir gleich der wieder aufgehende Tag eine entsetzliche Rücksicht in die Finsternisse giebt, worin ich verirret gewesen bin. — Aber wozu sage ich Ihnen dieſs alles? — Ja, Sie sehen, daſs ich über alle eigennützige Absichten erhaben bin. Ich wollte Ihnen zeigen, daſs ich einen höhern Beweggrund haben muſs, weil ich Sie selbst gesucht habe. Eine himmlische Stimme befahl es mir. Konnte ich ungehorsam seyn?

Grandison. Theuerste Gräfin Klementina —

Klementina. Machen Sie mir keine Einwendungen, Chevalier! Der Himmel bedient sich oft schwacher Werkzeuge zu grofsen Absichten — Aus der Säuglinge Mund — Erinnern Sie Sich dieser Stelle nicht? O Grandison! Diese Welt! Was ist diese Welt? Welch ein eitler, nichtiger Traum! Sehen Sie, Chevalier, sehen Sie an mir, was diese Welt ist! Es war eine Zeit, da mir von jedermann geschmeichelt wurde, da ich bewundert wurde, da ich lauter schöne Tage sah, lauter glänzende Aussichten rings um mich her — Nun ist alles vorbey, schon lange ist alles vorbey, und ich beklage mich nicht. Sie sehen, dafs ich heiter und gelassen bin. Aber — Erinnern Sie Sich dessen, was ich gesagt habe. Verschmähen Sie die Wahrheit nicht, weil sie aus dem Munde eines unschuldigen Mädchens redet, welches Sie verschmähet haben! — Es kommt eine Zeit, da diese Welt nichts in unsern Augen ist. O Grandison! Dort, dort, (sie steht auf, indem sie dieses sagt, und zeigt mit ihren Augen und mit der rechten Hand gen Himmel) dort wird entschieden, was wir in dieser Welt gewesen sind. Stofsen Sie den Himmel nicht von Sich! Ihre Irrthümer sind die Wolken, die ihn vor Ihren Augen verbergen. Aber Ihr Herz, Ihr Herz kann diese Wolken zerstreuen. Der Verstand irret nur, weil das Herz den Irrthum liebt. Stellen Sie Sich vor, Chevalier, dafs ich gestorben bin, — ich werde vor Ihnen in die

Unsterblichkeit hinüber gehen — und daſs ich jenseits des Grabes stehe, und Ihnen rufe, und Sie vermahne, Ihre Seele zu retten! — Was antworten Sie mir? — Sie schweigen, Chevalier? Sie sind traurig? Thränen laufen über Ihre Wangen? Habe ich Sie gerührt? O möchte ich Sie gerührt haben! Mit welcher Freude wollte ich mein Leben hingeben, Ihre Seele zu retten!

Jeronymo (weinend.) O Grandison, Grandison! Wenn das Sie nicht rühren kann — Ich kann es nicht aushalten.

Grandison (mit einer Miene und Geberde, die den höchsten Grad von Zärtlichkeit und Wehmuth ausdrückt.) Allzu rührender Engel! — Erlauben Sie — Erlauben Sie, mich einen Augenblick zu entfernen!

Er eilt weg.

## DREYZEHNTER AUFTRITT.

Jeronymo

ruft Grandison mit einer halb erstickten Stimme nach:

Wohin gehen Sie, mein Freund? O bleiben Sie, bleiben Sie! Widerstehen Sie dem Eindruck nicht, den dieses liebenswürdige Geschöpf auf Ihr Herz gemacht hat. — Er ist fort. Nahmenlose Angst, mit der zärtlichsten Sehnsucht vermischt, war auf seinem Gesicht. Was muſs er leiden, wenn es ihm unmöglich ist, sich zu ergeben, — auf so herzrührende Vorstellungen, aus dem Munde derjenigen, die er liebt!

Klementina sitzt indessen, daſs Jeronymo spricht, mit dem Kopf auf den Arm gestützt, in einer melankolischen Stellung. Auf einmahl fährt sie zurück, und ruft:

Wo ist der Chevalier? Ist er fortgegangen, Jeronymo? Warum ging er fort? — Was habe ich gesagt? — Ach Bruder! er ist auf mich erzürnt — Ich habe ihn beleidigt Er weinte, er sah mich mit einem Blick an — Himmel! welch ein Blick war das! Und er ging fort. Begreifst du das, lieber Bruder? Sage mir die Wahrheit; habe ich etwas gesagt, das ihn beleidigen konnte?

Jeronymo. Ihn beleidigen? Liebste Schwester, du hast nichts gesagt, du kannst nichts sagen, das ihn beleidige. Der Chevalier betet dich an, Klementina, er liebt dich wie seine Seele. Er wird bald wieder zurück kommen. Vielleicht schämte er sich, sehen zu lassen, wie sehr er gerührt war.

Klementina. Du schmeichelst mir, liebster Bruder — Oder glaubst du wirklich, dafs der Chevalier mich liebt? — Aber was hälfe es ihm? Er würde unglücklich seyn, und ich wär' es gar doppelt. — Und doch ist es tröstend für mein Herz, zu denken — Weg! angenehmer Betrug! — Ich will gehen, Jeronymo! Ich getraue mir nicht seine Wiederkunft zu erwarten. Ich will zu unsrer Mutter gehen — Nein! — ich will in den Garten gehen. Ich will allein seyn. Meine Gesellschaft verbreitet Traurigkeit über alle, die mich sehen — O, warum kann ich nicht allein unglücklich seyn!

Sie geht ab.

## VIERZEHNTER AUFTRITT.

JERONYMO, GRANDISON.

Jeronymo. Kommen Sie, liebster Freund; fürchten Sie nicht, dafs ich Ihnen Vorwürfe mache. Mein Herz blutete für Sie, da ich sah, was es Ihnen kostete, der zaubernden Beredsamkeit dieses holdseligen Geschöpfes zu widerstehen. Ich bewundere die Gröfse Ihrer Seele. Nach dieser letzten Probe, die Sie ausgehalten haben, müssen Sie keiner andern ausgesetzt werden.

Grandison. Wo ist sie, Jeronymo, wo ist die theure Heilige?

Jeronymo. Sie wollte nicht warten, bis Sie zurück gekommen wären. Vielleicht getrauete sie sich nicht, sich in der stillen Gröfse zu erhalten, zu der sie sich empor geschwungen hatte.

Grandison. Ich sehe sie noch vor mir; ihre reitzende Stimme tönt noch in meinen Ohren — Jedes Wort, das sie aussprach, jeder gütige Blick, womit sie es begleitete; war ein feuriger Pfeil, der meine Seele durchdrang! — Ach Klementina! es ist einer andern Welt vorbehalten, uns glücklich zu machen! — Reden Sie

mir nicht mehr von Hoffnung, Jeronymo! Mein Herz weissagt mir einen traurigen Ausgang —

Jeronymo. Weder Sie noch Klementina wissen, was ich für Sie gethan habe. Verzeihen Sie mir, mein Freund, dafs ich mich mit den übrigen vereinigte, Sie zu quälen. Ich war dazu genöthigt. So sehr ich wünschte, dafs Sie in Ansehung der Religion weniger standhaft wären, so habe ich doch niemahls gehofft, dafs Sie es weniger seyn würden. Ich kannte Sie zu wohl! Aber eher wollte ich sterben, als zugeben, dafs meine Schwester noch einmahl von Ihnen getrennet würde! Es wird nicht geschehen, mein Freund! Ich habe schon alles vorbereitet. Meine Mutter ist sehr für Sie eingenommen; es war nicht schwer, sie zu erbitten. Wir verlassen uns auf Ihre Ehre, liebster Grandison! Klementina soll unter Ihren Bedingungen die Ihrige seyn. Selbst der Pater Mareskotti fängt an, sich für Sie zu erklären. Ich fürchte niemand als meinen Bruder, den General. Er vermag viel über meinen Vater; er fühlt das Ansehen, das ihm die Erstgeburt in der Familie giebt; er ist stolz und ungestüm; aber sein Herz ist edel. Er wird meinen Gründen und meinen Bitten nachgeben. O wie glücklich werden wir dann alle seyn! Wie wird meine Seele frohlocken, wenn ich eine Schwester und einen Freund vereiniget sehe, die alles sind, was mir in der Welt am theuersten ist!

Grandison. Ach, Jeronymo! Sie hoffen — weil Sie mich lieben; aber ich besorge, Sie hoffen umsonst. Ich kann diese traurigen Ahnungen nicht unterdrücken — Meine Seele ist umwölkt — Ich muſs mich entfernen.

Jeronymo. Bey Ihrer Zurückkunft, mein Freund, werden Sie sehen, daſs ich nicht umsonst gehofft habe. Meine Liebe für Sie soll in dieser Zwischenzeit nicht müſsig seyn. Kommen Sie nur bald zurück, Ihre Klementina von der Hand eines Bruders anzunehmen, der keiner andern Glückseligkeit mehr fähig ist, als sich an der Ihrigen zu erfreuen.

---

ENDE DES DRITTEN AUFZUGS.

# VIERTER AUFZUG.

## ERSTER AUFTRITT.

Klementina allein.

Aus was für einem fürchterlichen Traume bin ich erwacht! Wie sehr hat sich alles verändert! Ich habe Mühe zu erkennen, wer ich bin und wo ich bin! — Sie erheben alle den Chevalier in die Wette; sie werden nicht müde Gutes von ihm zu sagen; sie sprechen von seiner Liebe zu mir; sie billigen den Vorzug, den ihm mein zu leicht gerührtes Herz gegeben hat. Was bedeuten diese Veränderungen? — Sollten sie sich entschliefsen können? — Nein, sie können nicht, sie werden nicht! — O du allzu schwaches, verkehrtes, voreiliges Herz! Was pochest du? Was für Wünsche — Wünsche, die du nicht wagen darfst, dir selbst zu zeigen — Und wie, ach, wie wirst du sie demjenigen zeigen dürfen, vor dessen heiligen Augen die scheinbarste Tugend unrein ist? — Unglückliche, betrogene Klementina! du hieltest dich für unschuldig; du nährtest eine Neigung in deiner Brust, die du für rein, für

untadelhaft hieltest, weil sie den liebenswürdigsten unter den Menschen zum Gegenstand hatte. Mit Entzückung, mit stillem Triumfe hörtest du sein Lob, die Billigung deiner geheimen Leidenschaft, aus jedem Munde! — Betrügerische Einbildungen! — Was ich für unschuldige Neigung hielt, war Verbrechen. Der erzürnte Himmel fällte sein Urtheil über mich! — Was für ein verkehrtes Geschöpf mufste ich seyn, um eine solche Strafe verdient zu haben! — Doch nenne es nicht Strafe, Unglückliche! Es war Wohlthat; es war eine Hand aus den Wolken, die dich von dem Abgrunde zurück rifs, in den du, mit verblendeten Augen, auf dem sanften Irrwege der Liebe und der irdischen Freude, Gefahr liefest auf ewig hinab zu stürzen. — O fliehe, fliehe! Alles ist Bezauberung um dich her; alles ist Gefahr und Verführung und Verderben! Fliehe, unglückliche Klementina, fliehe die Liebe, die Welt, dich selbst! — Himmel! Wen sehe ich? — Grandison? —

## ZWEYTER AUFTRITT.

GRANDISON, KLEMENTINA.

Klementina. O Chevalier, in was für einem Augenblick kommen Sie!

Grandison. Endlich, theuerste Gräfin, endlich ist es Ihrem Grandison erlaubt zu reden. Die gütige Aufmunterung Ihrer Familie erlaubt mir, meine Wünsche zu ihrer geliebten Klementina zu erheben. Alle Schwierigkeiten sind gehoben. Ich darf Ihnen sagen, wie sehr ich Sie verehre, und es steht nur allein in Ihrer Macht, den Ausspruch zu thun, ob der zärtlichste und dankbarste unter den Menschen auch der glücklichste seyn soll?

Klementina. Was sagen Sie mir, Chevalier? — Ists möglich? — Sie kommen von meinen Ältern?

Grandison. Ich komme von ihnen. Der Bischof, Ihr Jeronymo und der Pater Mareskotti waren zugegen. Die feurige Freundschaft des zärtlichen, des grofsmüthigen Jeronymo hat alle zu meinem Vortheil eingenommen. Sie haben mir erlaubt, unter den Bedingungen, die ich vor meiner letzten Abreise vorgeschlagen, mich um die gröfste Glückseligkeit zu bewerben, die ein

Sterblicher diesseits des Himmels sich wünschen kann. Darf ich hoffen, gnädige Gräfin, nachdem ich auf eine so großmüthige Art mit dem Beyfall Ihrer Ältern beehret worden, daſs die vortreffliche Klementina nicht minder gütig gegen einen Mann seyn werde, der sich bestreben wird, durch alle Handlungen seines Lebens eine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, die zu groſs ist mit Worten ausgedrückt zu werden?

Klementina. Wie willig, wie allzu willig ist mein Herz, Ihnen zu glauben! — Es ist nun in meiner Macht, sagen Sie, den Chevalier Grandison glücklich zu machen? — Wollte der Himmel, es wäre in meiner Macht! Wollte der Himmel, ich könnte Sie glücklich machen! Wer würde es besser, sorgfältiger, freudiger thun als ich? — Aber ich bin nicht zu einer so schönen Bestimmung auserwählt! — Mein Herz ist sehr beunruhigt, Herr Grandison, mehr als ich Ihnen sagen kann! Ich fühle den ganzen Umfang der Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, die ich Ihnen besonders habe — und dieſs Gefühl vollendet mein Elend.

Grandison. Kränken Sie mich nicht, theuerste Gräfin, durch die Erwähnung von Verbindlichkeiten. Was habe ich anders gethan, als dem Rufe der Freundschaft folgen, welchem ein jeder von Ihrer Familie in gleichen Umständen würde gefolget haben? Und gesetzt, es wäre in

meiner Macht gewesen, Sie zu verbinden, so ist es in der Ihrigen —

Klementina. Hier ist meine Schwierigkeit, Herr Grandison! Sie können nicht belohnt werden — Ich kann Sie nicht belohnen. — Sehen Sie mich nicht mit dieser zärtlichen Traurigkeit an! — Meine Seele leidet nur zu sehr unter dem Gedanken, dafs ich Sie nicht belohnen kann! — Wie soll ich Ihnen beschreiben, was in meinem Gemüthe vorgeht? Meine Pflicht gegen Gott, gegen meine Ältern, — meine Dankbarkeit gegen Sie — Aber ich kann noch nicht von dieser Sache reden. Ich wünschte grofs zu handeln. Sie haben mir ein Beyspiel gegeben, Herr Grandison!

Grandison. Theuerste Klementina, Sie erschrecken mich! Was bedeutet dieser feierliche Ernst, und diese Reden, die irgend ein trauriges Geheimnifs zu verhüllen scheinen? Warum sollte es nicht in Ihrer Macht seyn, mich glücklich zu machen? — Das Beyspiel, dessen Sie erwähnen, kann keines für Sie seyn. Die Umstände sind ganz verschieden. Es wird nichts von Ihnen gefordert, was Ihr Gewissen nicht erlauben könnte zu bewilligen. Sie werden, wenn Sie die Meinige sind, in Ausübung Ihrer Religion völlige Freyheit behalten. Ich verehre Ihre Frömmigkeit, gnädige Gräfin, und die Ruhe Ihrer Seele ist so wichtig für mich, als die Ruhe der meinigen.

Klementina. Grofsmüthiger Mann! was soll ich Ihnen sagen? — ich, die nicht weifs, was ich mir selbst sagen soll! Aber ich habe angefangen alles aufzuschreiben, was mir über diese wichtige Sache beygefallen ist. Ich darf meinem Gedächtnifs nicht trauen — auch meinem Herzen nicht! Ich will fortfahren, meine Gedanken aufzuschreiben —

---

## DRITTER AUFTRITT.

LAURA, DIE VORIGEN.

Laura. Gnädige Gräfin, der Herr General ist angelangt.

Sie geht wieder ab.

Klementina. Er wird betroffen seyn, dafs Sie schon hier sind, Herr Grandison! Er wird Ihnen vielleicht — Ach! von wie vielen Übeln bin ich die unglückselige Ursache gewesen! Ich habe Ihnen Unruhe gemacht; ich habe meine Ältern gekränkt, die besten, die gütigsten Ältern! ich bin eine Plage aller gewesen, die mir angehören! es ist billig, dafs ich leide! — O Chevalier, es ist eine grofse Veränderung mit mir vorgegangen, seitdem Sie hier sind. Vorher war mir sehr schlimm; aber ich fühlte nicht den ganzen Umfang meines Unglücks! — Ich

verlasse Sie, um meinen Bruder zu sehen, bevor er Sie siehet. Ich zittre vor seiner Hitze —

Grandison. Besorgen Sie nichts, gnädige Gräfin; ich habe mehr Gelegenheit gehabt, meine Hitze zu bezähmen, als der General. Ich werde gelassen, und Er wird nicht unbillig seyn.

Klementina geht ab.

## VIERTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Was für ein neues Gewölk zieht sich in ihrer Seele auf? So viel Bedeutung, so eine erhabne Schwermuth in ihren Augen! — Sie schien zu fürchten, daſs ich mehr in ihren Augen lesen möchte, als sie mir sagte; aber ich habe nur zu viel darin gesehen! — Wunderbares Verhängniſs! Kaum geht mir endlich ein Schimmer von Hoffnung auf, so verschwindet er wieder, und läſst mich in einer marternden Ungewiſsheit zurück! — O Glückseligkeit! schöner Nahme! du wohnest nicht unter dem Monde. Mit erhitztem Verlangen verfolgen wir dich; wir glauben dich zu berühren, und umfassen einen Schatten. — Ich will zu Jeronymo gehen. Die Tröstungen eines Freundes — Aber hier ist der General! Klementina hat ihn verfehlt, wie ich sehe.

## FÜNFTER AUFTRITT.

DER GENERAL, GRANDISON.

Der General. Ihre Ankunft in Bologna, Herr Grandison, hat Wunder gewirkt, höre ich. Wir sind Ihnen sehr verbunden; und Sie haben Ursache stolz darauf zu seyn, daſs Sie Sich in einer Familie, wie die des Markgrafen von Porretta ist, so wichtig haben machen können.

Grandison. Wenn ich auf etwas stolz seyn könnte, Herr General, so wäre es auf mein Herz. Es ist unglücklich für mich, daſs Sie in dieser ganzen Zeit von Bologna entfernt gewesen sind, in welcher Ihre schärfste Aufmerksamkeit auf mein Betragen meine beste Rechtfertigung gewesen wäre. Erlauben Sie mir aber Ihnen zu sagen, daſs ich Ansprüche an Ihre Hochachtung mache, weil ich mir bewuſst bin, daſs ich sie verdiene, und daſs ich keine andere Ansprüche zu machen habe, so lange jemand in der Familie ist, der mich der seinigen unwürdig hält.

Der General. Sie reden wie man es von einem Mann erwarten kann, der von dem Triumf aufgeschwollen ist, den er über Leute erhalten hat, die in der That nicht geboren waren, unter

den Ritter Grandison herab gedemüthiget zu werden. Ich weifs nicht, was für ein Taumel von fanatischer Dankbarkeit meine Verwandten bethört. Aber das weifs ich, dafs ich keine von den schwindlichten Seelen bin, die sich durch den Schein einer schwülstigen Grofsmuth zu Boden blenden lassen. Erwarten Sie keinen Dank von mir, Herr Grandison! Oder soll ich Ihnen dafür danken, dafs Sie durch die Künste einer angenommenen Uneigennützigkeit, und einer in Freundschaft verkleideten Liebe, das Herz meiner Schwester erschlichen, dafs Sie die liebenswürdigste junge Dame Italiens in eine Leidenschaft verstrickt haben, die ihren Ruhm befleckt, ihren Verstand verwirrt, und die Ruhe ihres Lebens vernichtet hat? Soll ich Ihnen dafür danken, dafs Sie dieses unglückliche Geschöpf und ihre noch unglücklichern Verwandten zum Spott und zur Fabel der Welt gemacht haben? — Wahrhaftig! wir haben grofse Ursache, unsre Verbindlichkeiten gegen den Chevalier Grandison durch irgend eine aufserordentliche That zu erkennen; und es fehlt nichts, als durch die Vermählung der Klementina von Porretta mit ihm die ganze Welt zu überzeugen, dafs sie ihre Krankheit der ganzen Familie mitgetheilt habe.

Grandison. Herr General! Sie mögen meiner Gelassenheit bey Ihren Beleidigungen eben so leicht als meinen übrigen Handlungen

Beweggründe leihen, die mich verunehren, aber ich bin entschlossen, gelassen zu bleiben. Ihre Vorwürfe verdienen keine Antwort. Ich sehe, daſs Sie von einer Leidenschaft getrieben werden, die Ihnen nicht erlaubt gerecht zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich hinweg begebe. Eine umständliche Unterredung mit Ihrem Herrn Bruder, dem Bischofe, wird das beste Mittel seyn, Sie zu Sich selbst zu bringen.

Der General. Glauben Sie mich mit dieser angemaſsten Erhabenheit zu täuschen, weil sie Ihnen vielleicht bey Ungeübtern, als ich bin, gelungen ist? Ihre Gegenwart ist hier nöthig, Herr Grandison! Ich verlange nur eine Antwort auf eine einzige Frage: Unterstehen Sie Sich in meiner Gegenwart zu bekennen, daſs Sie Ansprüche an meine Schwester haben?

Grandison. Wenn es Ihnen gefallen wird, Herr General, auf eine Art zu fragen, die einer Antwort würdig ist, so sollen Sie eine Antwort erhalten.

Der General. Dieser Übermuth ist nicht auszustehen — Doch ich will mir Gewalt anthun. Ich erinnere mich, daſs Sie der Erretter meines Bruders gewesen sind — Aber der Gedanke, daſs Sie meine Schwester und die ganze Familie, die durch Sie verunehret worden, im Triumf aufführen sollen, ist mir unerträglich.

Grandison. Und ich erkläre Ihnen, mein Herr, dafs mir diese Sprache unerträglich zu werden anfängt. — Wie verächtlich macht eine blinde Leidenschaft die edelsten Menschen!

Der General. Ich bediene mich solcher Reden, die man durch Thaten erklärt.

(Er greift an den Degen.)

---

## SECHSTER AUFTRITT.

Der Bischof, die Vorigen.

Der Bischof. Was für ein heftiger Wortwechsel? — Wie? mein Bruder? — Grandison? — Halten Sie ein, Bruder; Sie vergessen, wen Sie vor Sich haben, und in wessen Hause Sie sind.

Grandison. Ich überlasse Ihnen den Herrn General, gnädiger Herr! Er hat nöthig, zu sich selbst gebracht zu werden. — Ich werde mich nicht weit entfernen, Herr General.

Er geht ab.

---

## SIEBENTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DER GENERAL.

DER BISCHOF. Mäßigen Sie Ihre Hitze, Bruder! Sie wissen, wer Grandison ist, Sie wissen, was wir ihm für Verbindlichkeiten haben, und Sie begegnen ihm so? In Wahrheit, Sie bedenken nicht, in was für neue Schwierigkeiten Sie uns verwickeln.

DER GENERAL. Sie werden die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung besser begreifen, wenn ich Ihnen sage, daſs ich eben itzt von dem Grafen von Belvedere komme. Er war im Begriff, sich selbst aus Bologna zu verbannen. Der Zustand, worin ich ihn fand, war mehr als es bedurfte, meinen lange gesammelten Groll gegen diesen Grandison bis zum Unsinn zu entflammen. Ich erkläre Ihnen, Bruder —

DER BISCHOF. Ich bitte Sie, erklären Sie Sich nicht, ehe Sie wissen, wie weit die Sachen gekommen sind, und was für Gründe unsern Entschluſs gelenkt haben.

DER GENERAL. Ich hoffe, ich habe mich des Rechts nicht verlustig gemacht, meine Meinung zu Angelegenheiten zu sagen, welche die Ehre und die Ruhe einer Familie betreffen, in

der ich der Erstgeborne bin. Die Sachen mögen gekommen seyn, wohin sie wollen; ich habe dem Grafen von Belvedere mein Wort gegeben, und ich will es gehalten wissen! Er ist von der ganzen Familie aufgemuntert worden; alle Gründe sind für ihn. Der bloſse Gedanke, daſs ein Fremder, ein Mann von geringerm Stande, ein Engländer, ein Protestant, der Nebenbuhler des Grafen von Belvedere um Klementina von Porretta seyn soll, und — verfluchter Unsinn! ich schäme mich es zu sagen! — daſs er ihm vorgezogen werden soll — Ich sage Ihnen, es ist unerträglich nur daran zu denken! — Aber beym Himmel! so lange noch Athem in mir ist, soll Belvedere nicht aufgeopfert werden!

Der Bischof. Und doch werden Sie Sich entschlieſsen müssen, entweder ihn oder Ihre Schwester aufzuopfern.

Der General. Meine Schwester? — Ich will keine Schwester haben, die den Nahmen beschimpft, den sie trägt.

Der Bischof. Reden Sie nicht so ungerecht von Klementinen. Sie ist ein unschuldiges, edles Geschöpf. Sie ist es mitten in der äuſsersten Verfinsterung ihrer Vernunft geblieben. Sie hat nichts gethan, das einen billigen Vorwurf verdiente. Und ich bitte Sie, Bruder, vergessen Sie nicht, daſs wir noch einen Vater und eine Mutter haben. Der Markgraf ist entschlossen,

seine Tochter nicht aufzuopfern; und Sie werden Sich gefallen lassen, eine Schwester zu behalten.

Der General. Sie werden sehr hitzig, Bruder! — Ich begreife nicht, wie dieser Grandison alle Welt so sehr bezaubert hat. Wer wird sich nunmehr wundern, dafs ein junges unerfahrnes Mädchen zu schwach gewesen ist, ihm zu widerstehen?

Der Bischof. Wenn Sie ihn ohne Vorurtheil ansehen werden, so werden Sie eben so von ihm denken wie wir. Die Religion ist alles, was man gegen ihn einwenden kann. Wäre er ein Katholik, so sollte sich ein König vergeblich neben ihm um Klementinen bewerben.

Der General. Was? Sie erzählen mir immer gröfsere Wunder! Er wird ein Protestant bleiben, und sie wollen ihm Klementinen geben? Sie, ein Prälat der Kirche, geben Ihren Beyfall dazu? Wahrhaftig! das ist aufserordentlich. Ohne Zweifel wird der P. Mareskotti auch Ihrer Meinung seyn?

Der Bischof. Er wird sie nach England begleiten. — Glauben Sie, Bruder, dafs es uns genug gekostet hat, uns zu einem solchen Entschlufs zu überwinden. Man hat alles vorher versucht. Aber was sollten wir mit einem Mann anfangen, den die glänzendsten Versprechungen nicht zu versuchen vermochten, der bey

den zärtlichsten Bitten unbeweglich blieb? der Klementinen selbst, die er anbetet, seiner Religion aufzuopfern bereit war? — Es ist unser Unglück, dafs wir ihn nicht so wohl entbehren können, als er uns.

Der General. Und so mufs um dieses liebekranken schwindlichten Mädchens willen die Ehre des Hauses von Porretta auf ewig verdunkelt, und ein Mann, wie Belvedere, der Verzweiflung preis gegeben werden? — Überlassen Sie mich mir selbst, Bruder, ich habe Einsamkeit nöthig —

Der Bischof. Ich bin hieher gekommen, Sie zu dem Markgrafen zu führen. Sie können von niemand besser in den Gründen seines Entschlusses unterrichtet werden, als von ihm.

Der General. Gehen Sie nur voran. Ich werde Ihnen sogleich folgen.

## ACHTER AUFTRITT.

Der General allein.

Ich bin ganz betäubt — Was soll ich sagen? Wozu soll ich mich entschliefsen? — Soll ich der Entehrung meines Hauses zusehen? Soll ich meine Schwester unglücklich machen? Soll ich meinen Freund verlassen? — Oder soll ich seinen eigenen Vorstellungen Gehör geben? — Der arme Belvedere! Er liebt die Undankbare bis zur Ausschweifung. Er will sich selbst für ihre Ruhe aufopfern. Er hat die Sache seines Nebenbuhlers mit einer Groſsmuth gegen mich behauptet, die von der Heftigkeit seiner Liebe zeugt! — Aber, nein! es kann nicht seyn! Ehe soll derjenige sterben, der der Urheber aller dieser Verwirrungen ist.

## NEUNTER AUFTRITT.

GRANDISON, DER GENERAL.

Grandison. Ich habe Ihnen Zeit gelassen, zu Sich selbst zu kommen, Herr General! Wenn Sie jetzt in einer gesetztern Fassung sind, so hören Sie mich an, und lernen Sie mich kennen. Die Sache, wovon ich mit Ihnen reden muſs, ist zu zärtlich, als daſs ich die Unbilligkeit der Vorwürfe, die Sie mir gemacht haben, in ihr völliges Licht setzen könnte. Es ist auch nicht nöthig. Was die ganze Familie weiſs, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Es wird also genug seyn, Ihnen zu sagen, daſs ich ohne Absichten nach Bologna zurück gekommen bin. Ihre Ältern, Ihre Brüder verlangten meine Gegenwart; ich folgte dem Rufe der Freundschaft. So sehr ich Ihre Schwester bewunderte, so fühlte ich doch die ganze Stärke der Gründe, die mir, auch in Absicht auf mich selbst, nicht erlaubten, an eine nähere Verbindung zu denken. Ich entschloſs mich also mich in einer Sache leidend zu verhalten, worin mir nicht vergönnt war, nach meinem Herzen zu handeln. Ich bin gewohnt, mich in die Stelle andrer zu setzen. Es konnte mir nicht verborgen seyn, daſs Ihre Familie sich zu

einer Verbindung mit mir nicht ohne Widerwillen bequemen werde, und ich fand diese Art zu denken in ihren Umständen natürlich.

Der General. Sie haben Sich und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Grandison. Die gleiche Denkungsart, die mich gegen andere gerecht seyn heifst, macht, dafs ich es gegen mich selbst bin. Ein Beweis davon kann Ihnen seyn, dafs ich mich nicht erniedrigen wollte, die Tochter eines Königs unter schimpflichen Bedingungen anzunehmen, und dafs ich selbst auf Klementinen Verzicht thue, so lange jemand in Ihrer Familie ist, der mich ihrer Hand unwürdig hält. Sie haben meine Erklärung, Herr General! Das Übrige belieben Sie mit Ihren Verwandten auszumachen. Diese werden Ihnen am besten sagen können, was sie zu den verbindlichen Gesinnungen bewogen hat, die sie für mich angenommen haben.

Der General. Ha! Ist es so weit gekommen, dafs uns der Chevalier Grandison Trotz bieten darf? Ich bin aufser mir! Wie? wir sollen uns noch allzu glücklich schätzen, wenn ein Mann, wie Sie, sich erniedrigen will; die Tochter des Markgrafen von Porretta mit seinem Nahmen zu beehren? — Und derjenige, der sich unterstehet, mir eine solche Erklärung zu thun, ist weniger als ein König? Er müfste auch mehr als ein Sterblicher seyn, meiner Rache zu entgehen!

Grandison. Drohungen haben mich nie erschreckt, Herr General. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich eine Antwort auf eine so willkührliche Auslegung meiner Worte nöthig hielte.

Der General. Keine Worte mehr! Ich bin nicht gewohnt, mich der Zunge statt eines Waffens zu bedienen. Kommen Sie mit mir in den Park, Chevalier! Ihr Leben oder das meinige! Die Erde kann nicht zwey so stolze Menschen, als wir sind, zugleich tragen.

Grandison. Ich bin bereit mit Ihnen zu gehen, wohin Sie wollen.

Sie gehen ab.

---

## ZEHNTER AUFTRITT.

P. Mareskotti allein.

Ich habe die Stimme des Generals gehört. Es war die Stimme eines Drohenden. Er redete, wie ich glaube, mit Grandison. — Aber hier ist niemand. Sie sind fortgegangen. Der Himmel verhüte, daſs es in schlimmen Absichten geschehen sey! Ich will sie aufsuchen — Aber sehe ich nicht hier den Grafen von Belvedere?

---

## EILFTER AUFTRITT.

Pater Mareskotti, Belvedere.

P. Mareskotti. Ich glaubte, Sie wären nicht mehr in Bologna, Herr Graf!

Belvedere. Der General fand mich, da ich im Begriff war abzureisen. Ich hatte eine Unterredung mit ihm. Meine Besorgnisse für Klementinen, der ich fest entschlossen bin mich selbst aufzuopfern, machten, daſs ich mit Eifer zum Vortheile meines Nebenbuhlers sprach. Es war umsonst. Der General verlieſs mich auf eine ungestüme Art. Ich machte mich sogleich fertig ihm zu folgen, und ich komme jetzt, alles anzuwenden, ihn mit Grandison auszusöhnen. Ich weiſs was ich thue, Herr Pater Mareskotti! Es wird mir das Leben kosten; aber ich werde die Zufriedenheit haben, die Glückseligkeit derjenigen befördert zu haben, die ich liebe.

P. Mareskotti. Vielleicht belohnt der Himmel diese edeln Gesinnungen mit einem ganz andern Ausgang, als Sie jetzt vermuthen. Das Glück Ihres Nebenbuhlers ist noch nicht auſser Zweifel. Ich komme eben jetzt von einer langen Unterredung mit der jungen Gräfin — Aber wir haben nicht Zeit hier zu verweilen — Wir wollen gehen, den General zu suchen.

Belvedere. Sie haben mich ganz bestürzt gemacht — Aber ich will meine Ungeduld zurück halten — Lassen Sie uns eilen.

---

## ZWÖLFTER AUFTRITT.

(Die Scene ist das Zimmer des Jeronymo.)

JERONYMO, KLEMENTINA.

Klementina sitzt, den Kopf auf ihren Arm gestützt, in einem schwermüthigen Stillschweigen, das zuweilen durch Seufzer unterbrochen wird.

Jeronymo. Was fehlt Ihnen, meine liebste Schwester? Sie nähern Sich dem Augenblick, der alle Ihre Trübsale enden wird, Sie werden über Ihre Hoffnung glücklich werden, und Sie sind traurig? Sie beantworten die zärtlichen Ausbrüche meiner Freude mit halb erstickten Seufzern, und indem ich in Entzückung über Ihr bevorstehendes Glück aller meiner Schmerzen vergesse, schleichen stille Thränen, die Verräther irgend eines geheimen Kummers, über Ihre Wangen?

Klementina. Ach, Jeronymo! —

Jeronymo. Wie ist es möglich, meine Klementina, daſs so frohe, so glänzende Aussichten nicht jede Spur der Traurigkeit aus Ihrer

Seele tilgen? — Glückliche, dreymahl glückliche Schwester! Die Geliebte, die Freundin, die Gemahlin meines Grandison! Welch ein Himmel von Glückseligkeiten liegt in diesen Nahmen! Welch ein Vorzug vor allen Ihres Geschlechts!

Klementina. Halten Sie ein, liebster Jeronymo — Wollte der Himmel, meine eigene Fantasie wäre weniger geschäftig, mir das Glück auszumahlen, dem ich zu entsagen genöthiget bin!

Jeronymo. Was sagen Sie, Schwester? Was für neue Besorgnisse? Woher diese Kleinmüthigkeit und diese hoffnungslose Sprache? Hören Sie auf, Sich selbst zu quälen! Alle Hindernisse sind gehoben. Fürchten Sie nicht, daſs unsere Ältern ihren Entschluſs ändern möchten. Das unvergleichliche Betragen unsers Freundes hat sie so sehr eingenommen, daſs sie diese Verbindung jetzt eben so heftig wünschen, als ich selbst. Oder fürchten Sie etwa den General? Sein Widerstand wird nur den Sieg unsers Freundes zu erhöhen dienen. Verbannen Sie also alle traurigen Gedanken, liebste Klementina! Sie haben die schwerste Prüfung überstanden; der Augenblick ist nun gekommen, der Sie für alle Ihre Leiden belohnen wird.

Klementina. Ach, Jeronymo! Sie wissen nicht — Ich kann nicht reden — Ich fürchte mich, Ihnen zuzuhören — Ich fürchte mich

vor mir selbst — Verzeihen Sie mir, lieber Bruder! — Aber ich muſs Sie verlassen —

Sie steht auf, um fortzugehen.

---

## DREYZEHNTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, die Vorigen.

**Die Markgräfin.** Ich freue mich, euch bey einander zu finden, meine Kinder! Dein Bruder, meine theure Klementina, wird dir angekündigt haben, was wir für den Chevalier zu thun entschlossen sind. Er ist deiner würdig, Klementina; und so schwer es mir auch fallen wird, den Liebling meines Herzens aus meinen mütterlichen Armen zu lassen, so beruhigt mich doch die Gewiſsheit, daſs du durch den Mann, den dein Herz erwählt hat, so glücklich werden wirst, als man es in diesem Leben seyn kann.

**Klementina** (umfaſst ihrer Mutter Knie.) O gnädige Mama, wie gütig sind Sie! und was für eine tiefe Empfindung habe ich von Ihrer und meines Vaters liebevoller Nachsicht! Wie soll ich *jene* ausdrücken? wie soll ich *diese* erwiedern? — Wie unwürdig würde ich der wiederkehrenden Vernunft seyn, wenn ich mich nicht bemühen würde, sie gänzlich zu Erfüllung

meiner Pflicht gegen Gott und Sie anzuwenden! — Aber erlauben Sie mir, ich bitte Sie, daſs ich mich in mein Zimmer begebe, und einige Stunden ungestört bleibe. Ich habe nöthig, mich zu der Scene, die mir bevorsteht, vorzubereiten.

Sie begiebt sich eilfertig hinweg.

---

## VIERZEHNTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Jeronymo.

Die Markgräfin. Was sagte das liebe Geschöpf? Wie feierlich war ihr Gesicht und der Ton ihrer Stimme! Und wie eilfertig ging sie hinweg! — Sie hat etwas auf dem Herzen; aber ich begreife nicht, was es seyn kann. — Wenn ich nicht selbst gehört hätte, wie freundschaftlich der Pater Mareskotti sich zum Vortheil des Chevaliers erklärte, so würde ich glauben, daſs er sie mit neuen Zweifeln beunruhiget habe.

Jeronymo. Ich werfe keinen Verdacht auf Mareskotti. Er ist zu rechtschaffen und zu klug, sich einer solchen Übereilung schuldig zu machen. Klementina wird von allem, was ihr begegnet, noch zu stark gerührt. Die Ankunft des Generals hat sie erschreckt. Furcht und

Hoffnung streiten in ihrer Seele, und das Glück, das ihr angekündigt worden, ist zu groſs und unverhofft, als daſs sie es glauben könnte. Sie wird ruhig werden, so bald sie nicht mehr zweifeln kann.

Die Markgräfin. Du beruhigst mich wieder, mein Sohn! Wir haben angenehme Aussichten vor uns; dasjenige, was sie uns gekostet haben, erhöhet ihren Werth. Wir wollen jetzt alle unsere Gedanken darauf richten, deinen Bruder, den General, mit dem Chevalier zu versöhnen. Ich habe deſshalben nicht den geringsten Kummer. Es ist unmöglich, gegen die Verdienste dieses Mannes auszuhalten.

---

Ende des vierten Aufzugs.

# FÜNFTER AUFZUG.

## ERSTER AUFTRITT.

GRANDISON, KAMILLA.

**Kamilla.** Ich wünsche Ihnen Glück, gnädiger Herr, zu dem Siege, den Sie über die Hindernisse Ihres Glücks erhalten haben. Sie haben aus dem General einen Freund, und aus Ihrem Nebenbuhler selbst einen Fürsprecher Ihrer Sache gemacht. Alle Glieder der Familie haben es der Gräfin Klementina aufgetragen, die Verbindlichkeiten zu erstatten, welche sie Ew. Gnaden schuldig zu seyn erkennen. Die allzu zärtliche Denkungsart der jungen Gräfin ist die einzige Schwierigkeit, die Ihnen, wie ich besorge, noch zu überwinden übrig ist.

**Grandison.** Die vergangene Nacht ist mir lang geworden, Kamilla! Ich weiſs nicht, was für traurige Vorempfindungen sich meiner bemeistert haben. Ich gestehe Ihnen, daſs ich vor der Zusammenkunft zittre, die mir mit Ihrer Gebieterin bevorsteht.

Kamilla. Die Gräfin Klementina befindet sich in den gleichen Umständen. Sie hat diese ganze Nacht schlaflos zugebracht, und ihre Furcht vor dieser Zusammenkunft scheint jetzt eben so groſs, als ihre Erwartung derselben Anfangs ungeduldig war. Seit dem Augenblick, da ihr die Markgräfin den Entschluſs der Familie entdeckte, ist ihr Bezeigen ganz anders als vorher. Sie ist still, zurückhaltend, und auf eine feierliche Art ernsthaft. Sie hat etliche Stunden in ihrem Kabinet mit Schreiben zugebracht. Es war Mitternacht, da sie noch schrieb. Morgen, Kamilla, sagte sie endlich nach einem langen Stillschweigen, und ihr Gesicht veränderte sich, indem sie dieſs sagte, morgen wird ein wichtiger Tag für mich seyn. O daſs er schon gekommen, und auch schon vorüber wäre! — Es kostete mir viele Mühe sie zu bereden, daſs sie sich zur Ruhe begeben möchte. Doch um vier Uhr des Morgens stand sie schon wieder auf, und ging an ihren Schreibetisch. Ich vermuthe, sie setzt einige Bedingungen auf, welche Sie unterzeichnen sollen. Aber aus etlichen Worten, die ihr ungefähr entfallen sind, getraue ich mir zu sagen, daſs es groſsmüthige Bedingungen seyn, und daſs sie mehr Fantasie als Härte haben werden.

Grandison. Hat Ihre junge Gräfin während meiner Abwesenheit eine Unterredung mit dem Pater Mareskotti gehabt?

Kamilla. Ja, und ich bekenne Ihnen, daſs ich der Begierde nicht habe widerstehen können, sie zu behorchen. Ich hatte keine böse Absicht. Was ich von ihrer Unterredung hören konnte, gereicht zur Ehre dieses würdigen Mannes. Er erhob Ihren Karakter, gnädiger Herr, in Ausdrücken, die nur das Herz eingeben kann; und ich hörte ihn sagen, er hoffe, Klementina werde, wenn sie die Ihrige sey, das gesegnete Werkzeug Ihrer Bekehrung seyn.

Grandison. Ich habe niemahls einen Zweifel in die Redlichkeit des Paters Mareskotti gesetzt. — Aber die Stunde der Zusammenkunft ist da. Melden Sie mich der Gräfin, Kamilla!

Kamilla. Sie ersucht Ew. Gnaden, Sich indessen bey ihrem Bruder Jeronymo zu verweilen, bis sie, wie sie sagt, mehr Muth gefaſst hat, Sie zu sehen. Die Wunden des armen Barons haben sich diese Nacht verschlimmert. Sie werden die Ärzte bey ihm antreffen.

## ZWEYTER AUFTRITT.

(Der Schauplatz stellt Klementinens Zimmer vor.)

Klementina

kommt mit einem Papier in der Hand aus ihrem Kabinette.

Nun ist sie da, die gefürchtete Stunde — O dafs sie schon vorüber wäre! Wie werde ich mein Gesicht zu diesem erhabenen Manne aufheben? Was werde ich ihm sagen? Was werde ich ihm antworten können? — Dieses Papier soll für mich reden! — Aber, o Grandison, wenn du Klementinen liebst; wenn es mehr als Mitleiden und Grofsmuth ist, was du für sie empfindest; wenn ihr Besitz dich glücklich gemacht hätte: — wirst du ihr vergeben können? Wüfstest du was es ihr gekostet hat! Doch die Thränen, womit dieses traurige Blatt befleckt ist, werden dirs sagen. — Kamilla! — Aber nein! noch kann ich ihn nicht sehen — Ich bin noch nicht gefafst —

## DRITTER AUFTRITT.

KLEMENTINA, KAMILLA.

Kamilla. Sie haben mir gerufen, gnädige Gräfin!

Klementina. Ich will allein seyn, Kamilla — Verlassen Sie mich.

Kamilla. Wissen Sie, gnädige Gräfin, daſs der Chevalier auf die Erlaubniſs wartet, Sie zu sehen?

Klementina. Ich kann ihn noch nicht sehen — Keine Widerrede, Kamilla! Überlassen Sie mich mir selbst.

Kamilla geht ab.

## VIERTER AUFTRITT.

Klementina allein.

Sie wirft sich, nachdem sie etliche Mahl in tiefen Gedanken auf und ab gegangen, in groſser Unruhe und Beängstigung auf einen Sofa.

O warum muſste ich ihn sehen? Warum muſste ich ihn sehen? Warum muſsten einem Manne, der nicht mein Bruder seyn konnte, der Nahme

und die Rechte eines Bruders gegeben werden? Warum mufste sein untadeliger Werth meine Liebe zugleich entflammen und rechtfertigen? — Unglückselige! wen beschuldigest du? Klage deine eigene Schwachheit an! Was zwang dich zu reden? Warum liefsest du nicht dein trauriges Geheimnifs, in ewiges Stillschweigen gehüllt, an deiner stummen Brust nagen? — O dafs ich schon bey denen wäre, die im Grabe schlummern! O dafs meine Seele schon entfesselt, schon in jene Welt hinüber gerettet wäre, wo die Tugend nicht mehr kämpfen mufs, und die Glückseligkeit nicht an ewiges Elend grenzt! — Doch sie kommt, ich fühle es, sie nähert sich, die glückliche Stunde — meine Tage laufen zum Ende — Trostvolle Hoffnung! du giebst meiner Seele ihre ganze Stärke wieder!

(Sie steht auf.)

— Ja! ich will grofs, ich will wie eine Unsterbliche handeln! Und Du, dem ich dieses Opfer bringe, Du wirst mich stärken! — Aber, o bester, liebenswürdigster unter den Männern! soll ich dir entsagen, soll ich dich auf ewig von mir verbannen, ohne dafs du wissest, wie sehr deine Klementina dich geliebt hat? Wirst du es auch glauben, wirst du es begreifen können, dafs nur eine Liebe, wie die ihrige, ein menschliches Geschöpf fähig machen konnte, das zu thun, was ich thun will? — Ja, Geliebter, nur damit ich

dich ohne Vorwürfe meines Herzens, ohne Gefahr meiner Seele, lieben könne, entsage ich dem Glück, die Deinige zu seyn! Eine bessere Welt soll uns wiedergeben, was uns diese vorenthält! Dieſs sollen meine unermüdeten Gebete und meine glühenden Thränen vom Himmel erbitten! — Mich dünkt ich bin nun ruhiger — Ja, ich bin es, ich will Kamillen rufen — Kamilla!

(Kamilla erscheint.)

Sagen Sie dem Herrn Grandison, daſs ich ihn erwarte. —

(Kamilla entfernt sich wieder.)

— Nun wird er kommen! Nun soll ich ihm sagen — Ach! niemahls, niemahls werden es meine Lippen aussprechen können — O ihr Engel und ihr Heiligen des Himmels alle, stehet mir bey! Ihr Zeugen meiner geheimen Thränen und des schmerzhaften Kampfes, den meine Seele gekämpft hat, verlasset mich nicht! Verlasset mich nicht in diesem furchtbaren Augenblicke!

## FÜNFTER AUFTRITT.

GRANDISON, KLEMENTINA.

Grandison. Wie sehr, liebenswürdigste Klementina, hat mich nach dieser Zusammenkunft verlangt! Das Gut, nach welchem ich zu streben aufgemuntert worden, ist zu unschätzbar, als dafs ich ruhig seyn könnte, ehe ich des Besitzes desselben gewifs bin. Diese englische Gütigkeit, die ich in Ihren Augen sehe, macht mich kühn — Darf ich hoffen, theuerste Gräfin, dafs Ihr Entschlufs mit demjenigen übereinstimmt, was nunmehr der vereinigte Wunsch aller Ihrer Verwandten ist?

Klementina sitzt mit niedergeschlagenen Augen, und antwortet blofs mit Seufzern.

Grandison. Die Bedingungen sind Ihnen schon eröffnet worden. Der Pater Mareskotti wird fortfahren, Ihr geistlicher Führer zu seyn. Ich werde stets um das andere Jahr, wechselsweise in Italien und England, durch meine Klementina glücklich seyn.

Klementina (mit einem Gesicht und Ton, welche eine Mischung von Vergnügen und Wehmuth ausdrücken.) Ihre Klementina? — Ach! Herr Grandison!

(Sie wendet ihr Gesicht.)

Grandison. Ja, gnädige Gräfin, die Hoffnung, dafs Sie es seyn werden —

Klementina (fällt ihm schnell in die Rede.) Halten Sie ein, Chevalier — Sprechen Sie es nicht aus — Ach! wie werde ich —

(Sie geht gegen ihr Kabinet, kehrt aber wieder um, und wendet sich mit einem Blick voll zärtlichem Ernst gegen Grandison.)

Und sind Sie unveränderlich entschlossen, Herr Grandison? Werden Sie, können Sie kein Katholik werden?

Grandison. Sie haben ja eingewilliget, gnädige Gräfin, als ich das letzte Mahl in Italien war, dafs ich den Aussprüchen meines Gewissens folgen dürfe.

Klementina zeigt in ihrem Gesicht und durch ihre Geberden die äufserste Verlegenheit. Sie versucht zu reden, aber sie kann kein Wort hervorbringen. Endlich geht sie nach ihrem Kabinet, und indem sie dem Grandison ein Papier in die Hand giebt, sagt sie mit stockender Stimme:

Dieses Papier — Lesen Sie es — Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich.

## SECHSTER AUFTRITT.

Grandison allein.

O das ist zu viel! Was seh' ich? Sie fällt auf ihre Knie — sie zerfliefst in Thränen — O dieſs Ächzen durchbort meine Seele! Es ist das Ächzen eines Sterbenden — Meine Ahnungen sind erfüllt! — Aber, o Klementina, in diesem Augenblick habe ich keinen Wunsch, keinen Gedanken für mich selbst! — Ich zittre dieses Papier zu eröffnen. — Doch, sie verlangt es. —

(Er eröffnet das Papier, und versucht zu lesen.)

Ich kann nicht lesen — meine Augen sind umnebelt — Gütiger Himmel! welch ein Ausgang ist das!

## SIEBENTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Grandison.

**Die Markgräfin.** Was ist vorgegangen, lieber Chevalier? Ich finde Klementinen in Thränen. Sie bittet mich, sie dem Kampfe mit sich selbst zu überlassen. Die Beängstigung ihres Herzens macht sie athemlos. Sie fürchtet Ihren

Unwillen, Chevalier! Sie hat Ihnen ein Papier gegeben. Lassen Sie ihn das lesen, sagte sie, und lassen Sie mich hier so lange bleiben, bis er nach mir fragt; wofern er anders, nachdem er es gelesen hat, ein Geschöpf noch vor seinen Augen leiden kann, das seiner Gütigkeit unwürdig ist — Ich bin ganz erstaunt — Was bedeutet alles dieses?

Grandison. Gnädige Frau, Sie sehen mich so bestürzt, als ich niemahls gewesen bin. Ich weiſs den Inhalt des Papiers noch nicht. Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann.

Die Markgräfin. Lesen Sie es allein, Chevalier! Ich gehe, dem Markgrafen zu melden, was vorgeht.

---

## ACHTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Ich errathe den Inhalt dieses Papiers. — Ihre Einbildungskraft, die durch ihre Krankheit über die natürliche Höhe getrieben worden, hat die Bedenklichkeiten ihres Gewissens geschärft. Sie wird sich verpflichtet glauben, dem Himmel ein Opfer von ihrer Liebe zu bringen — Liebste Klementina, soll ich deinen Besitz — Doch, ich will lesen.

(Er setzt sich, und liest.)

— Vortreffliches Geschöpf! — Ich muſs innehalten — Welche Zärtlichkeit! Welche Unschuld! Welche Hoheit der Seele! — O Klementina! warum muſstest du dich in der strahlenden Vollkommenheit eines Engels vor meine Augen stellen, wenn ich deinem Besitz entsagen soll? —

(Er fährt fort zu lesen.)

— Unwiderstehliches Geschöpf! wie verehre ich dich! — Es ist genug! Ich bin alles, was du willst, daſs ich seyn soll!

---

## NEUNTER AUFTRITT.

Der Bischof, Grandison.

Der Bischof. Was höre ich, liebster Grandison? Was ist aus meiner Schwester geworden? — Sie sind auſserordentlich gerührt, Chevalier! Was hat diese liebe Träumerin —

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, lesen Sie dieses Papier, und seyn Sie stolz auf Ihre Schwester! Sie ist ein Engel! Ihr Besitz würde ein irdischer Himmel für mich gewesen seyn! — Sie hat mich abgewiesen — aber aus so groſsen Bewegungsgründen, und auf eine solche Art, daſs ich sie mehr als jemahls verehren muſs — Sie ist das liebenswürdigste unter allen menschlichen Wesen —

Der Bischof. Ich begreife nichts von dieser seltsamen Aufführung. Ich will ihr Papier dem Markgrafen und der Markgräfin lesen. Aber der Inhalt mag auch seyn welcher er will, so hoffe ich, Sie werden Sich nicht so schnell durch die hoch fliegenden Schwärmereyen eines fantastischen Mädchens blenden lassen. Ihre Einbildungskraft ist auf einer Höhe, worauf sie sich nicht erhalten kann. Sie wird ganz anders denken, wenn sie wieder gelaſsner seyn wird.

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, bewundern Sie Klementinen, und bedauern Sie mich.

Der Bischof geht mit dem Papier ab.

---

## ZEHNTER AUFTRITT.

Grandison, Klementina, Kamilla.

Indem Grandison mit den äuſserlichen Zeichen einer groſsen Unruhe auf und ab geht, erscheint Klementina auf dem hintern Theile des Theaters. Sie bleibt stehen, da sie Grandison sieht, und lehnt sich an Kamillen zurück.

Klementina. Können Sie mir verzeihen, Grandison? — Können Sie einer Kreatur verzeihen, die Ihren Unwillen weder vermeiden noch ertragen kann?

Grandison. Ihnen verzeihen, theuerste Klementina? Vergeben Sie mir, dafs ich so vermessen gewesen bin, dafs ich noch so vermessen bin, und hoffe, einen solchen Engel mein zu nennen.

Klementina. Reden Sie nicht von Hoffnung, Chevalier! Sagen Sie, dafs Sie mir vergeben. Beruhigen Sie mein Herz, wenn es Ihnen möglich ist!

Grandison. Sie haben nichts gethan, das Vergebung nöthig hat. Ich bete die Gröfse Ihrer Seele an — Aber — O dürfte ich Ihr Mitleiden — Vergeben Sie mir, allzu liebenswürdige Klementina — Ich schweige! Was auch mein Herz dabey leiden mag, so will ich doch nichts anders seyn, als was Sie wollen, dafs ich seyn soll.

Klementina. Wenn Sie mich lieben, theurer Grandison, so machen Sie mir Muth, in dem Entschlusse standhaft zu bleiben, den ich gefafst habe. Ich würde unaussprechlich elend seyn, wenn der Verlust meiner Person Sie unglücklich machen könnte. Meine Liebe können Sie nie verlieren. Die besten, die zärtlichsten Empfindungen meines Herzens sind Ihnen heilig. Sie sind in den Grund meiner Seele eingewebt. Sie werden unsterblich seyn, wie sie.

Grandison. Verehrungswürdiger Engel! Wie gütig muntern Sie mich auf, mich Ihrer würdig zu zeigen! — Fahren Sie fort, liebste Kle-

mentina! Helfen Sie mir, lehren Sie mich, einen Verlust zu ertragen, dessen ganze Gröfse Sie mich erst jetzt kennen gelehrt haben.

Klementina. Könnte Grandison schwächer seyn, als seine Klementina? — O wüfsten Sie, was es ihr gekostet hat, diesen Entschlufs zu fassen! — Ich habe keine Ursache mehr, zu verbergen, wie theuer Sie mir sind! — Ja, liebster Chevalier! wenn ich ohne Unruhe meines Gewissens die Ihrige hätte seyn können; die wildeste Einöde wäre mir mit Ihnen ein Paradies gewesen. Schliefsen Sie aus der Gröfse meiner Selbstverläugnung, mit welcher Stärke die Beweggründe auf mein Gemüthe wirken müssen, die mich derselben fähig machen! — Das Opfer war grofs, das der Himmel von mir forderte. Aber, da ich die Kürze dieses Lebens betrachtete, und die Ewigkeit mit allen ihren Hoffnungen und Schrecknissen vor meiner Seele lag, konnte ich mich da bedenken, was ich wählen sollte?

Grandison. Ich verehre Ihre Beweggründe, ob sie mich gleich nicht überzeugen; ich verehre die Zärtlichkeit Ihrer Denkungsart, und diese Frömmigkeit, die Sie in meinen Augen über die menschliche Natur erhebt. Aber — o meine Klementina — Ich bemühe mich umsonst, Ihnen zu verbergen, wie schwer es mir ist, einer Glückseligkeit zu entsagen —

Klementina (indem sie ihm mit zärtlichen Geberden die Hand auf den Mund legt.) Liebster Chevalier, sagen Sie das nicht! — Wie soll ich sonst meinen Vorsatz halten? — Lassen Sie mich nicht in meiner Hoffnung betrogen werden! Ich sah Sie als den Freund meiner Seele an — ich kannte Sie als den edelsten und besten unter den Sterblichen — hätte ich es sonst wagen dürfen, mein Schicksal Ihrer Grosmuth zu überlassen?

Grandison. Sie sollen Sich nicht betrogen haben, unnachahmliche Klementina! Ich will der Freund Ihrer Seele seyn; und diese geliebte Seele nehme ich zum Zeugen, dass ich von diesem Augenblick an jedem eigennützigen Wunsch entsage, und mich aller Vortheile begebe, die mir die Grosmuth Ihrer Verwandten, meine Liebe, und die Gütigkeit der Gräfin Klementina selbst, zu Bestreittung Ihres Vorsatzes geben könnte.

Klementina. Wie würdig sind Sie in diesem Augenblicke meiner ganzen Zärtlichkeit! — Unsterbliche, liebster Grandison, Engel schauen auf uns herab und billigen uns! O möchte ich durch den Dienst dieser unsichtbaren Freunde der Menschen den Geliebten meiner Seele dort wiederfinden, wo uns nichts mehr trennen könnte! — Hören Sie mich, Grandison, und geben Sie mir noch den letzten Beweis, dass Sie mich lieben! — In dem Augenblicke, da ich entschlossen war, den Wunsch meines Herzens mei-

ner höchsten Pflicht aufzuopfern, habe ich alle Ansprüche an irdische Glückseligkeit aufgegeben. Die Welt hat keine Reitzungen mehr für mich. Dasjenige, was ich durch meine Krankheit erlitten, und was mir der gewaltthätige Kampf mit mir selbst gekostet hat, bekräftiget die Ahnung, die ich in mir fühle, daſs ich nicht lange mehr zu leben habe. Soll ich nicht den Überrest meines Lebens anwenden, glücklich zu sterben? Ja, Chevalier! ich bin entschlossen, mich von der Welt zu entfernen. Alle meine Gedanken, alle meine Wünsche sind auf dieses Einzige gerichtet. Helfen Sie mir, Chevalier! Sie vermögen alles bey meinen Ältern. Unterstützen Sie mein sehnliches einziges Verlangen! — Meine Liebe zu Ihnen wird mir in die heilige Freystätte folgen, die ich mir erwählet habe. Die ewige Glückseligkeit Ihrer Seele soll Tag und Nacht der Gegenstand meines Gebetes seyn. Gott wird die Thränen eines armen Geschöpfes ansehen, das ihm alles aufgeopfert hat. Seine Gnade wird Sie erleuchten — und — o entzückende Hoffnung! — ich werde Sie in den himmlischen Wohnungen wiederfinden! — Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, Chevalier? Wollen Sie Ihrer Klementina diesen Beweis geben, daſs Sie ihre Seele lieben?

Grandison. Auf was was für eine Probe stellen Sie eine Liebe, an der Sie nicht mehr zweifeln können? Wie soll ich einwilligen, wie

soll ich selbst dazu behülflich seyn, dafs eine Dame von so aufserordentlichen Vorzügen in der Blüthe ihrer Jugend der Gesellschaft entzogen werde, welche desto gerechtere Ansprüche an sie hat, je gröfser ihre Tugenden sind? Wie soll ich es wagen dürfen, Ihren Ältern einen Antrag zu machen, der sie einer Tochter beraubte, von der sie hoffen, dafs sie das Vergnügen ihres übrigen Lebens seyn werde? Ein Antrag, der mir das Ansehen geben würde, als ob ich wünschte, dafs Sie, weil Sie nicht die Meinige seyn können, für alle Welt verloren seyn möchten! — Erlauben Sie, gnädige Gräfin, Ihrem Grandison, Sie zu bitten, dafs Sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit erwägen, was Sie so gütigen Ältern und so zärtlichen Verwandten, wie die Ihrigen, schuldig sind, ehe Sie Sich —

Klementina (unterbricht ihn ein wenig hitzig.) Ich habe alles erwogen, Chevalier! Meine Ältern verlieren nicht mehr, als sie durch unsere Vermählung verloren hätten. Ich fühle mit der gerührtesten Dankbarkeit alles, was ich ihnen schuldig bin; aber ist nicht meine Pflicht gegen sie einer höhern Pflicht untergeordnet? Glauben Sie mir, dafs ich alles erwogen habe. Ich bin überzeugt, dafs der Trieb, den ich in mir fühle, von Gott ist. Er ist unwiderstehlich! — O Grandison! warum wollen Sie mich des einzigen Mittels berauben, welches mir den Schmerz unserer Trennung erleichtern kann? Und haben Sie auch

wohl bedacht, was die Folgen davon seyn werden, wenn Sie mich verhindern, den Schleier anzunehmen? Ach, Chevalier! von Ihnen hätte ich das nicht vermuthet! Von dem Augenblick an, da Sie Bologna werden verlassen haben, werde ich den Verfolgungen des verhaßten Belvedere und meines Bruders ausgesetzt seyn. Alle werden sich wider mich vereinigen. Man wird mich zur Verzweiflung treiben, und ich werde mein elendes Leben vor der Zeit endigen, ohne daß ich den Trost gehabt habe, mich zu dem künftigen vorzubereiten. Können Sie so grausam seyn, Chevalier, und mich einem solchen Zustand überlassen?

Grandison. Theure Klementina! Sie setzen mich in die äußerste Verlegenheit. Ich darf es nicht wagen, Sie um die Widerrufung des strengen Gesetzes zu bitten, das Sie mir aufgelegt haben — Ich habe mein Wort gegeben — Ich kann nicht unedel seyn — Aber ist denn kein ander Mittel als der Schleier, Sie vor demjenigen, was Sie fürchten, sicher zu stellen? Ich kenne ein Mittel, das unfehlbar ist. Sie haben Beweise von der Gütigkeit Ihrer Ältern. Von einem so großmüthigen Vater, von einer so zärtlichen Mutter dürfen Sie Sich alles versprechen. Und erlauben Sie mir auch zu sagen, daß der Graf von Belvedere Sie zu sehr verehrt, als daß er sich der Freundschaft Ihrer Verwandten bedienen sollte, Ihnen Unruhe zu machen. Er ist

unglücklich, weil er eine Klementina ohne Hoffnung liebt; aber er verdient nicht, daſs Sie ihn hassen.

Klementina (für sich, mit einer trostlosen Stimme und Geberde.) Arme, unglückliche Klementina! — So vereiniget sich alles, dich elend zu machen! — Es war ein Trost für mich zu glauben, daſs er mich liebe — Der angenehme Betrug schläferte meine Schmerzen ein, und gab mir Augenblicke von Ruhe — Muſste ich auf eine so grausame Art belehrt werden, daſs ich mich betrogen habe?

Grandison. Hören Sie auf, Klementina, mein Herz mit diesen ungütigen Zweifeln zu martern! — Doch es ist noch gröſsere Pein für mich, Sie von diesen selbstgemachten Schmerzen gequält zu sehen! — Sie können nicht an meiner Liebe zweifeln, liebste Klementina! was wollte ich nicht thun, was wollte ich nicht leiden, Sie zu überzeugen —

Klementina. Vergeben Sie mir, Chevalier! Ich bin ungerecht gewesen — Vergeben Sie Ihrer Klementina! Aber, o lassen Sie mich Sie bitten —

(Sie wirft sich ihm zu Füſsen.)

Grandison (indem er sie aufheben will.) Stehen Sie auf, liebste Gräfin — Ich beschwöre Sie, stehen Sie auf.

Klementina. Nein, Grandison, ich will nicht aufstehen; hier zu Ihren Füſsen will ich

liegen bleiben, und nicht aufhören, Sie zu bitten — O wenn Ihnen Klementina jemahls werth gewesen ist, wenn Ihr grofsmüthiges Herz nicht für sie allein ohne Mitleiden ist — bey meiner Liebe, Grandison, bey den Thränen, die nun so lange mein einziges Labsal sind, beschwöre Sie, lassen Sie Sich erbitten! Billigen Sie, unterstützen Sie meinen Entschluſs! Lassen Sie den Überrest meines Lebens glücklich seyn! Lassen Sie mich —

Grandison (hebt sie auf.) Unwiderstehlicher Engel! Ich will — ich will alles was Sie wollen! Meine Seele wird von der Ihrigen fortgerissen — Vergeben Sie mir, daſs ich mich Ihren Wünschen widersetzte; ich habe keine andere als Ihre Glückseligkeit!

Klementina. O Grandison! der Allmächtige belohne Sie für diese grofsmüthige Liebe, die ich nicht belohnen kann! — Ich werde also nicht ganz unglücklich seyn! In der Stille einer einsamen Zelle werde ich ungetadelt und ungestört meiner Zärtlichkeit und meiner Thränen genieſsen. Nur unsichtbare Engel werden sie sehen, und die Seufzer zu dem Throne des Ewigen tragen, in denen sich meine Seele für Sie aushauchen wird! — Sie haben mir das Leben wiedergegeben, Chevalier! — Geben Sie, meinen Vater zu bewegen, daſs er meinen Vorsatz billige. Lassen Sie mich Ihnen die einzige Glückseligkeit zu danken haben, deren ich fähig bin!

Grandison. Möchten Sie in diesem Augenblick in meine Seele schauen können! Ich gehe — Sie verlangen es! — O Klementina, wenn nicht ein besseres Leben auf uns wartete, wie unglücklich wär' es, geboren zu seyn!

Er geht ab.

---

## ELFTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Klementina.

Die Markgräfin. Ich glaubte, den Chevalier bey dir zu finden, Klementina?

Klementina. Er hat mich diesen Augenblick verlassen, gnädige Mama!

Die Markgräfin. Du hast uns alle in Erstaunen gesetzt, Klementina! Wer hätte einen solchen Ausgang vermuthen sollen? Wir sind in grofser Verlegenheit — Dein Bruder Jeronymo dringt hitzig darauf, dafs wir uns nicht an deine Schwärmereyen kehren sollen. Diefs war sein Ausdruck. Das Übermafs seiner Dankbarkeit gegen Grandison macht ihn ungehalten auf seine Schwester. Aber du hast an dem Pater Mareskotti und mir Fürsprecher gefunden. Ich bedaure den Chevalier; ich bedaure dich, Klementina; ich fühle alle die Wunden, womit der Kampf dein Herz zerreifsen mufste, ohne den

du keinen solchen Sieg erhalten konntest. — Aber wirst du auch Stärke genug haben, meine Liebe, bey dem Vorsatze zu bleiben, den du so grofsmüthig genommen hast?

Klementina. Ich fühle meine Schwäche, und ich hoffe, dieses wird meine Sicherheit seyn. Ich habe nicht ohne Überlegung gehandelt. Ich überdachte alle meine Pflichten; ich setzte mich an die Stelle einer Person, die mich in solchen Umständen, wie die meinigen, um Rath fragte. Die Entscheidung war wider den Vortheil meines Herzens. Ich zweifelte; mein Herz empörte sich wider die Aussprüche meiner Vernunft; ich durfte mir selbst nicht trauen. In der Beängstigung, worein mich diese Ungewifsheit setzte, nahm ich meine Zuflucht zum Himmel. Ich bat die heilige Jungfrau, einer Unglücklichen beyzustehen, deren Herz willig war, seine Pflicht zu thun, deren Vernunft aber geschwächt war. Mein Gebet wurde erhört. Es wurde mir eingegeben, was ich thun sollte. Ich schrieb alles auf. Meine Seele war des himmlischen Triebes voll, der ihr geschenkt wurde. Ich war gelassen und tapfer, bis die Stunde kam, die ich dem Chevalier bestimmt hatte. Der innerliche Streit fing jetzt wieder an, ich rang mit mir selbst; sein Anblick erschütterte alle meine Entschliefsungen. Ach! könnte ich ihm nur mein Papier geben, dachte ich, so würden alle Schwierigkeiten vorüber seyn. Ich bin gewifs, wenn er die Redlich-

keit meines Vorsatzes siehet, so wird seine Grofsmuth mich selbst darin unterstützen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen, und nun hoffe ich, sein Beyspiel, und eben die unsichtbare Macht, die mir Muth gegeben, nach meiner Pflicht zu handeln, werde mir Standhaftigkeit geben, darin zu verharren.

Die Markgräfin. Liebste Klementina, was kann ich dir sagen? Ich bewundere dich, und verehre die geheime Leitung der Vorsicht. So sehr dein Entschluſs meiner Erwartung und selbst meinen Wünschen entgegen ist, so kann ich ihn doch nicht misbilligen. Ich bin stolz auf dich, meine Klementina! — Aber, was sollen wir nun mit diesem vortrefflichen Manne machen? Du warest das einzige seiner würdige Geschenk, das wir ihm anbieten konnten. Nun vermehrt selbst die Groſsmuth, womit er in deinen Vorsatz williget, die Last unsrer alten Verbindlichkeiten.

Klementina. Dieſs ists, was mich am meisten beunruhiget. — Aber ich bin versichert, daſs diese Unruhe den Chevalier beleidigen würde, wenn er sie wüſste. Groſsmüthige Handlungen sind seiner Seele zur Natur geworden. Seine Tugend erhebt ihn über alle Belohnungen; sie macht ihn durch sich selbst groſs und glücklich. Aber, gnädige Mama — Erinnern Sie Sich — Ich wünschte — Ich fürchte mich, zu reden — Sie sagten, daſs Sie mich bedauerten —

Ach liebste Mutter, ich habe aller Ihrer Zärtlichkeit, alles Ihres Mitleidens vonnöthen!

Die Markgräfin. Rede frey, meine Klementina! Du bist alles, was mir am theuersten ist. Kannst du an meiner Liebe zweifeln? Sage was du von mir verlangst! Deine Glückseligkeit ist mir mehr als meine eigene.

Klementina. Eben diese allzu gütige Zärtlichkeit macht mich furchtsam. — Aber ich muſs reden — Sie wissen, gnädige Mama, daſs von der Kindheit an mein Verlangen gewesen ist, mich dem einsamen Stande zu widmen. Sie wissen, wie sehr dieser Trieb zugenommen hat, seitdem ich den Chevalier kannte. Ihre Liebe zu mir hat sich bisher meinem sehnlichen Verlangen widersetzt, und meine Dankbarkeit, mein Gehorsam gegen die beste unter den Müttern hat auf Unkosten meiner Ruhe mit dem Triebe meines Gewissens gekämpft. Befreyen Sie mich, liebste Mutter, von einem Streit, unter welchem ich erliegen muſs — Machen Sie Ihre Klementina glücklich! — Hat nicht mein unglücklicher Zustand auch Sie unglücklich gemacht? — In der Welt würde ich es allezeit bleiben. Lassen Sie mich unter die Flügel einer heiligen Einsamkeit fliehen! Ich werde nicht aufhören, Ihr Kind zu seyn, wenn ich ein Kind Gottes bin — Sie werden Ruhe und Heiterkeit auf meinem Gesichte sehen; Sie werden den Frieden des Himmels, die Hoffnungen der Unsterblichen in meinen

Augen lesen; Sie werden mich glücklicher sehen, als mich der Besitz aller irdischen Güter machen könnte; und dieser Anblick wird Ihr Herz mit Trost und Freude erfüllen.

Die Markgräfin. Ach, Klementina! was forderst du von meiner Zärtlichkeit? — Du kennest die Gründe, welche die Familie verhindern, in dein Begehren zu willigen. Unsere Liebe zu dir giebt ihnen eine überwiegende Stärke. Wir können uns weder von dir trennen, noch unsere Absichten mit dir aufgeben.

Klementina. Und könnten Sie zusehen, gnädige Mama, daſs Ihre Klementina das unglückliche Opfer von Absichten würde, an denen ihr Herz keinen Antheil nehmen kann? — Nein! ich beleidige Ihre Groſsmuth! Sie können es nicht! — Bedenken Sie, was ich schon gelitten habe! — Schonen Sie Ihres armen Kindes! Lassen Sie mich nicht durch einen Widerstand in dem einzigen Wunsche, auf den mein Herz gerichtet ist, von neuem muthlos gemacht werden. Ein Rückfall könnte mich auf immer zu Grunde richten.

Die Markgräfin. Allzu rührendes Kind, wer kann deinen Bitten widerstehen? Du ängstigest mein Herz, Klementina — Hier kommt dein Vater; wenn er in dein Begehren williget, so werde ich mich unterwerfen müssen.

## ZWÖLFTER UND LETZTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN, DER MARKGRAF, GRANDISON, DER BISCHOF, DER GENERAL, DER PATER MARESKOTTI.

Der Markgraf. Ich habe Mühe zu glauben, was ich sehe und höre. Ist es möglich, meine liebe Klementina, dafs du bey einem Entschlusse beharrest, der unserer Erwartung und deinen eigenen Wünschen so sehr entgegen ist?

Klementina. Die Stimme meiner Pflicht hat so stark zu mir gesprochen, dafs es unmöglich war, ungehorsam zu seyn. Ich empfinde mit dem gerührtesten Herzen Ihre Gütigkeit, gnädiger Herr; Sie haben aus Mitleiden gegen mich —

Der Markgraf. Es ist eben so sehr aus Dankbarkeit gegen den Chevalier und aus Hochachtung gegen seine Verdienste, als aus Liebe zu dir geschehen, dafs ich deine Verbindung mit ihm beliebt habe.

Klementina. Wenn ich wüfste, dafs ich ihn glücklich machen könnte — Aber, ach, Chevalier, ich würde Sie nicht glücklich machen!

Grandison. Ich empfinde es zu stark, daſs Sie es könnten, gnädige Gräfin, als daſs ich —

Klementina. O versuchen Sie nicht mehr, mich zu bereden, lieber Grandison! Ihre Güte gegen mich macht Sie parteylich. Klementina ist Ihrer nicht mehr würdig. Ihr geschwächter Verstand; ihre gestörte Gemüthsruhe; die Zweifel, die ihr Herz ängstigen würden; die Versuche, die sie immer erneuern würde, Sie zu bekehren; ihr Verdruſs, wenn diese Versuche vergeblich wären; das Mistrauen gegen mich selbst; und die Furcht, die mir selbst Ihre Zärtlichkeit zu einer Quelle von Plagen machen würde: alles dieſs würde Sie mit derjenigen unglücklich machen, mit der Sie ein Leben verwebt hätten, das ihr theuerer ist, als ihr eigenes, und welches so sehr verdient glücklich zu seyn.

Der General. Ich bewundere meine Schwester. Sie handelt wie es einer Klementina von Porretta würdig ist!

Grandison. Sie können sie nicht mehr bewundern, Herr General, als ich es thue, obgleich unsere Beweggründe sehr verschieden sind.

Der Bischof. Die Groſsmuth des Chevaliers verdient so viel Bewunderung, als die Entschlieſsung meiner Schwester. Welcher andre hätte so edel handeln können, als er in dieser ganzen Sache gehandelt hat?

Die Markgräfin. Ich will Sie mit meinen Lobsprüchen verschonen, werther Grandison! Dieser Ausgang ist meinen Hoffnungen und meinen Wünschen zuwider. Die fehlgeschlagene Verbindung mit einem so würdigen Manne ist eine Glückseligkeit, die wir verloren haben.

Grandison. Ich bin ohne Hoffnung und ohne eigennützige Absichten nach Bologna gekommen, gnädige Frau. Meine Erwartung wurde übertroffen, da man mich aufmunterte, nach dem Besitz der unvergleichlichen Klementina zu streben; und jetzt finde ich einen Trost darin, daſs ich so gütig von Ihnen bedauert werde, nachdem mich Ihre bewundernswürdige Tochter auf eine Art abgewiesen hat, die von ihrer Seite so edel, und für mich so rühmlich ist.

Klementina. Es ist mein Schicksal, theurer Grandison, daſs ich Ihnen verbunden seyn soll, ohne meine Dankbarkeit zeigen zu können. — Erlauben Sie mir nun, gnädiger Herr, (sie wendet sich gegen ihren Vater) daſs ich die gütige Nachsicht, die Sie so oft gegen Ihre Klementina bewiesen haben, zum letzten Mahl erflehe. — Die Ruhe, die mein Gesicht und mein Betragen ankündiget, betrügt vielleicht diejenigen, die mich sehen. Sie gründet sich ganz allein auf die Hoffnung, daſs meine Bitte werde gewähret werden. Die Verweigerung derselben würde mich zum elendesten aller Wesen machen,

Der General. Ich errathe deine Bitte, Schwester! Es ist die Eingebung einer fehlgeschlagenen Liebe. Aber ich hoffe, die gleiche Empfindung deiner Pflicht, die dich verhindert hat, die Nachsicht deiner Ältern zum Vortheile deiner Neigung zu gebrauchen, werde dich zurück halten, einen Schritt zu thun, der das ganze Verdienst einer so schönen That vernichten würde.

Klementina. Ich kenne Ihre Absichten, Bruder, und ich vergebe Ihnen. Aber ich bin fest entschlossen, keine Kränkungen mehr zu leiden, die ich verhindern kann. — An Sie wende ich mich, theuerster Vater; ich weiſs, daſs Sie die Glückseligkeit Ihres Kindes verlangen. Ich habe keinen Anspruch, keinen Wunsch für irdische Glückseligkeit. Lassen Sie also meine Seele glücklich werden. Alles was mir seit zweyen Jahren begegnet ist, beweiset, daſs ich berufen bin, aus der Welt auszugehen — Es würde unbillig seyn, meine Sehnsucht nach dem Schleier einer fehlgeschlagenen Liebe beyzumessen. Wurde es nicht in meine Gewalt gestellt dem Triebe meines Herzens zu folgen? — Dieser Trieb befiehlt mir, die Welt zu verlassen. Ich weiſs, daſs er von Gott ist! Wenn er es nicht wäre, so hätte er die Liebe nicht überwiegen können, die ich für diesen würdigsten unter den Männern ohne Erröthen gestehe. — Ich kenne Ihre Frömmigkeit, gnädiger Herr! Sie kann

Ihnen nicht erlauben, mich abzuhalten, dem Rufe des Himmels zu folgen. Aber ich wünschte, dafs Sie es ohne Abneigung thun könnten! — O wenn Sie wüfsten, wie sehr meine Seele nach diesem glücklichen Zustande schmachtet, Sie würden mich in diesem Augenblick meines Wunsches gewähren!

Der Markgraf. Meine liebste Klementina — hast du auch erwogen, was die Welt von einem solchen Schritt urtheilen wird? Glaube mir, so rein deine Beweggründe seyn mögen, so wird sie dir doch solche zuschreiben, die deinen Ruhm verdünkeln werden.

Klementina. Das Urtheil der Welt bekümmert mich nicht mehr. Ich habe ihren Beyfall aufgegeben. Meine einzige Sorge ist, wie ich vor dem Gerichte meines Gewissens, und desselben, der durch dasselbe über mich urtheilet, bestehen möge — Ich weifs alles, was gegen meinen Entschluss eingewendet werden kann. Ich entsage einem grofsen Vermögen — aber es ist Staub in meinen Augen. Ich entziehe mich den Freuden der Welt — aber diese Freuden sind Träume, die mit wirklichen Plagen, mit immer währender Unruhe, mit dem Verluste reinerer Freuden, und der Gefahr der Seele zu theuer erkauft werden — Die Entfernung von Ihnen, liebste Ältern, und von meinen Brüdern und Freunden ist das Einzige, was mir schmerzlich ist. Aber

soll ich demjenigen nichts aufopfern, der mir alles anbietet?

Der Markgraf. Deine Verachtung gegen die Güter der Welt ist die Frucht der Schwermuth, der du dich zu sehr überlässest. Deine Grofsväter waren fromme Männer; sie bemerkten, dafs du dein gröfstes Vergnügen im Wohlthun fandest, und sie setzten dich in den Stand, deinem Herzen genug zu thun. Du entsagest dem Vermögen, Gutes zu thun, wenn du dich eines Erbtheils begiebst, auf welches deine Brüder so grofsmüthig Verzicht gethan haben, um eine geliebte Schwester desto glücklicher zu sehen.

Klementina. Lassen Sie diese Güter meiner Base Laurana werden! Wie kann ich einen bessern Gebrauch davon machen, als derjenigen freywillig Gutes zu thun, die mir durch ihre Verfolgungen wider ihre Absicht Gutes bewiesen hat?

Der General zum Bischof. Welche schwärmerische Grofsmuth! Brauchen wir einen stärkern Beweis als diesen, dafs ihr Verstand noch nicht in seiner natürlichen Fassung ist?

Der Markgraf. Deine Entschlossenheit verwundet das Innerste meines Herzens, meine Tochter! — Du willst dich von mir reifsen? — Du zerstörest die Entwürfe, die ich zu deinem Glücke gemacht habe? Du raubest mir die gehofften Freuden meiner sinkenden Jahre! —

Nein, Klementina, ich kann dich nicht von mir lassen — Du sollst nicht vor der Zeit gestorben seyn! — Verlange nicht, dafs dein Vater dich überleben soll!

Die Markgräfin. Vergifs nicht, Klementina, vergifs nicht, dafs du eine Mutter hast! Denke, ehe du ihr entsagst, dafs sie, als sie dich mit Schmerzen gebar, hoffte, du würdest der Trost ihres Alters seyn! — Siehe mich an, meine Liebe, lies in meinen Augen — Ich kann nicht reden —

Klementina. O wie durchboren Sie mein Herz!

Grandison. Theuerste Gräfin! —

Der Bischof. Liebste Schwester! —

Klementina (wirft sich ihren Ältern zu Füfsen.) Vergeben Sie mir! ach, vergeben Sie mir! — O wenn nicht eine göttliche Kraft mich unterstützte! — Zürnen Sie nicht auf Ihr Kind — Der entsetzliche Kampf, den Sie in mir erregen, kann mir das Leben nehmen; aber er kann meinen Entschlufs nicht erschüttern! Wie könnte ich der Stimme Gottes ungehorsam seyn? Bedenken Sie, dafs ich zu viel gelitten habe, um noch lange zu leben. Lassen Sie mich mein Gelübd erfüllen, das ich dem Himmel gethan habe! Lassen Sie mich als eine Geweihte Gottes sterben!

P. Mareskotti. Der Ruf des Himmels ist zu stark, als dafs wir ihm länger widerstehen dürften.

Der Markgraf. Ich erkenne ihn, und ich verehre die Hand, die mich verwundet. — Stehe auf, Klementina; du bist ein Engel in meinen Augen! —

Klementina. Lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen die Versicherung Ihrer Liebe und Ihren Segen empfangen. Segnen Sie, — segnen Sie Ihre dankbare Klementina!

Der Markgraf. Der ganze Himmel öffne sich über dir, meine Tochter, seine Segnungen auf dich herab zu schütten! — Stehe auf, und bitte den Ewigen, dem du heilig bist, für diejenigen, die du in einer kummervollen Welt zurück lässest.

Grandison. Göttliche Klementina! erinnern Sie Sich in der geheiligten Abgeschiedenheit, die Sie Sich erwählt haben, erinnern Sie Sich zuweilen auch desjenigen, der fähig war, Ihrem Besitze zu entsagen, weil er Ihre Seele liebte. Die Verschiedenheit des Glaubens trennte uns, aber eine bessere Welt wird uns wieder vereinigen! — Ich verlasse Sie von der Gröfse Ihrer Seele durchdrungen! Das Bild der himmlischen Klementina wird mich wie ein Schutzengel durch den Labyrinth dieses Lebens begleiten! Das unauslöschliche Andenken ihrer Frömmigkeit wird mich aufmuntern, so zu leben, dafs

ich verdienen möge, sie bey den Bewohnern des Himmels wieder zu sehen.

Klementina. Nun bin ich glücklich! — Die Welt rollt unter meinen Füfsen; unbegrenzte Himmel öffnen sich über mir! — Selige Einsamkeit! Dunkle, der Andacht geheiligte Zelle, sey mir willkommen! Willkommen, du werthes Bild des Grabes, worin ich bald diesen dem Tode geweiheten Leib niederlegen werde, um in das unsichtbare Land der Unsterblichen zurückzukehren! — Leben Sie wohl, theure, verehrungswerthe Ältern! — Lebet wohl, meine Brüder! — Leben Sie wohl, ewig werther Grandison! Erinnern Sie Sich alle Ihrer Klementina mit Zärtlichkeit! — Und du, dem ich alles schuldig bin, und dem ich alles aufopfre, zu deinen Füfsen lege ich jeden irdischen Wunsch, jede Hoffnung einer weltlichen Glückseligkeit nieder. Mit Freuden folge ich deinem Rufe! Was ich vergängliches zurück lasse, ist Tand; und was unsterblich ist, werde ich in deinem Schoofse wieder finden!

---

ENDE.

C. M. WIELANDS

# SÄMMTLICHE WERKE

---

## SUPPLEMENTE

SECHSTER BAND.

---

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

# INHALT.

ATHENION, GENANNT ARISTION.

LITTERARISCHE MISCELLANEEN.

BRIEFE AN EINEN JUNGEN DICHTER.

ÜBER DIE FRAGE WAS IST HOCHDEUTSCH?

MARK-AUREL AN DIE RÖMER.

DIE TITANOMACHIE ODER DAS NEUE HELDENBUCH.

# ATHENION,

## GENANNT ARISTION,

ODER

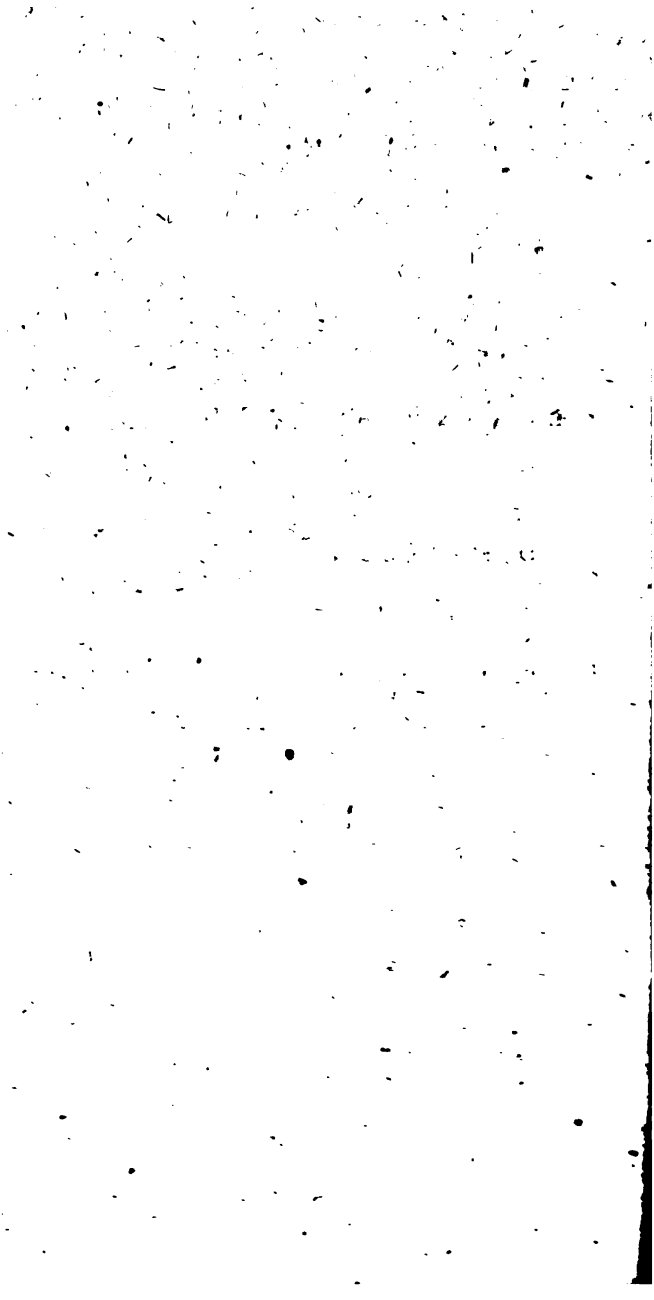
## DAS GLÜCK DER ATHENER

UNTER DER REGIERUNG

## EINES VORGEBLICHEN FILOSOFEN.

---

1781.



1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines grofsen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beym ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: *Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant, aut Imperantes philosophantur*; d. i. Glücklich sind die Staaten, wo entweder die Filosofen regieren, oder die Regenten filosofieren.

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum ersten hervorgegangen! Ich bin gewifs, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, dafs er eine grofse Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, dafs er ein Filosof war, und dafs sein gnädiger Herr oder seine Gnädigen Herren — nicht filosofierten.

Ich denke nicht, dafs hier erst zu fragen sey, was er unter einem Filosofen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich das von einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewifs war das auch seine Meinung nicht. Er verstand unter einem Filosofen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Filosofen verstanden hat, einen Mann der sich auf Filosofie gelegt hat und Filosofie treibt: so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen der die Arzneykunst gelernt hat und treibt so gut er kann und weifs; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also dafs in vorbesagtem Weidspruch das Wort Filosof weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens,

die Wissenschaft aller möglichen Dinge in sofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Filosofen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat seine rechte Hand von seiner Linken zu unterscheiden. Dafs die Filosofen andrer Meinung sind, und dafs es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, lafs ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Akkord und das Universum eine grofse Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so partheyisch für seine Kunst dachte, war es gewifs nicht zuviel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, dafs sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der gröfste Schöps auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, dafs in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war die Welt im Gang zu erhalten, als die sämtlichen Mitglieder aller

Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmahl nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession die er treibt, und für die Klasse zu welcher er gezählt wird, eingenommen: Warum sollten's die Filosofen, die doch unstreitig so viel vor uns andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, dafs man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist von Filosofen regiert zu werden. So viel ich weifs, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beyspiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, dafs der Filosof, den ich meine, wenigstens 99 von 100 meiner Leser gänzlich unbekannt sey: so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten selbst unter seiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Versicherung, dafs Sie Sich auf die historische Wahrheit aller Umstände,

so aufserordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bey irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefehr 130 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Filosof daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „dafs er, ungefehr um diese Zeit der Schule des Aristoteles, oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll.“ Dieser Athenion schafte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sclavin an. Diese Sklavin gebar, nach einiger Zeit, einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Namen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läfst sich wenigstens dafs es der Filosof Athenion so gut seyn konnte als ein anderer; und dafs er es vielleicht selbst glaube, schlossen viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er heraufgewachsen war, eine besondere Neigung warf, und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der Peripatetischen Filosofie willen, lieber sehen möchten daſs der alte Athenion schuſsfest gegen die Reitze der Ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen: daſs seine Freygebigkeit gegen den Sohn seiner Sclavin eben sowohl die bloſse Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl, zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Filosof endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloſse reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die bloſse reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieſes beyläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntnis als Gutherzigkeit) immer geneigt sind von jedem Schein

der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder achtmal richtig betrogen zu werden. Wahr ists, dafs sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Ärgste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, dafs unter Zweyen der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und der für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug der Sohn der Ägypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumierter Sohn und Erb er war, Mittel, sich das Athenische Bürgerrecht zu verschaffen; welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes, und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenischen Zünften eingeschrieben werden mufste; so vertauschte er bey dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bey den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Filosofen Vanini, seines gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Kultur dieser Gaben, und der kluge Gebrauch den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die filosofischen Wissenschaften, mehr aus Liebhaberey als um Gewinns willen trieb, [1]) und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte, — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der Peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, dafs er, nach dem Tode seines Vaters, Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröfnen, und nach unsrer Art zu reden, den Professor der Filosofie und der schönen Wissenschaften [2]) zu machen. Er

1) Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieſs aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schlieſsen.

2) Denn dieſs ist was man, zu des Athenäus Zeiten, durch das Wort, σοφιστευειν, verstanden zu haben scheint.

widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa, und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluss einiger Jahre in die Minervenstadt zurück; wo er sich durch seinen lebhaften geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bey einem Volke in Ansehen zu setzen wusste, über welches Witz und Beredtsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beynahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Filosof wie Posidonius in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nehmlich seine neue Lebensart damit an, dass er ein schönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, in so fern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr als sein eigener Vater gethan hatte; — wenigstens war es einem Filosofen aus der Peripatetischen Schule, welche, bey

Berechnung dessen was das *Summum Bonum* eines weisen Mannes ausmache, den *bonis corporis* ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einen solchen Fuſs kennen lernen, daſs wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bey der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nehmlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. [3]) Auch der Umstand, daſs er Athen verlieſs und seine sofistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht.

3) Γημας δε παιδισκαριον ευμορφον, μετα τουτου προς το σοφιστευειν ωρμησε, μειρακια σχολαστικα θηρευων. Mich däucht dieſs sagt deutlich genug daſs sie an der Sofistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das wie? ergiebt sich aus der Natur der Sache.

Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man, in der Operazion, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmahl wieder als einer, der sein Glück gemacht hat, so läfst sich die Menge immer vom Glanze des Goldes blenden, und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia, eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms grofse und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Grofse gedemüthigt und jenseits des Gebirges *Taurus* eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freystaats weichen zu müssen. Aber das Schicksal, oder (richtiger zu reden) die

Herrschsucht der Römer, (die keine andre Grenzen des Römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemahls entgegen gestellet hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine auserordentlichen Eigenschaften den Beynahmen des Grosen erwarben; eine zweydeutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der grose Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeitlang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeitz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallen-Namen eines Freundes und Bundesgenossen des Römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer Italiänischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen, und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin

gebracht hätten, von den Trümmern der grösten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. 4) Bey solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadozien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand: im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien, und durch den freywilligen oder erzwungnen Beystand vieler andern Asiatischen Völker

4) „Entweder, o König, versuche grösser zu werden als die Römer, oder befolge stillschweigend was sie dir befehlen" sagte Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dies erzählt) hinzu! denn er hatte zwar schon vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dies war das erste Mahl, dass er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit seines gleichen zu sprechen pflegten.

verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwey und zwanzig Nazionen von verschiednen Sprachen [6]) zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Namens, welche ausser der Majestät des Römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren, seit ungefehr zwanzig Jahren, erst durch den Krieg mit dem Numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche Fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren, und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen Marsischen Krieg (mit ihren mifsvergnügten und empörten Italiänischen Bundesgenossen,) worin Italien in wenig Jahren über 300,000 streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte, — die Römer, sage ich,

6) Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumahl wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt: dafs Mithridates alle diese Sprachen geredet habe.

waren durch dieſs alles auſserordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den Römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreyer sich aufwerfenden Erobrer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öfnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluſs günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten Römischen Feldherren, die sich ihm entgegenstellten, keine Sylla noch Lukulle. Er schlug sie zu verschiednen Mahlen, vernichtete ihre Armeen, und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider alles was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daſs man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daſs seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten, und sich mit diesem — oder seinem eignen, enden würden.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Filippus befreyte; so konnten sie sich doch bey kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daſs die Freyheit, die man ihnen geschenkt hatte 6) nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisierende Politesse, königliche Freygebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Emilius, die Römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaſste zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie, vor andern Griechischen Städten von ihm empfangen hatten; erzeugten, eben darum weil es Wohlthaten waren, bey einem so flüchtigen, veränderlichen, und auf seine ehemalige Gröſse so eitelstolzen Volke, nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bey dem geringsten Anschein sich wie-

6) Die Griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher alles genommen was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Filosofen dieses Nahmens in Megara, ich lasse euch eure Stadt frey. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen.

der unabhängig machen zu können, in Hafs und Empörung umschlug. Das widersinnigste bey diesem allen war, dafs sie durch so viele Erfahrungen, wie sie sich bey jedem ihrer vielen Befreyer so wenig besser als vorher befunden, und im Grunde nur einen neuen Beherrscher um den Alten eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, dafs in ihren Umständen, und bey der damahligen Lage der Sachen, gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten Griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreyer von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumahlen, um sie, in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen, zu Mafsnehmungen zu treiben,

welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mufsten; und es war Nichts was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Diefs war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören liefsen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.
Schlau wie der Fuchs ist jeder für sich: doch Alle zusammen,
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten: aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreyers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nehmlichen Augenblick

aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stols gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe, beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmahls, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch jetzt gewifs nicht an ihnen, dafs Mithridates, von welchem sie das nehmliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerey setzte, war der Filosof Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft, durch seine Beredtsamkeit, und durch die Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bey dem Athenischen Volke in Ansehn zu setzen gewufst hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, dafs er nach einem Plan handelte, von dessen Entwicklung die leichtsinnigen

Vögel des Aristofanes sich wenig träumen liefsen; wiewohl der Knoten mit allem Fleifse so geschlungen war, dafs er sich just auf diese Art entwickeln mufste.

Er fing damit an, dafs er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in kurzem das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die Sachen damahls standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mifslicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle Griechische Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den ersten, als unter den letzten seyn, die sich bey ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates abschicken sollte? Natürlicher Weise den beredtesten Mann in Athen; folglich den Aristion. Dieis zu erhalten, war der grofse Punkt gewesen, und der Filosof erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele, aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates Hoflager ab, und wurde sehr wohl empfangen.

Denn dem eben so staatsklugen als tapfern und entschlossnen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht, im Grunde, doch immer von sehr zufälligen Kombinazionen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Parthey seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken. Der König und der Filosof wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig: das ist, der König versprach was der Filosof wollte, weil er wußte daß er immer Herr bleiben würde, gerade soviel zu halten als ihm belieben würde; und der Filosof, der die gute Disposizion und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Filosof mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhang der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existierte, und daß er darin bestand: Aristion sollte, mit Genehmigung und Beystand des Mithridates, sich der

höchsten Gewalt in Athen bemächtigen, und dafür Seiner Majestät in allen billigen und unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu grofser Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte; und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen: aber es war jetzt blofs darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freyheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. So lange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mufste also, nach damahliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mufste ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beym Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eignes Interesse nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu seyn: und, wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug dafs Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig als sich

an den Sieger anzuschmiegen; fiel' es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens die Römer aufzuhalten, und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bey diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil; und überliefs es übrigens dem Athenischen Sofisten, wie gut oder schlecht er bey dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion mufste bey dem allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor der Zeit durchscheinen zu lassen, und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eifersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Parthey in dieser grofsen Stadt; zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einflufs beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an den Meister zu spielen; und das, was ihm den Aristion ganz aufserordentlich werth machte, war, dafs er ihm in seinen von Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den-

ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridats Unterstützung, wieder hergestellt zu sehen: Aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan, und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den grofsen König immer nur in dem Licht eines grofsmüthigen Befreiers von dem Römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt gröfstentheils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurückhalten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewifsheit, ob er auch mächtig genug sey, sie bey der Unabhängigkeit, welche sie von seiner Freundschaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu schützen. Allein dieſs konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er Alles, was Römisch hiefs, an Einem Tage aus dem ganzen Umfang dieser weitläufigen Provinzen vertilgt

hatte 7) und schon im Begriff stand, mit einem siegreichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bey

7) Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italiänern, welche Theils die Staatseinkünfte gepachtet, Theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er alles, was Römisch hiefs, darin vertilgt hätte. Er schickte also, von Ephesus aus, geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf Einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagnen Römer zu begraben, oder einen Lebenden zu verbergen, war bey Leibes Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre Römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freyheit, diese den Nachlafs der Hälfte ihrer Schuld, u. s. w. Der Hafs der Asiaten gegen ihre Römischen Unter-

einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr seyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen mufste, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person, als der Herold einer fröhlichen Botschaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartungen seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewifs zu seyn dafs sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so liefs er es auch auf seiner Seite an Nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposizion des Volkes unterhalten konnte. Er wufste wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch

drücker und Aussauger war ungefehr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden den Engländern gleich, und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzig Tausend Römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird.

ungewöhnliche Eindrücke überrascht, und ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der Ägyptischen Magd, vor kurzem noch ein bloßer Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeyströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrey des Volkes, wie im Triumf zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschaft hatte! Der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreyen, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen, und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßige Freude zu erregen, und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Mann erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte, in seinem alten Quartier abzusteigen, so wurde

er mit grofsem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Mahlereyen, Bildhauerwerken und silbernen Gefäfsen aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem grofsen Gefolge vor und hinter ihm her, und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pomp erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes [8]) dem König Mithridates,

8) Οἱ περὶ Διονυσου τεχνιται, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz die ganze *Bande joyeuse* begriffen, welche unter dem besondern Schutz dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anfalls von Gicht befallen worden und deswegen die warmen Bäder zu Adipson besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigne Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutz-

als dem neuen Bacchus, 9) und seinem Günstling Aristion zu Ehren, ein grofses Fest angestellt hatten, und beiden öffentlich Libazionen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Kerami-kus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als von Aristion und Mithridates, und von den grofsen Dingen die zum Heil Griechenlandes geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie wir: aber sie mufsten am Ende thun wie die andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäfsigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Man-

patron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Krispianus u. s. w.

9) Denn so wurde jetzt Mithridates in Klein-Asien überall genannt und verehrt, wie dies Cicero selbst bekräftigt *Orat. pro Flacco c.* 25.

nes bewerben, durch dessen Hand jeder was er wünschte von dem grofsen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Klienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Filosof war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewohl Athenäus diefs nicht ausdrücklich sagt) dafs, bald nach seiner Ankunft, das ganze Volk, ohne von obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammenberufen zu seyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äufsersten Wichtigkeit

vorzutragen; aber eben dieſs, und die Betrachtung der groſsen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen alles sagte, was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äuſserste gespannt war, rief ihm zu, daſs er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreiſsenden Beredtsamkeit vor: daſs die Begebenheiten dieser Tage so groſs und auſserordentlich seyen, daſs sie alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblick Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen festen Lande von Frygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am Europäischen Meere bis zu den Mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegs-

heere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumfiert hatte, muſs sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen Pontischen Reuter, Nahmens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuſse nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an Einem Tage bis am Fuſs der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haſs gegen alles was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das Römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaſste Toga von sich warfen, und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinen ehmahligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den gröſsten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europas eilen in die Wette sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von

den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bey ihm angelangt, und bezeugen ihm ihre Bereitwilligkeit zur Zerstörung Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sofist ein, weil er dem erstaunten Volke etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, sollt ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? Nicht länger zu dulden, dafs eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bey einem blofsen Schimmer von Hoffnung alles zu wagen; aber es wäre Schande unthätig zu bleiben, wo der Beystand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewifs macht."

Die Vögel des Aristofanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise, und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchse Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrügen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versehen, als zu seinem Ansehen bey dem grofsen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die Athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mahl, dafs die Athener, in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister der über den Polybius liest. Schulmeister,

Gerber, Hufschmidt, alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Filosofen beherrscht wird! War es nicht Plato der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Filosofen herrschen, die Weiber gemein sind, und alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, grofsmächtig und unüberwindlich, König der Könige, und Herr über alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, dafs sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man mufs es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Filosof Atistion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das was sie eigentlich wünschten war ja Friede, und Überflufs, und Schauspiele und Lustbarkeiten, und ewiger Müfsiggang, und Unabhängigkeit, und alles thun zu können was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand ihnen dieſs Alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um

ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müfsten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflöfst hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, dafs er, in seiner Art, mehr leistete als wir ihm zugetraut hatten.

## 11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsre Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Filosofen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines Politisch-Satirisches Romänchen wäre, welches wir, in

der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein Paar gute Sittenlehren dadurch beyzubringen, aus dem Füllhorn unserer eignen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman; sondern, in ganzem Ernst, mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweyer Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung Statt findet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, dafs der eine kein geringerer als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern, und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Seckte, welche die Stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der Stoische Filosof dieses Nahmens, sondern ein andrer

Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt: so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieſs im Vorbeygehen, da es allenfalls an dem bloſsen Zeugniſs des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmahl das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an, und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eignen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daſs er ihnen ein groſses Kompliment gemacht habe, und merkten nicht,

dafs er sie mit einer zweydeutigen Spitzfündigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag als die andern alle zusammen, ein Despot, und die Athenische Demokratie hatte mit der ersten Souveränitätshandlung, die sie dadurch ausübte dafs sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art wie sich der Filosof Ariston der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstofs von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist, unsers Wissens, ohne Beyspiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Filosof; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blofs von einem Tage zum andern lebt, ist, so bald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war

also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel wodurch er diese grofse Staatsoperazion bewirkte war das zweckmäfsigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen alles zu nehmen, so blieb auch den übrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weise war in der damahligen Lage der Sachen nichts leichter als dieſs, wiewohl unter andern Umständen nichts schwereres gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte, und bey weiten den zahlreichsten Theil ausmachte, war Mithridatisch gesinnt — alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich, Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für Einen Mann; alle Römischgesinnten, wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt, und als solche entweder ohne weitern Procefs todtgeschlagen, oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beyden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffnen stillschweigenden Konvenzion, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die min-

deste Miene machte, dafs er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden, und also (nach der gemeinen Definizion) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einigermafsen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern, oder doch wenigstens eines Vorsatzes sich in dergleichen einzulassen, angeklagt, und wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäfte mit solchem Ernst, dafs viele, an welche (weil man doch nicht alles auf einmahl thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Erlaubnifs hinaus lassen durften; und da sich einige bey Nacht über die Stadtmauern an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Strafsen Reiter nach, welche sie Theils wieder zurückbrachten, Theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermefslichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zusammen; denn, vermöge seines angenommenen staatswirth-

schaftlichen Grundsatzes, wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch, so viel möglich, aller Lebensmittel seyn, und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der konfiscierten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administrazion war, dafs in kurzer Zeit auch die Mithridatischgesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dieſs vorhergesehen, und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungerssterben, zu verhüten. Er liefs nehmlich alle Tage beynahe ein Pfund Gerste (einen Chönix, d. i. ein Mafs von 60 Unzen, auf vier Tage) auf den Mann, unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Porzion, welche Hünern oder Gänsen angemefsner gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, dafs man nicht leben soll um zu essen; dafs es also genug ist, so viel zu essen, als man braucht um nicht zu sterben; und dafs das sicherste Mittel die *animam concupiscibilem* und *irascibilem*, den Thierischen Theil der Menschen, welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen

Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterey ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brotkorb so hoch als möglich hängt, und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seinen Regenten und Oberherren, aufzulehnen.

Der Athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, dafs er sich bey Müssiggang und funfzehn Unzen Gerste des Tags eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen dafs noch immer manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, dafs sie nicht fähig seyn könnten die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobey sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bey Tage konnte er defshalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der gröfsern genugsam beobachtet; aber heimliche Zusammenkünfte bey Nacht zu verhindern, gab es nur Ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Policeyverordnung, vermöge welcher bey hoher Strafe verboten war, dafs sich nie-

mand, wes Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bey allen Polizeyverordnungen findet; sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, dafs es, um sich besser zu finden, eine Arzney genommen hatte, die um ein grofses Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserm regierenden Filosofen sehr übel genommen, dafs er, nicht zufrieden das Vermögen so vieler Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt, und denselben mit Hülfe von zweytausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Karakter, und dem grofsen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäfs gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts als dafs er denn

Römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delfi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, dafs er die Schätze der Götter respektieren werde.

◆

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, dafs Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damahls waren, und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen liefs, und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen, und alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen einzigen, welcher auch, wie Er, die Prätension hatte ein Peripatetischer Filosof zu seyn, und, ohne Zweifel durch Ähnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen, und dafs er sich willig begnügte nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bey ihm in Gunst zu setzen gewufst hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier,

da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Nahme zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberey oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefehr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Filosofen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theofrast, Theofrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis, und dieser seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreysig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, dafs Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, dafs er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun dafs er durch die Tradition oder auf andre Weise erfahren was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet,

hervorzog, und als die Originalhandschrift der Werke des grofsen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte; der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren, Schatz eine desto gröfsere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach, aufser der alten Bibliothek zu Alexandria [10] (wo entweder das wahre Avtografon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene Abschrift befindlich war [11]) kein anderes Exemplar davon in der Welt existierte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla, nach Eroberung von Athen, unter anderm was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen liefs. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Nahmens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubnifs, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu kopieren; und,

10) Derjenigen, welche der König Ptolemäus Filadelfus, zu sammeln anfing, und die bey Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde.

11) Athenäus *L. I. p.* 3. *B.*

nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen, oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen; stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publikum kamen. Wenn man es also gleich (wie einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, dafs wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind: so ist doch gewifs, dafs er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen; würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter [12]) auf frischer

12) Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt, und war das Archiv, wo die Athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden.

That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubnifs aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristions war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der Peripatetischen Filosofie in genauere Verbindung gebracht hatte, so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten, oder war vielmehr so arm an geschicktern Männern, auf die er sich hätte verlassen können, dafs er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wufste so wenig was bey einem solchen Geschäfte zu thun war, dafs er die wichtigsten Posten unbesetzt, und sich selbst mit den Tausend Mann, die er bey sich hatte, *somno vinoque sepultus*, von dem Römischen General Orbius überrumpeln liefs, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft, wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so grofse Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden Europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, dafs diese, ungeachtet des gefährlichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstofs der Partheyen des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die Parthey seines Gegners erhalten hatte, und sich die Ehre den Übermuth des Mithridates zu dämpfen von keinem andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieser den Piräeus [15]) besetzt hielt, waren eben so entschlossen es aufs äufserste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von

15) Der Hafen von Athen, welcher selbst eine grofse Stadt und mit einer sechzig Fufs hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war.

Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die dem Römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Karakter des Aristion, und die Art wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die gröfste und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Parthey des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem Römischen Feldherrn wie Sylla, aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und alles, wenn sie es aufs äufserste ankommen liefsen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frey genug waren einen eignen Willen zu haben; und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn

über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; sondern, was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wufste, dafs er, sobald Athen in der Römer Hände zurückfiel, wieder Nichts war, und also alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist zu glauben, dafs er auf die anscheinende Übermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als dafs er, nach dem grofsen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Kurzius, eh er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch alles erlaubt war, recht überschwänglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Übermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er

auch seyn mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, dafs die Athener seiner Gnade leben mufsten; und es lag nur an ihnen, sich bey ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tags, (welches doch immer mehr war als worauf ein Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion mufste nun dafür sorgen, dafs es Ihm selbst und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen wie sie konnte. Das Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich grofs. Ein Medimnus Korn (ungefehr 100 Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über 166 Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überliefs sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit

Tanzen, Schwelgen und Trinken zu: und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereyen und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen, und ihm dadurch zu zeigen wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva, in der äufsersten Noth, nur um ein halbes Nöfsel Weitzen bitten liefs, schickte er ihr ein halbes Nöfsel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fufsfällig baten Mitleiden mit der Stadt zu haben, liefs er mit Pfeilenschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so grofs, dafs sich der unsinnige Mensch endlich entschlofs, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den Römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputierten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den grofsen

Thaten ihrer Vorfahren im Medischen Kriege vor; so dafs ihm endlich die Geduld ausging, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, steckt eure Rede wieder in euren Schulsack und geht wo ihr hergekommen seyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie, wegen einer daran stofsenden Anhöhe, am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutz, erstieg die Mauer, liefs sogleich so viel als nöthig war niederreifsen, und zog mitten in der Nacht, unter einem entsetzlichen Lermen von Trompeten und Hörnern, und bey dem noch schrecklichern Geschrey seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubnifs zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit blofsen Schwertern durch alle Gassen, und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen alles was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder.

Die armen Leute waren von Hunger so entkräftet, dafs sie nicht einmahl fliehen konnten. Sie blieben stehen, und liefsen sich geduldig niedermetzeln; viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Karakter des Römischen Feldherrn, dafs nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kallifon, zwey von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füfsen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden Römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, dafs er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen, und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen, und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wufste was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit Einer edlen That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen, er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstörte.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bey Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf, und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar von Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich, zu ihrem Glücke, an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn — und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen, sogleich nachdem er sich auf Gnad und Ungnade hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht; nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeitlang gefangen gehalten, und erst nach dem

zwischen dem Römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschlofsnen Vergleich, dem Letztern zu gefallen, heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Nahmen eines Filosofen nicht besser verdiente als den Nahmen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiednen Zeitpunkten seines Lebens beides seyn zu wollen, giebt eines von den stärksten Beyspielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Lebenlang Schulmeister oder Peripatetischer Filosof (wie er sich nennen liefs) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, dafs seine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Komposizion von Schwelgerey und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen seyn, und, bey Gelegenheit, eine Schuld abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder, im dunkeln und hinterrücks, ein Messer in den Leib gestofsen haben: aber, um sich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, mufste er in eine Lage kommen, wo er alles seyn durfte, was er seyn wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schädlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann, und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, dafs es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Dafs der vorgebliche Filosof einer von denen seyi, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht, so lange gleichviel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, diefs hätten sie früher merken können: und von dem Menschen, der unter dem Nahmen eines Professors der Filosofie, in Kompagnie mit einem hübschen Mädchen, auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Ärgste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereyen im Grofsen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einflufs eben dieser Athenion genannt Aristion, ohne sich jemahls etwas von Tyranney träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Sekte gestiftet und, anstatt einer häfslichen Rolle

in der Politischen Welt, eine sehr glänzende in der Filosofischen Geschichte gespielt hätte — und das alles, ohne, im innern Grunde seines Wesens, um ein Haar ein beſsrer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daſs ein Mensch scheint was er nicht ist — bald daſs das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffner Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eignen Händen baute; und blieb was er war, nachdem ihn Alexander zum König von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskierter Bösewicht, da er noch der Filosof Aristion hieſs, und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Kapelle setzte.

Die Kaiser Markus Aurelius und Julianus machten der Filosofie ganz andere Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine Frage, ob beide, ohne die Prätension an den Filosofen-Mantel, nicht noch bessere Regenten gewesen wären; aber dieſs ist gewiſs, wenn sie es waren, so kam es nicht daher weil sie Filosofen, sondern weil sie tugendhafte Menschen waren.

# LITTERARISCHE MISCELLANEEN.

## 1.

## Antwort auf die Frage: was ist eine schöne Seele?

Beyspiele mahlen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüfste ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beyspiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenofon.

Das erste giebt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besieg-

ten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „und wie viel würdest du geben um deine Gemahlin wieder zu erhalten?“ — Man muſs aber wissen (sagt Xenofon) daſs Tigranes erst seit kurzem vermählt war, und seine junge Gattin aufs zärtlichste liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, eh' ich zugeben wollte, daſs ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den Armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloſs einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freyen Fuſs, und schloſs die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände muſsten voraus geschickt werden, um was nun folget, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren (so fährt Xenofon fort) machte

Cyrus den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der eine erhob seinen Verstand, der andere seine Tapferkeit, ein dritter seine Leutseligkeit, und noch jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau: sage mir, Liebe, ist dir Cyrus auch so schön vorgekommen? — „Die Wahrheit zu sagen, antwortete sie, ich habe ihn nicht angesehen.“ — Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte dafs er seine Seele geben würde um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen,“ erwiederte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, dafs sie fühlte was sie sagte, war was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehmahls Hofmeister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermifste, fragte den Tigranes nach ihm. — Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen? versetzte der Prinz. Und was hatte er denn Übels gethan, fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführe mich. Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so

guter, so rechtschaffener Mann, dafs er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten liefs, um mich zu beschwören, dafs ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. „Er thut es nicht aus bösem Herzen, sprach er, sondern weil er nicht weifs was er thut. Was aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten. — Wie Schade um einen solchen Mann! rief Cyrus. — Dieser Mann, meine Freunde, hatte was ich eine schöne, und zugleich eine grofse Seele nenne.

Noch ein Beyspiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wohl Panthea, die reitzende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Susiane, unbekannt seyn? Es ist augenscheinlich dafs Xenofons Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschlofs gebracht, und Araspes leistete ihr

Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann, nach langem Widerstand, endlich so viel Gewalt über ihn, dafs er sich gezwungen fand (sagt Xenofon) sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen mufste. Gleichwohl wollte sie bey Cyrus noch keine Klage defswegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück, und fand ein Mittel ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von allem was er in Rücksicht ihrer dem grofsmüthigen Cyrus schuldig war, und rieth ihm sich je bälder je lieber von der Assyrischen Parthey loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlin, und

Panthea genoſs das Vergnügen die Stifterin eines schönen Bundes zu seyn, und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl in geheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, dafs sie sich ohne Bedenken habe entschliefsen können ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich jedermann mit meinen Augen ansieht?“ Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reitzend und edel aus, dafs man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenofons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war

im Begriff seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte, und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemahls ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt, so weifst du ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben als durch alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber wiewohl ich so für dich gesinnt bin wie du weifst, so schwör ich dir doch bey deiner und meiner Liebe, dafs ich lieber neben dir als einem tapfern Mann von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem ehrlosen leben wollte. So denke ich und so mufs ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Überdiefs welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu seiner Sklavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den grofs-

tischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küsste sie, und fügte sie wieder an so gut sie konnte. So ist alles übrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiss dass ihm alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreitzte alles zu wagen um sich als deinen Freund zu beweisen und deine Achtung zu verdienen. Und o! ich bin gewiss, er dachte nicht was ihm begegnen könnte, sondern blos was er thun wollte um sich dir angenehm zu machen. „Und so gab er ohn' es zu bereuen sein Leben hin — und ich — sitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeitlang nur mit Thränen. Endlich da er wieder Worte fand, bemühte er sich sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich liess er alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbey zu schaffen befohlen hatte. Und denke nicht, sagte er, dass du nun verlassen seyest. Ich ehre deine Keuschheit, deine ganze Tugend; ich werde

nie aufhören dir Beweise davon zu geben, und überdiefs will ich dich einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten soll wohin du selbst verlangst. Sage nur zu wem du gebracht werden willst.

Sey ruhig, Cyrus, versetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen zu wem ich gehen will.

Cyrus mufste sie verlassen. Er ging (sagt Xenofon) und ihn jammerte des Weibes das einen solchen Mann verloren, und des Mannes, der ein so vortreffliches Weib sein genannt hatte und nun nicht mehr sehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen sich zu entfernen; lafst mich, sprach sie, bis ich mich recht satt über ihm geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat sie zu bleiben. Wenn ich todt bin, sagte sie zu ihr, so hülle ihn und mich in das nehmliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füfsen, flehte ihr keinen solchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, den sie schon lange auf diesen Fall bey sich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und starb.

2.

## Über etwas, das Platon gesagt haben soll und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, dafs ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beyspiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Fädrus befindlich ist, einem von so manchen Italiänischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewifs von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandnen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metafysich - mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von

den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie inizirt wird, und wer weiss, von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobey einem jungen Menschen, der sie zum ersten Mahle liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts herrlichers findet als metafysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Fädrus, sondern bloss von der Verwandlung, seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reitz an ihr entdecken, dass wir ausser ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Diess versichert uns ein (i. J. 1775.) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Nahme hier nichts zur Sache thut: und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen

Worte mögen Zeugniß dessen geben — (Φρονησις ὀχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἀν παρειχε ἐρωτας, ἐιτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες εἰδωλον παρεἰχετο εις ὀψιν ἰον. „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbaret Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte.

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Übersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14ten Abschnitt des 1. Buchs *de officiis*, und lautet so: *formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae.* „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen.“ — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freyheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beynahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf

gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweymahl nonsensikalischer erscheint als im Plato selbst. Denn dieser will nicht dafs die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, dafs man, wofern sie diefs thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen dafs dieses Beyspiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Nahme die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmahl vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und

wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflöfst, dem ist nicht zu helfen.

Ich weifs wohl dafs nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existiert. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zu Folge) eine Unmöglichkeit diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läfst man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar darum: aber in dem Munde eines Filosofen sind sie unerträglich.

Übrigens hat die Vorstellung der Tugend die sich nackend sehen läfst, etwas unschickliches und widerliches, und ich zweifle sehr ob ein grofser Mahler sich dazu verstehen würde, die personificierte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwey idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit sie unbekleidet (meistens zu ihrem grofsen Nachtheil) darzustellen, bey den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande das ihnen Sokrates gab,

mehr Grazie haben: wenigstens sollte der Mahler oder Bildner, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugiefsen, dafs man, so wie man sie erblickte, denken müfste, sie wüfsten nicht dafs sie nackend seyen.

---

3.

## Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus.

Pompejus, der Grofse zugenannt, befand sich einst in dem Falle, dafs er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun die Stadt Rom in einer Theurung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieſs war in einer so ungeheuern Stadt und bey ihrer damahligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, dafs er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es

ist nöthig dafs ich abreise, sagte Pompejus; dafs ich lebe ist nicht nöthig.“

„Dieſs sieht wie ein *bon-mot* aus (sagt der nun ganz vergefsne Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und *Arbiter elegantiarum* galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich dafs es nichts sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?“ Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Einfall ist noch seyn soll, für ein *bon-mot* ansehen, bloſs um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müſste ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemahl wo er Gefahr sähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bey dieser Art zu räsonnieren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn, — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur einen Sinn, und dieſs ist ein groſser Sinn, gegen

den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie; erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

---

4.

## Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein andrer *Bel-Esprit* und Kunstrichter des berühmten *Siecle de Louis XIV.* macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grab erzählen. Ich kenne kein edle-

res und einnehmenderes Bild als das so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen.“ —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muſs?“ Dieser einzige Strich verderbte das ganze Bild, und“ — hierin, dächte ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit nichts anstöſsiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können) so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristofanes gelernt hat wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht ich sie deſswegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu

sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist damit die abgezielte Wirkung erfolge, — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Mahler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine grofse und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zuviel ist schon genug, um zu machen dafs eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewifs seyn sie ergriffen zu haben?“ — Ich glaube dafs sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf diesen Tag, viel wahres und brauchbares hierüber finden müfse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst, zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimnifs der grofsen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

6.

## Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Sujet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läfst, für den Grazienpinsel der Seelenmahlerin Angelika Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines gröfsten Helden das verlangte Todenopfer feyerlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achills verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gieſst sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feyer-

liches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland. Nun entblöfst er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena die seinen Wink bemerkt und verstehet: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freywillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freye sterben; verdammet mich, eine Königstochter nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frey, so reifst sie ihr Gewand von der Schulter, entblöfst einen Busen von so reiner Schönheit dafs man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste

Herz erweichen mufste, zu Neoptolem: Da, Jüngling, wähle selbst, wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit.

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stöfst mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schiefst hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu mahlen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeslichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so karakterischer Zug der Griechischen Nasional Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äussern läfst, und wodurch ihre Nazion sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbey, ihrem

Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbey und richten den Holzstofs auf; und wer nichts herbeytrug (fährt Euripides fort) der hörte von den zutragenden diese Worte: „Was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleier noch sonst etwas ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?“

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nehmlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen, für das Verbrechen ihrer Brüder büfsen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemahls ein Dichter die-

ses schauderliche Gemisch von Roheit und Zartheit, Barbarey und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

---

## 6.

## Über eine Stelle des Cicero, die Perspektiv in den Werken der Griechischen Mahler betreffend.

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beynahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die Griechischen Mahler und Künstler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perspektiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniß gehabt, und in ihren Werken von dem, was sogar die bloße Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging so weit, den Parrhasien und Apellen

und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntnifs der Perspektiv und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat, bemüht sich das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, dafs die alten Künstler in den Gesetzen der Perspektiv nicht so unwissend gewesen als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajans geschlossen; und dann, dafs wofern sie auch (wie freylich nicht zu läugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, diefs nicht aus Unwissenheit sondern mit gutem Bedacht und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheil nach gröfserer Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten, theils auf gewisse Basreliefs und Münzen, und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthum, z. B. auf die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit [1])

1) S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspektiv der Alten im 39. B. der *Memoires de l'Acad. des Belles-Lettres.* Die im *Herkulanum* gefun-

die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen: theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, dafs es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, dafs sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, dafs die Griechischen Künstler mit den Regeln der Perspektiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müfsten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl sich vielleicht manches gegen seine Erklärungen einwenden liefse, so mufs man doch gestehen, dafs sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

denen Gemählde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt seyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstofsen gröblich gegen die Perspeksiv.

Indessen weifs ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen andern, eine Stelle in Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint den Perrault seines Irthums zu überweisen; eine Stelle, die überdiefs noch dadurch vorzüglich ist, weil sie eine bessere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stossen, dafs man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst die Perspektiv so gänzlich vernachläfsigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im 83sten Abschnitt des zweyten Buchs *de Oratore*, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnifskunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines grofsen Mahlers vergleicht, „welcher Örter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide;“ — *pictoris cujusdam summâ ratione et modo, formarum varietate loeos distinguentis.*

Mir dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mifsdeutung zuläfst, und es

folgern sich daraus zwey Sätze, worin alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nehmlich unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden: aber nur Mahler vom ersten Rang besafsen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimnifs machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wufste, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohnedieſs unbegreiflich seyn, wie die gröfsten Mahler der Griechen in einem so wichtigen Theil der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von Fidias, ungezweifelt wissen, dafs er unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben: zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der

sichtbaren Gegenstände, und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers Lamberts Worten auszudrücken) bestimmen läfst, wie eine jede Sache, aus dem gegebnen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Fidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter, und vollendeter seyn. Das Werk des Fidias schien ein Ungeheuer von Häfslichkeit dagegen; stiere weit aufgerifsne Augen, ein grofser gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes, — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werk ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des

Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich habe entschliefsen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumfierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe wo sie stand ein kleinliches Werk, ohne Ausdruck, ohne Kunst: die von Fidias hingegen entzückte jedermann durch eine Grofsheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Fidias hatte die Kenntnifs der Perspektiv voraus, und diese mufste damahls wenigstens noch ein Geheimnifs seyn, welches er allein besafs; weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Fidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen, und am Fufsgestelle

die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun dafs er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspektiv weniger befolgt haben? So grofse und reiche Komposizionen lassen sich ohne Beobachtung derselben, in einem verhältnifsweise kleinen Raume, schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich dafs die Betrachtung der Werke des Fidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Mahlern, die der Perspektiv mehr als die Bildner vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenofs, Gehülf und Freund des Fidias — der erste, der nach dem Zeugnifs des Plinius Symmetrie in die Mahlerey brachte, seinem Freund, und der Natur die er so sehr studierte dafs er es in der Reinheit der Umrisse allen andern zuvorthat, nicht auch von jenem Geheimnifs abgelernt haben? Sollt es dem Pamfilus, dem Wiederhersteller der berühmten Mahlerschule zu Sycion; dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben seyn, von welchem Plinius sagt, dafs er der erste gewesen, der die ganze Encyklopädie aller

einem Mahler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt, und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sey, ohne welche, seiner Meinung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Auch Herr Sallier schliesst mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Mahlers in der Perspektiv, so weit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, dass diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und dass der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, dass man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, dass die Beobachtung der Perspektivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der grösten und gelehrtesten Mahler geblieben sey. Pamfilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner

Wissenschaft, dafs nur sehr wenige reich genug waren sich in seine Schule zu begeben, oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er erforderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein Attisches Talent. Es ist also kein Wunder, dafs seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

---

## 7.

## Über eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälliger Weise im achten Buche der alten deutschen Übersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beym ersten Anblick in die angenehme Überraschung setzte, womit man in einer Wildnifs, mitten unter Disteln und Unkraut, eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bey näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, dafs diese Stelle eine ziemlich

wörtliche, wiewohl sehr entstellte, Übersetzung der 42 und 43sten Stanze im ersten Gesang des *Orlando Furioso* sey, welche bekanntlich selbst eine freye und verschönerte Übersetzung des Katullischen „*Ut flos in septis*“ ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte deutsche Übersetzer des Amadis angefangen, um diese zwey Stanzen die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zwey hundert Jahren war, zu transferieren. a)

Hier ist zuförderst das Original.

*La verginella è simile alla rosa,*
*Che'n bel giardin su la nativa spina*
*Mentre sola e sicura si riposa,*
*Ne gregge ne pastor se li avvicina;*
*L'aura soave e l'alba ruggiadosa*
*L'acqua, la terra al suo favor s'inchina;*

a) Das Wort übersetzen muſs damahls noch nicht üblich gewesen seyn; denn der Übersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferieren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

*Giovani vaghi e Donne inamorate*
*Amano averne e serti e tempie ornate:*

*Ma non si tosto del materno stelo*
*Rimossa viene e dal suo ceppo verde,*
*Che quanto avea dagli uomini e dal cielo*
*Favor, grazia e bellezza, tutto perde.*
*La vergine, che'l fior, di che piu zelo*
*Che de' begli occhi e della vita aver de',*
*Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,*
*Perde nel cor di tutti gli altri amanti.*

Bevor ich die Stelle aus dem deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine bloſse Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muſs ich bemerken, daſs dieser litterarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des Spanischen Amadis zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesang des *Orlando Furioso* und also auf die vier Stanzen 41 — 44 erstreckt; als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen, oder vermeinten Verschönerungen, dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der

Prinzessin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariosts Sakripant (dem er alle Worte nachspricht) auf sich selbst zu schmälen, dass er sich um eine Schöne

„plage und peinige die sich einem andern schon ergeben und zugeeignet und durch solche Mittel das beste so in ihr gewesen verlohren habe."

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu sagen, ein Tochter und schamhafte Jungfrowe vergleichet sich einer Rose, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungestümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunst sich neiget, und umb solcher Ursachen willen begeren ihr oft die jungen liebhabenden Jungfräulein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter

damit zu zieren und ihre kleine Brüstlein oder runde Oepfelein damit zu bestecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so baldt von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beyde vom Himmel und Menschen begeren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraun oder Jungfrau so ihr ein andern die Blumen der Jungfrawenschaft nemmen läßt, welche sie doch höher und wehrter denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bey bey allen, so ihren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte."

Man sieht daſs Ariost nicht viel dabey gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche eben so weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreyzehnten Jahrhunderts als

von unsrer heutigen, und wie unendlich weit erst von der Schönheit und Grazie des Florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferierte Amadis ein Lieblingsbuch der damahligen schönen Welt, und wurde so stark gelesen, dafs die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bey aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, dafs Ariost das Selbstgespräch seines Sakripants dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariosts ist, was diesen Punkt betrifft, ausser allem Zweifel. Denn die erste Ausgabe seines *Orlando furioso* ist vom Jahr 1516, und Johann Diaz stellte seinen VIIIten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und grofsen Thaten des unüberwindlichen Ritters Lisuarte, erst im Jahr 1525 ans Licht. Die Französische Übersetzung, welche der Deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahr 1543, und die Deutsche folgte ihr im Jahr 1573.

Ariost kann also unmöglich der Plagiarius seyn.

Indem ich fortfahre dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoſse ich S. 354 hoch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Übersetzung der 49 und 50sten Stanze im achten Gesang des Orlando ist. Ich vermuthe, und hab es auch zum Theil wirklich so gefunden, daſs die meisten Abenteuer aus Ariosts Rittergedichte auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet, und von dergleichen Diebstählen gänzlich frey. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten, von Wort zu Wort, bloſs mit veränderten Nahmen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

8.

## Über Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von Jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„dafs ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?“ —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„dafs ein Mensch seine Fäuste so feste zusammen drücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?“

Item:

„Ob einer dadurch, dafs er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, dafs sein Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibe?“

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, 5) dafs die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles diefs möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, dafs er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender filosofischer Hartglaubigkeit beobachtet habe: allein, da er sich viele Jahre lang in Hindostan aufgehalten, und in den wichtigsten Kapiteln seines Buches als ein Mann von vielen Verstand erscheint, so läfst die positive Art wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als dafs er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt, (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher grofser Wanderer zu lesen) nicht allemahl möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen

5) In seiner 1773. zu Leipzig übersetzten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan; S. 19.

Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bey den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeits-Maxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, dafs wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so dafs jeder die Freyheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein klassisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht von nöthen ist, dafs die Anzahl der klassischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit Neuen rekrutiert werde.

Man kann freylich mit eben so gutem Grunde fragen, was ist unmöglich, als Pilatus fragte; was ist Wahrheit. Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, dafs ein grofser Unterschied ist, ob er von jemand erzählt; er habe sich auf einem Seil auf den Kopf gestellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die H. Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

---

9.

## Anmerkungen über A. Dows Nachrichten von der Religion der Braminen.

So apokryfisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn seyn mögen, (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andre ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben) so sind sie doch nicht das einzige, weswegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein klassisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche

Ton, womit er uns bereden will, dafs wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindous als wahren Götzendienst, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beyzumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bey seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, 4) für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, dafs jemahls zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, dafs sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen, angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Gemüths werden finden, das der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offen-

4) S. 57. der angezogenen Abhandlung.

barung und die Filosofie haben zwar (wie man bekennen muſs) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnisvollen Materie entstehen: allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemahls eine Nation in grobe Abgötterey gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieſs: Es sey niemahls keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreiſsig Millionen Göttern für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freylich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es eben so wohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daſs die Abgötterey, womit, (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der gröſste Theil des menschlichen Geschlechts von je her angesteckt war und

der Ausflüsse und Modifikazionen) der ewigen Grundursache seyn?“ — Wird die Theosofie der Braminen dadurch besser? Ist der gröfste Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerscharen um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuren Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerey und Zeichendeuterey? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, dafs sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Layen gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drey Gattungen eintheilen, die man um ihrer äufserlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln mufs.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Nahmen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen;

blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde, in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern blofs eine einträgliche Profession ist, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die mindesten Verdienste, sich die gröfsten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluss, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerk ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feyerliche Rollle die sie dabey spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen sind, die dabey gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabey.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein

Geheimniss daraus machen, dass sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religions-Systems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmahl, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen,) oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Missbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich missbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleissigen. Diese redlichen Priester (und es giebt davon ganz gewiss am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluss in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, blos an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schedel des Volks und ihrer Kollegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint Herr Dow habe während seines langen Aufenthalts in Indien einige Bra-

minen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, dafs er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Filosofen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läfst. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssystem der Bramen überhaupt zu fassen, und diejenige blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht zweifelhaftes halten, dafs der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Filosofie die Indianer in sehr grobe Abgötterey gezogen habe, dieſs war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben so lächerlich, wenn man „Von den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Filosofie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhammedaner in London lächerlich seyn würde, wenn er sich über die geheimnifsvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte.“ — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren *statum controversiae* gar sehr. Fürs erste mufs die Religion mit der Filosofie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm

zugeben, „dafs einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden nicht unfilosofisch sind.“ Diefs gilt von der Theosofie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser mufs weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bey den ungelehrten Stämmen und bey dem gröfsten Theil der Braminen-Kaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbons, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungner Apologisten der Minister, und nach den Geburtstags-Oden des belorberten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brincha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, dafs die Braminen sich unter diesem Brincha

eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheidter ist als was der Indianische Laye dabey denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, dafs die unendliche Weisheit von sich selbst bestehe; und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, dafs er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode Filosofie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Fantasterey zu führen, aus dem es sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metafysik, Politik, Moral, Fysik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine

Deutung in diesem Geschmacke aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Luciens wahren Geschichten, aus der Historie von König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Hr. Dow erkennt selbst, dafs die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die grofse Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden" und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bey den Indiern, gesteht er aufrichtig, „dafs die Betrügerey der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen." — Nur hätte er bedenken sollen, dafs auf diesen Umstand bey der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt." Die Metafysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimnifs machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist,

dem Volk ein Geheimniſs machen, hingegen nichts angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Nahmen als Götzendiener.

---

## 10.

## Über das Verhältniſs des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Der schon einmahl in diesen Miscellaneen aus der Vergessenheit hervorgerufene Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleyen für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Fall etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuſs, — wie es einem nothwendig begegnen muſs, der, wie Er, sein Leben damit zubringt Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlufsgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man mufs, sagt er, Bücher zur Erhohlung und zur Ergetzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben mufs. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Ölbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten.“

Ich finde indessen bey dieser Stelle zweierley anzumerken: Das eine ist, dafs Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile blofs unter die ergetzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, dafs mehr praktische Filosofie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich daſs es überhaupt mehr eine kaufmännische als filosofische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegen stellt, und jenes gegen diesem mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daſs hier bloſs von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, in so fern man es dem Schönen und Angenehmen entgegen setze, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Öchslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, in so fern, ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein Selbst, sondern bloſs um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der

sie nützlich sind, sondern weil es der Natur des Menschen gemäfs ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu geniefsen: ein Vergnügen das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfnifs vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt, und sich mit einem andern herumbeifst der ihm sein Futter nehmen, oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will, — in allen diesem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Blofs durch die Art und Weise wie der Mensch, — wofern er nicht durch zwingende äufsre Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird, — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige Thierarten, und zeigt seine Menschheit

Denn dieſs Thier das sich Mensch nennt, und dieſs allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist; hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daſs er durch die beinahe unbegrenzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien die sie ihm giebt eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürf-

nisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, dafs er seinen Unterhalt nicht mehr dem blofsen Zufall abbetteln mufs; und die gröfsere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läfst ihm Mufse, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der grofsen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlafst ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äufserlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern.

Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in grofse Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nazionen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schiffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war. Mufse, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Mafse, wie der Mensch seinen äufsern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seines Gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes ent-

wickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bey ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurück halten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite heraus kehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem grosaen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr gröfstes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles diefs nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht

haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schaffenden Macht, alle Denkmähler seiner Gröfse, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit, und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Pirogę eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drey Klötzen, die in uralten Zeiten bey den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe

der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neu-Seeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahity zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mufsten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermefslichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern; und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, so bald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere fysische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nehmlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vervollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie viel-

mehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Nahmen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Mahler und übrigen Künstler, mit einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe, — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen

zu bedeuten hätte, wenn nur die zwey kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten, — und ihr bedächtet dann, dafs dieſs nur ein paar kleine Ästchen von den unzähligen Ästen und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die grofsen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind; und wolltet überlegen, dafs die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannigfaltige Art durcheinander gewunden sind, dafs es gar nicht möglich ist, ihre Gränzen jemahls genau und zuverläſsig anzugeben; kurz, dafs eine so grofse Verwandtschaft zwischen ihnen ist, dafs beinahe alles Nützliche schön, und alles Schöne nützlich ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom Überlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmahl schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die

Sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren Seckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykofanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Dukatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen, u. s. w. so einträglich es auch seyn mag, gewifs nicht schön: es ist also natürlich, dafs diese Herren allerseits bey jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne, das ihnen nichts einträgt, zu Tage legen. Überdiefs, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Ächtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freylich eine wichtige Personalursache, Feinde von Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häfsliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht

zugeben wollte, dafs seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabey zu gewinnen haben wenn wir klüger werden, was für Abderiten müfsten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessierten Herren bereden lassen wollten blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häfslichkeit nicht offenbar werde?

---

## 11.

## Über Christine von Pisan und ihre Schriften.

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Karakter, ihre Schicksale und den Einfluss ihres Geistes auf ihre Zeit, noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen) ein Bolognesischer Edelmann, war was man damahls einen Mathematiker hiefs. Das Fach worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkührliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und noch in den beyden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann der den Gipfel der menschlichen Erkenntnifs erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewisser Mafsen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewisheit im innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Grofsen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben [6]) und, wiewohl sie eben

6) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhun-

nicht dafür angesehen seyn wollten als ob sie alles glaubten: so gings ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene gegeben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauber-

dert bey den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saſsen damahls fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groſs, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damahls nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterey. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den gröſsten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beystand eines solchen Mannes eine Art von Überlegenheit gab, die zwar bloſs in der Einbildung des groſsen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that.

laterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweydeutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's grosser Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeit lang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwey Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl der Fünfte von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern 7), den Bey-

7) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beynahmen. Karl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Karakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemahls beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefehr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinter-

nahmen des Weisen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof, und gefiel dem Könige so wohl, dafs man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixieren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmahl so viel betragen, und damahls eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats-und Kabinets-Stern-

lassen. Carl V. vermehrte sie mit Mühe und grofsen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt, und mit Mignaturgemählden reichlich versiert waren. Astrologische, Chiromantische, Geomantische, Alchymistische und Medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Kroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lectüren so sehr, dafs in allen seinen Pallästen und Lustschlössern Bücher seyn mufsten. Sein Kammerdiener Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre etc. im dritten Theil der *Mem. de l' Acad. des Belles-Lettres.*

deuter trug, war so grofs als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, dafs er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, gröfstentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, dafs sie hierin nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König wie Karl V. war, würde gewifs nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Filosofie in jenen Zeiten so grofs, dafs weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Toch-

ter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedne Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs 8) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — *qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit* — 9) fiel auf einen jungen Prud' Homme aus der Picardie, Nahmens Stefan Dücastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahr 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zu-

8) So hieß man damahls alles was, nach dem neuern Stil, zur *Noblesse de Robe* gehört.

9) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte.

mahl unter einem erst eilfjährigen Thronfolger. Er verlohr sein Ansehen mit dem gröfsten Theile seines Gehalts; was man ihm noch liefs, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines erhabnen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. 10) Dücastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Kredit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drey unerzognen

10) Christine macht, in ihrer naiven altwelschen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Karakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seines gleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, grofsherzig und überall untadelig; man müfste ihm denn nur (sagt sie) seine allzugrofse Freygebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen.

Kindern, in einem Alter von 25 Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müssig in den Schoofs zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freylich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nehmlich selbst die Führerin eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen Haufenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Processe von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvor käme." Die arme Frau brachte etliche Jahre, in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, dafs sie sich oft kaum zu helfen wufste, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Parthey zu ergreifen, an welche sie in glücklichen Umständen, vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeitlang ganz aus der Welt,

zurück, verschloſs sich in ihr Kabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lektüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloſs sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daſs ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreyſsig bis fünf und dreyſsig Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff; und lieſs sichs so angelegen seyn,

wurde, dafs ich, als eine die sich unschuldig wufste, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte blofs: Gott, und Er (nehmlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am besten, dafs nichts dran ist." 12) Wie die Verleumdung boshaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherley Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II. von Engelland Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterin

12) *Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m' ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que je estoie; ne fist oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai). . . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.*

bekannt zu werden, hierüber kam, um eine politische Ehverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König seinem Herrn zu negociiren. Salisbury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein grofser Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damahls dreyzehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weifs nicht, wer dem Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der *Bibliotèque Universelle des Romans* geoffenbart haben mag, dafs Salisbury in die schöne *Christine par amours* verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat,

den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft soviel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damahls noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der *Cité des Dames* zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreyßig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reitzungen verloren hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der

Leidenschaft anzunehmen. Aber ein grofser Theil hievon mufs doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bey einer grofsen Naivetät, noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen liefs, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schlufs dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lankaster vom Throne gestürzten und auf eine höchstgrausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II., mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Karakter es war, sich mit den wenigsten

Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich, und bewies ihm grosse Freundlichkeit und Gnade: sondern liefs sogar die Mutter durch zwey Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter grosen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäfsigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

*Era lo splendor del trono*
*Bella la colpa sono,*

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladungen des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, dafs es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne.“

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bey dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Filipp der Kühne, nahm den jungen Dükastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeitlang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl, — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war blosse Komplimente für Ernst aufzunehmen, welches in einem Karakter wie der ihrige eben nichts unmögliches ist; — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans) eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedne Mailändische Herren, durch welche er ihr grosse Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixieren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschliessen Paris zu verlassen,

wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiss war, und, ausser den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumahl da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn, und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentierte in den damahligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerey. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subskripzion hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm, und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Grosen, welche Liebhaberey für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freygebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufliessen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber

der gröfste Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch sehr viel übriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweydeutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freylich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit Beyfall bezahlten. Freylich mufs man auch beherzigen, dafs die Könige und Fürsten dieses Zeitaltens verhältnifsmäfsig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weifs wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, dafs es fast eben so viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdekret zu erbetteln.

Doch, die gute Christine war nicht einmahl in dem Falle, dieſs zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen mufs sie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund, nicht ohne Freunde an Karl VI. Hofe gewesen seyn,

weil sich aus den Registern der Königl. Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergiebt: „dafs der Damoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stefan Dükastel, gewesenen Königl. Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog Königs Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, Kraft eines ofnen Königl. Briefs vom 13 May 1411 die Summe von 200 Pfund, als ein Gnadengeschenk bewilligt worden —" eine Summe, womit damahls so viel als zu Ludwig XV. Zeiten mit 2000 auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, dafs sie nicht den gröfsten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freygebig und grofsherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs

schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wuste immer zu verhüten, dafs der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäfs gekleidet; ein Surkot [15]) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormahligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bey den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich in ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter

15). Eine Art von Überkleid das zur damahligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war.

spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benediktiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damahligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt diese, in ihrer Vision, Dame Filosofie unter den Dingen an, weswegen sie sich glücklich zu preisen habe. *Ton premier fruit* (sagte sie) *est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tresgrand beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.*

Alle bisher erzählte Umstände und Karakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise

des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannigfaltigkeit, als des verhältnifsmäfsigen Werthes der Produkte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken *Le Chemin de long etude* betitelt, gedruckt und mit dem gröfsten Beyfall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von filosofischem Roman, worin, nach damahligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's *Divina Comedia* und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Kumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette, und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, *ich habe* Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle

reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Äneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reise seyn.“ — Sehr heilige Dame, antwortet Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im May, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich düftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem kristallhellen Wasser baden. — Ist diefs nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reitzender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu grofse Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und, die Söhne der Götter, die Dichter, um sie hergelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeygehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so

anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. — Die beiden Damen setzen ihren Weg unter allerley Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein grofses Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Stazion der Gelehrsamkeit an, welche Geografie genennt wird. Diese Stazion ist etwas grofs, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des grofsen Kans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelika, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johanns, u. s. w. und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damahls von allen diesen Ländern wufste. Endlich langen sie in der dritten Stazion von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht; weil sie Griechisch ist.

Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne. Stracks läfst sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie mufs steigen. Sie fafst endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, dafs, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht gröfser als eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortet die Profetin lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel empor führt, ist rein; komm, gieb mir deine Hand!

und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Filosof war damahls noch der einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen saſsen auf diesen Thronen, deren Nahme war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmahls (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wuſsten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveraine vom Thron, und regieren nun die Welt nach ihrer Willkühr, — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freylich für uns den Reitz nicht mehr haben kann, den es für das Publikum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Produkten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

*La Cité des Dames*, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben; welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Komposizion sehr reich, und macht, wenn man die Barbarey ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, dafs ihr drey Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind.

Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beyspiele, die sie unter dieser Rubrik anführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reitz der Neuheit; es gab kein Buch, welches ihnen zu Ausbildung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damahligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, dafs auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabey fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drey Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und

hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brot, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben; Minerva, die Kunst die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Öhl zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl, u. s. w. Arachne, die Kunst Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andre Griechische Dame, Nahmens Pamfilia, war die Erfinderin des Seidenbaus, u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer *Cité des Dames* nichts, was ihrem Geschlecht Ehre machen konnte: aber sie schonet auch der verschiednen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Karakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Kostum dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damahls in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu

thun. Sie erzählt davon ein Beyspiel, das ihr besonders anstößig gewesen sey, und wobey sie in sehr naive Deklamazionen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bey einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradierte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerey von reichem Cyprischem Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Nahme und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bette war nicht weniger prächtig. Blofs die Bettücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über dreyhundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fufsteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzierte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesiarother Seide, und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten! ruft unsre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König das? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen,

lichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Pyramus und Thisbe, vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch mahlerische und auf eine fassliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat *Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV.* Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern, und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reitzenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weifs.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem

Gönner, dem Herzog Filipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als dafs es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Dafs eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind die *Enseignemens Moraux de Christine à son Fils*, und an ihre Tochter *Le Dit de Poissy* gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Nahmen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Klopinels —

*Vous etes, vous serez, et fûtes*
*De fait ou de volonté Putes.*

vernehmen läfst — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!“

Nachdem ich so vieles blos darum angeführt habe, um den Lesern einen anschnlichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Äusserlichen zu sagen. Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: dafs sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey. (*qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.*) Diefs ists, was Dame Filosofie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Aussenseite so viel sagt, so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den Mignaturbildern die sich in ihren Werken befinden, und vor der *Cité des Dames* in der Handschrift 7395 der (ehmahls) königlichen Bibliothek, zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels *Christine*

*de Pisan* in der *Bibliotheque des Romans*, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivins Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben, — welches ich erinnern muſs, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäſsige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe, und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läſst etwas weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daſs man darunter etwas von einem violetfarbnen Leibchen mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau, und drey andre Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daſs es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der *Cité des Dames* beschrieben ist.

12.

## Margarite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Gröſse der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre auſserordentliche Liebe zu König Franz I. ihrem Bruder, ihr Einfluſs über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damahls die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Karakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen lieſs; die guten und bösen Gerüchte, durch

welche sie geben mufste, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Partheyen völlig recht machen zu können, — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens, sind aus der Geschichte bekannt genug. Der Geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatze die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwigs XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an, eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damahls der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christine von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon beste-

hen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten Prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, *Jean de la Haye*, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damahligen Zeit angemessnen Titel: *Marguerites* 14) *de la Marguerite des Princesses*, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem paar dialogierten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymfen der Diane betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. d. g. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Melang. Tom. VII. p. 102.) der die Gedichte der Königin von Navarre überhaupt *agreables*, *spirituels et bienfaits* findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem *Ridicule de ses Pieces devotes* schuld sey, — scheint seine Richtigkeit zu haben. Soviel ist gewiss, dass der Conte von dem

14) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Nahmen Margarite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

Streit der Satyrn und Nymfen, der im zweyten Theile des *Parnasse des Dames* zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Stil zu modernisieren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück, kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, dass die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überliess, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

*Pour etre un digne et bon Chretien,*
*Il faut à Christ etre semblable;*
*Il faut renoncer à tout bien,*
*A' tout honneur qui est damnable;*
*A' la Dame belle et jolie,*
*A' plaisir qui la chair emeut.*
*Laisser biens, honneurs, et Amie!*
*Ne fait pas ce tour là qui veut.*

*Ses biens aux pauvres faut donner,*
*D' un coeur joyeux et volontaire;*
*Faut les injures pardonner,*
*Et à ses ennemis bien faire;*

*S' ejouir en melancolie*
*Et tourment dont la chair s' emeut!*
*Aimer la mort comme la vie!*
*Ne fait pas ce tour là qui veut.*

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen, (die Geburt Christi, die heil. drey Könige, der Bethlehemitische Kindermord, und die Flucht nach Egypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der Ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel, in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

*Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,*
*Dieu le commande, arbres soyez fertiles,*
*Donnez vos fruits de très bonne saveur.*

Zweyter Engel.

*Elevez vous dans ces plaines changeantes,*
*Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,*
*Et d'un regard recevez la faveur.*

Dritter Engel.

*Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,*
*Presentez lui votre onde pure et claire,*
*Honneur aurez quand de vous en prendra.*

u. s. w.

Die angenehme Überraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemählde. Aber *Contemplation*, *Memoire* und *Consolation*, jede mit einem grofsen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freylich alles wieder. Diefs waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmahl einfallen liefs.

und wirklich glaubte, dafs den beiden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freymüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit dafs vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

*Menons les dancer toutes quatre.*

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte sind dabey, wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

*Soit! nous allons bien vous combattre,*
*Ma vieille et moy, de bien dancer.*

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermahls eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreyfsig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten.“ — Freylich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder *Les Sept Journées*, oder, am gewöhnlichsten, der *Contes de la Reine de Navarre*, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Aufser dem Zeugnifs eines Geschichtschreibers wie August von Thou, beweiset es die Zueignungsschrift an die Princessin *Jeanne d' Albret*, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567. vorgesetzt ist: und Brantome versichert, dafs er es aus dem eignen Munde seiner Grofsmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven *Gaulois* (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. *Elle fit en ses gayetés un livre qui s' intitule les Contes de la Reine de Navarre, ou l' on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j' ai oui dire, que la Reine-Mere (Katharine von Medicis) et*

ziemlich muntern Tone, (wiewohl unter versteckten Nahmen) es der ganzen Welt zu erzählen.

Übrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, dafs die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und gröfstentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und dafs sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Kostum der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter, wahre, lebendige und karakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt) die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl karaktermäfsigen Gespräche und Dispüten der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergetzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer grofsen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Kommentar über den Solinus: dafs die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

13.

## *Loyse Labé*, genannt *La belle Cordiere.*

Saffo, Korinna, Aspasia, Leontium, — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloſsen Nahmen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten anziehendes und bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reitzenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genieſsen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornemlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reitzungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Saffo und Korinna,

die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wifsbegierde unangenehme Ähnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, dafs wir eben so wenig umständliches und befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom *Parnasse des Dames*, diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Nahmen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der *Bibliotheque des Romans*, (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen) unversehens zu einem frömlichen Werkchen dieser Art ausgemahlt finden werden. Das Zuverläfsigste was man von ihr weifs, besteht in folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 27. geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Dafs ihr Vater Charly, genannt Labé heifst, ist alles was man von ihm weifs; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt prolutierte, herge-

nommen; aber um so ungewisser sind, da es eben so wohl möglich ist, dafs er an diesem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen mufs ihre Erziehung so aufserordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstund Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Übungen — kurz Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für diefs alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beygefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläfst, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

*Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,*
*Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,*
*Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes*
*M'orrez chanter en pitoyables carmes,*

*Ne veuillez point condamner ma simpleſse*
*Et jeune erreur de ma folle jeuneſse,*
*Si c'eſt erreur. Mais qui deſsous les Cieux*
*Se peut vanter de n'eſtre vicieux?*

Hier recensiert sie verschiedne Arten von Lastern womit der gröfste Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

*Je ne suis point sous ces planettes née*
*Qui m'euſsent pû tant faire infortunée.*
*Onques ne fut mon oeil marry de voir*
*Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;*
*Onq ne mis noise ou discord entre amis:*
*A faire gain jamais ne me soumis;*
*Mentir, tromper, et abuser autrui,*
*Tant m'a desplû que mesdire de lui.*

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Karakters macht, verdient um so mehr für wahr gehalten zu werden, da dieſs der gewöhnliche Karakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht,) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

*Mais si en moy rien y ha imparfait,*
*Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.*
*Sur mon verd age en ses laqs il me prit,*
*Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit*
*En mile et mile euvres ingenieuses,*
*Qu'en peu de tems me rendit envieuses.*
*Pour bien savoir avec l'esguille peindre*
*J'oustè entrèpris la renommée esteindre*
*De celle-là, qui plus doctè que sage,*
*Avec Pallas comparoit son ouvrage.*
*Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,*
*Porter la lance et bois faite voler,*
*Le devoir faire en l'estour furieus,*
*Piquer, volter le cheval glorieus,*
*Pour Bradamante ou la haute Marfise,*
*Seur de Roger, il m'eust possible prise.*
*Mais quoy? Amour ne peut longuement voir*
*Mon Coeur n'aymant que Mars et le Savoir etc.*

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beynahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bey seiner eignen Nazion war — das Buch, das jedermann las und wieder las — soviel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so

sehr die weisen Herren, die sichs für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reitzvollen poetischen Ritterbuchs, was in der jungen Luise Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin nachmahls König Heinrich II., wohnte der Belagerung von Perpignan bey, und machte unter dem Nahmen des Kapitain Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damahls noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmahligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmack der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castillianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslektüre des Hofes und der Nazion wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieſs der jungen Luise bey einem Abenteuer zu statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damahls eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum min-

desten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der *Signori Illustrissimi* ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schliefsen.

Vermuthlich war es in dem Lager von Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, dafs ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als dafs sie in den Fufsstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Kapitain Louis kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Saffo zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager von Perpignan beygebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1556, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an *Made-*

*moiselle Clemence de Bourges, Lionoise*, herausgab, ist nichts zuverläfsiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, dafs die poetischen Stücke dieser Sammlung gröfstentheils aus verliebten Klagen oder *Trastulli* bestehen, ist zu vermuthen, dafs ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession emporgeschwungen, dafs er sie zuletzt im Grofsen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besafs ein grofses Haus mit einem weitläufigen, nach damahliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufaktur und Handlung, so dafs er eine ganze Strafse damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Nahmen *de la belle Cordeliere* behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonnesische Saffo beylegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterliefs er ihr, unter Substituzion seiner Neffen, den Besitz

seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoſs also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Nahmen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reitzungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds, zu profitieren, der sichs zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieſs war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Misvergnügen hatte, von ihren Misgün-

stigen und von dem grofsen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem

„was edle Seelen Liebe nennen"

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verläumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Dafs sowohl ihre eignen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber dafs in diesen oder jenen etwas sey, dafs die schändliche Qualifizierung *Courtisane Lionoise*, womit Bayle unsre Lyonische Säffo auf das bloſse Zeugniſs des *Du Verdier* 15) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber 16) die

15) In seiner *Bibliotheque Françoise*, die zu Lyon im Jahr 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden.

16) Z. B. *Guillaume Paradin* in seiner *Histoire de Lyon* 1573. *Fol. L. III. chap.* 29. *Françoi*

ihrer mit Lob erwähnen zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freygesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht blofs poetischer Übung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewifs, wenn Margerite von Navarra, ungeachtet ihrer sehr freyen Novellen, eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte: so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé, wegen einer unfreywilligen und wahren Leidenschaft für einen Einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen, zur Gourtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, dafs sie sich bey Publikazion ihrer Gedichte nichts Böses

*Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliotheque Françoise* 1584. fol. p. 281.

bewufst war, und, aufser dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabey zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beygedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, dafs man heutigs Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich z. E. so loben liefse:

*Celui qui fleure en la baisant*
*Son vent si dous et si plaisant,*
*Fleure l'odeur de la Sabée;*
— — — — — — —
*Celui qui contemple son sein*
*Large, poli, profond et plein,*
*De l'Amour contemple la gloire;*
*Qui voit son tetton rondelet*
*Voit deux petits gazons de lait*
*Ou bien deux boules d'ivoire.*
— — — — — — —
*Quant à ce que l'acoutrement*
*Cache, se semble, expressement*
*Pour mirer sur ce beau Chef d'oeuvre*
*Nul que l'Ami ne le voit point,*
*Mais le grasselet embonpoint*
*Du visage le nous descouvre (decouvre).*

u. s. w.

Allein dagegen muſs man auch bedenken, daſs dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bey Verstande war; zweytens, daſs er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich kopieren wollte; und drittens, daſs das Decorum der damahligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's Prose, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesem noch, daſs Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhommie, die wir bey ihm auch immer voraus setzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, uud daſs er sie bey seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte: so dünkt uns, jenes beweise daſs ihr Karakter damahls noch unbescholten, und dieses daſs er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreyen.

Liebenswürdig, zärtlich, passioniert, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarka nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können, — bleibt es immer sehr möglich, dafs sie das man was damahls *le don de l' amoureuse mercy* nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyiert haben könnte. Aber *de occultis non judicat ecclesia*; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte: so ist sehr glaublich, dafs sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und dafs Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, blofs durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mifsgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Karakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drey

Elegien, vier und zwanzig Sonette, und eine prosaische Komposizion, *Debat de Folie et d' Amour* betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damahliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Nahmen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des *Parnasse des Dames* zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert *dans le genre charmant de l' auteur de l' Oracle et des Graces.* Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, dafs in Lyon selbst nur noch zwey Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von *Gens de Lettres* daselbst eine Neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bey den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den *Escrits de divers Poetes à la louange de Loyse Labé* (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) 236 Oktavseiten einnimmt.

14.

## Pernette du Guillet, genannt *La Cousine.*

Wir haben so eben zwey Lyonerinnen des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, die sich durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervorgethan: hier ist noch die dritte, und sogar eine Zeitgenossin der beiden Vorigen. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, der Loyse Labé den Vorzug lassen mufste, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damahls übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in grofser Volkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, dafs sie ihren guten Nahmen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmahl, und vermählte sich mit ihrem Liebhaber, 17) (den sie als einen Filosofen und Vertrauten der Musen beschrieb) eh die

17) Er hiefs vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damahliger Sitte, den Beynahmen die Cousine.

Verläumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italiänisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel *Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette du Guillet.* In der Folge wurden noch zwey Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, das sie damahls mit Beyfall gelesen wurden. Der *Parnasse des Dames* liefert ein paar Stücke von ihr [18]), wovon das zweyte, *Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari* eine Tändeley ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Diktion und die schönere Versifikazion d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäsigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den Besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins

18) In den *Annales Poëtiques* stehen noch zwey andre ihrer Stücke, *le Triomphe des Muses au l'Amour* und *les Obseques de l'Amour.*

Spiel gesetzten Fantasie, Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, dafs der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft (sagt sie) hab ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bey einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflöst, die Filosofie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." — Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm den Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen filosofischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bey sich haben und wenn sie erst ein wenig präludiert und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmahl einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zu käme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd'

ich ihm, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich, dafs dieſs Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreiſsen und fressen zu lassen, sondern nur, dafs er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müſste, so lange bis Diane neidisch über mich würde, dafs ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groſs würd' ich mich dann schätzen! Gewiſs ich würde eine Göttin zu seyn glauben! — Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so groſses Leid anzuthun?"

*Laiſsons l' aller les neuf Muses servir,*
*Sans le vouloir deſsous moy aſservir,*
*Sous moy, qui suis sans grace et sans merite,*
*Laiſsons l' aller, qu' Apollon je n' invite,*
*C' est lui, qui seul par ses earits s' attend*
*Faire bientôt dire la Renommée,*
*Entre les bras de sa tres-bien aimée*
*Combien il est amoureux et content.*

Aber gerade das, was wir an den Produkten der schönen Geister unter Franz dem

Ersten vermissen, vermifste damahls Niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie, um eben diese Zeit, die Poeterey unsers Hans Sachsen und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel; ja, wie noch erst vor viertzig Jahren sogar die platten Reimereyen eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beyfall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generasion was bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bey der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Litteratur bezeichnen, geläutert und fixiert scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reitz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bey Vielen, ja zuletzt bey den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fliefst,

*quamque ultrà citraque nequit consistere rectum,*

und eine Menge gefallen gerade um deswillen, weswegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist man ein-

Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und soviel möglich seine Manier beyzubehalten suchen; wenn es anders blofs Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Überzeugung, dafs er entweder ein sehr guter Poet, oder, wenn er alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen seyn mufs.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmafsung des Herausgebers der *Mélanges tirés d'une grande Bibliotheque* (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes 19) Gelegenheit gegeben, von welchem

19) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobey in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der Englische Gruſs, das Vater unser und der Glaube, oder das Apostolische Symbolum, hergesprochen, und sehr oft, theils hinter einander theils wechselsweise, wiederholt werden. Das älteste Modell zu dieser Art zu beten, konnte der Erfinder desselben, wer er auch seyn

sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sichs aus besonderer Devozion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam,

mag, in den Akklamazionen des Römischen Senats bey Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederhohlt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten dich (wurde sechzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, du bist ein guter Senator, du bist ein echter Fürst (wurde achtzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, befreye uns vom Aureolus (wurde fünfmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmahl) Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen, (auch siebenmahl) *Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c. 5. u. s. w.*

und der junge Mönch in grofse Traurigkeit darüber verfiel, dafs er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sichs, dafs er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmahl in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mufste, von Räubern angehalten wurde, liefsen diese auf einmahl von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern safs, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, dafs sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sichs, dafs er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beyspiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünden, ist. Es war einmahl ein Klerikus, sagt er, der leider! ein so ruchloses Leben führte, dafs weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den

Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bey allem dem hatte er noch soviel Gnade, dafs er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterliefs nie, sich vorher um den Taufnahmen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hiefs, liefs er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, dafs sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Nahmens Beatrix, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmahls setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, dafs sie über die Klostermauer stieg, um auch einmahl zu versuchen, wie sichs in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit, und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über dergestalt, dafs, wie sie nach sieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloster zurück kam, sichs sogleich zeigte, dafs man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Dafs die heilige Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Mahler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füfsen tritt, zu mahlen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön, und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beiden über alle Mafsen. Beelzebub fand sich selbst so wenig geschmeichelt, dafs er aus Ingrimm über seine Häfslichkeit auf den Mahler losstürzte und ihm den Hals umdreben wollte; Aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bilde sehr wohl zufrieden war, nahm den Mahler in ihren Schutz, und der Teufel mufste mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Exkommunikation, ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwey erschreckliche Begebenheiten an, welche zweyen Excommunicierten zugestofsen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine grofse Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war

der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmahl davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulfus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brot aus seiner Hand zu fressen: aber sobald der unglückliche Mann excommuniciert war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk, allem Ansehen nach, herschreibt, hatte bey Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daſs der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden mufste. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brot, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Korah, Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unmöglich grofs waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die

das Volk davon hatte, abhingen, so war der Klerisey viel daran gelegen, dem Volk den äussersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicierten einzudrücken; und wie konnte dieſs besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daſs die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere die bey einem excommunicierten Menschen leben, erstrecke, so daſs sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinkt selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehenten der Klerisey. „Wer seine Zehenten richtig giebt, sagt der theure Mann, dem gedeiht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns [20]), daſs einst ein Ritter was,

20) Hier ist zu einer Probe des Styls, diese Stelle wie sie im Original lautet. *Qui bien paye ses dismes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte, que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devocion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant*

Der Herausgeber der besagten Melanges schliefst seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: dafs man sehr unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisey oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist, dafs heutigs Tags wie damahls und damahls wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewufst haben, dafs ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältnifs. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äusserst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem mufs freylich der ruchlose Klerikus, der aus besonderer Andacht zu

Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Nahmen führen, sehr anstößig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer seyn mochte) beynahe das einzige war, was zügellose Menschen respektierten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Klerk doch noch so viel Respekt vor ihrem Nahmen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quaksalberey. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick: aber welche verständige Obrigkeit wollte deswegen unwissende Marktschreyer und Empiriker gegen die wahren Ärzte in ihren Schutz nehmen, oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freye Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Ärzten hat, in Contribuzion zu setzen, und, mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertinkturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit

gekommen, dafs man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freyesten Lauf und Fortgang lassen muſs. Der Fürst, der den Wissenschaften Grenzen setzen will; der Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen ist dafs ein Volk ewig dumm bleibe, und sich bereden läſst, es sey den Menschen besser, sich mit verbundnen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen: der kennt weder das wahre Interesse seines Staats, noch sein eigenes, und muſs wohl sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

---

## 16.

## Der Belialsprozeſs.

Unter die seltsamsten Produkte der finstern Zeiten und diejenigen die den Geist derselben am stärksten karakterisieren, gehört eine der ersten Stellen dem Prozeſs Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser *Jacobus de Ancharano* sich im letzten

Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ists immer der Premierminister, der sich über die Dame mockiert, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ey Madam, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lerm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark dafs sie mich zu Boden rennten?“ — Ach das glaub ich wohl, Madam, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. [21]) — Bey allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser

21) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmahl gethan hat, jetzt, ausser Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Nahmen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Belialsprozeſs, jemahls eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von einigen *Jacobus de Ancharano*, von andern *Jacobus de Theramo* genannt. Er qualificiert sich selbst in der Zueignungsschrift an Pabst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa, (unweit Neapel) wie auch *Canonicus Aprucinus*, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehmahls auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beynahmen *de Theramo* hatte. Auch findet sich am Schluſs des Buchs das Datum 1368, als die Zeit worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe *Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum*, ist vom Jahr 1482. [22]) Es existierte aber um diese Zeit schon eine deutsche Übersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluſs genennt wird) bey Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 [23]) gedruckt. Es ist mit vielen

22) *Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. L. IX. p. 7.*

23) *Fabricius l. c.* giebt das Jahr 1493. an.

Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Namen der allmächtigen und ungeteylten Trivältikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mög pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt dass er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und dass han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w. 24)

Der Verfasser der Französischen Übersetzung war, nach Fabrizius, ein Doktor der Sorbonne, Nahmens Peter Ferget; der Herausgeber der *Melanges tirés* nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Or-

24) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmahls in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen ist aus der *Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc. pag.* 125 genommen.

denis. Seine Übersetzung erschien, nach Jenem im Jahr 1585. nach Diesem, im Jahr 1482. zu Lyon und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Deutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Precedur darstellen. Man seht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Prokuratoren, Advokaten, Aktuarien und Notarien der Hölle, nach dämahliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Schikane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugnifs fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Prozefs wird in *Possessorio* und *Petitorio* geführt: endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten: Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appellieren. Da dieſs kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, dafs derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige

Schwierigkeit zu machen. Belial unterstehet sich zwar nicht, Gott Vatern deswegen geradezu zu rekusiren; jedoch schlägt er ein Kompromiss vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Josias, um den Ausschlag zu geben, von Beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, dass Belial endlich den Prozess mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms *interveniendo* eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniss; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Ausser den vielen Ausgaben und den Übersetzungen, die von diesem abenteurlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der grossen Achtung, worin es stand, anzusehen, dass der Deutsche Rechtsgelehrte Jacob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten *Bartolus de Saxoferrato* Processe des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter

Jesus, zu Rom von neuem herauszugeben. 25) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, in so fern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; 26) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmahls die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammen drückten; so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer soviel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursachen etwas zu

25) *Fabric. l. c. Catal. Bibl. Bodlej.* p. 27.

26) Bartolus starb im Jahr 1356 also 30 Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belials-Prozeß fertig war.

thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publikum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsprozeſs war eine Art von poetischer Komposizion, eine nach damahliger Weise sinreiche Art von Einkleidung der Christlichen Glaubenslehre, welche für das äuſserst unwissende Volk einen desto anziehendern Reitz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äuſserliche Übung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiſs, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiöse Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w.

nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heifsen) als unaffektiertes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weifs — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äufserlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig entspringen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unabläfsiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?“ — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte, ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluss der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, dafs das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts verächtliches noch abschreckendes in Ihren Augen

hat! — und dafs Sie sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beyspiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieſs kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind auf einen Tag entlaufen,
Mag überm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke seinem Mündel oder
Mit-Erben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrey und schwarzem Brot,

u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bey uns Deutschen getraue ich mir (wenigstens so lange die Romanmanufakturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten *vel quasi* noch immer so viel Erbsenbrey und schwarzes Brot zu garan-

tionen, als er nöthig hat, um nicht — durch Überfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumahl da die Garderobe bey diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daſs Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daſs Sie mit Muſse und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinter drein mit dem armseligen Gedanken, daſs der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloſse Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmahl mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und, beym Anblick ihres zusammen geschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bey der Sie bloſs deſswegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehn nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befin-

den werden, und, bey der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemahls weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind, — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; so befremdet mich ganz und gar nicht, dafs auf der einen Seite die Schwierigkeiten, die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende, was Sie in der Natur und den engen Grenzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, dafs die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt, und nachgehenden Mitwerbern um die laurea minus apollinarem beynahe nichts ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey, — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, sie unschlüssig und muthlos zurück zu halten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der Poetischen Kunst, hat eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein grofses Mafs wün-

allein und nichts andern kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulazion der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beyspielen erläutert, mitzutheilen. Auch bey der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Übung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen

oder einer feinen Schattierung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen dass sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und selbst nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten) dass der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen, und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, dafs, was diesen Punkt betrift, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntnifs derselben, noch durch den angestrengtesten Fleifs allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, dafs die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beynahe allen andern Europäischen nachsteht: und dafs sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwey so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äufsersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Überfluſs an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht

lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bey, wenn Sie mir schreiben: „ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verstorbnen Juden Abraham della Palpa zu seyn, 3) um seine 300,000 Pfund Sterling zum Preifs für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

*Teneri sdegni e placide e tranquille*
*Repulse, cari vezzi e liete paci,*
*Sorrisi, parolette, e dolci stille*
*Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,*
*Fuse tai cose tutte, e poscia unille,*
*Ed al foco temprò di lente faci,*
*E ne formò quel si mirabil cinto*
*Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.*

3) Dieser portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut ohnweit besagter Stadt im hundert und vierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, dafs seine in 300,000 Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft zu Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Sekte, verwendet werden sollte.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien auszubieten im Stande wären) liegt blofs in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, in so ferne sie Begriffe bezeichnen, sondern vornehmlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulazion dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beywörtern, für die uns die unsrige kein Äquivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabey nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreyfaches Übergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere, — zu oft erfahren, als dafs ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freylich meistens nicht im Mangel an Worten, sondern im Mangel solcher Wörter, wie

unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heifst eben das was *teneri*, und hat den nehmlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstofs der drey Mitlauter rtl in dem Deutschen Worte? *Beltà* und Schönheit bezeichnen einerley Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organen arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R, überladenen Hochdeutschen? Alles diefs, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Eufonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten, und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschliefsen wollten. Ohne hier zu wiederhohlen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden, — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit

und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen mahlerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergefsnen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmahls berühmte Gemählde eines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille, zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R einen sehr laut redenden Beweis abgeben, dafs unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder dafs sie wenigstens einen Überfluſs an weichen Wörtern hat, und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gieſsen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brocksischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieſs, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nehmlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
Die klare grünlich-dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschoofs,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten
schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weisen Glut,

Es müste denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf;

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schliefset deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fliefsenden Kristallen
Schwätzend Wallen
Reitset selbst den Geist zur Ruh.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht

auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose, u. s. w. und besonders seine ehmahls so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, 4) denen schwerlich irgend eine Sprache etwas reichers und vollkommners in ihrer Art entgegen zu setzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, dafs unsre Sprache bey weitem nicht so sanft ist, als die gröfstentheils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen, — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche

4) Alle hier angezogene Brocksische Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen mufs.

Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und grofse Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen, — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beysammen sehen wollen, abermahl, aufser den schon angezognen Gedichten meines Brockes, seine fysikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das grofse Gemählde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche, ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreifsende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unsre Dichtersprache, seit Brokkes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleist, Kramer, Utz, Gefsner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger, u. a. vornehmlich

aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie Sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Karakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiſs, ich müſste die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daſs Sie billiger von dieser Sprache urtheilen, und sichs nicht mehr leid seyn lassen werden, daſs das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden lieſs. Wenigstens verspreche ich mir dieſs so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulazion, ihrem Inhalt angemeſsnere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer

Faßte den Seraf, Ihm schlug sein Herz, 6)
und um ihn lag wartend
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahin sank
Stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den

6) Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsilbigen Wörtern, deren jedes eine lange Silbe ist.

mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süfsbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müfste die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freywillig entgegen gekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beyspielen zu zeigen, wie dieser grofse Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewufst hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper

zu bilden. Studieren Sie ihn, ohne ihn jemahls zu kopieren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewifs in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo Sie ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts leichters als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser [6] als die Deutsche. Aber ist sie darum auch mannigfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher,

6) Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinfliefst — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann.

kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daſs ihre alle Augenblicke wiederkommenden *A*, *E*, *I* und *O* ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisazion, der Lage, dem Genie und Karakter der Nazion, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Karakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung mit einander, scheinen — von einem Franzosen, Italiäner, Spanier, Engländer, u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammen gedrängten Konsonanten ist das Flegma unsers Nazional-Temperaments, die Asche die unsre Gluth bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zisch-Lauten (R. S. Sch.) die Kolerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirazionen das muntere, kräftige und der anhaltendsten Anstrengung fähige desselben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, *B*, *M*, *D*, *G* und *L*, vornehmlich des letz-

tern, der etwas vorzüglich lebhaftes und liebliches hat, temperiert 7) das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freyen Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maſse, — und die lange Tonleiter unsrer Vokalen und Difthongen trägt so viel bey, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärkern, theils eine groſse Mannigfaltigkeit und mehr Kontrast in sie zu bringen: daſs ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere, und alle mögliche Farbenmischungen besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzugroſser Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig übereinstimmendes mit unserm Temperament und Karakter haben) anbilliger Weise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloſs andeutet,

7) Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häſsliches Pf und Sch aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient?

Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, dafs Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewufst haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Barden-Zunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die Unsrige wegen des häufigen Nasenlauts *N* tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, dafs das *N* am Ende des Worts im Griechischen beynahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines grofsen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem *A* zu beschwänzen, und statt lieben, liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die

Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das *N* am Ende der Wörter gar nicht hören liefse. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas beträchtliches über den bösen Geist des Übelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabey wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluss von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im gröfsern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müfste sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemahls von der unsrigen aus ihrem wohl erworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist grofs; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nazionen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die deutsche Sprache gesprochen wird, viel grö-

ser ist als der Kreis, in welchem (ausser der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer gröfsern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müfsten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich gröfsern Freyheit, deren unsre Dichtkunst geniefst, noch nicht genug erwogen haben.

Von gröfserm Belang scheint, beym ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bey dem Sie Sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoke, in deren Mittel ich geboren worden bin, (sagen Sie) kann mit gröfstem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genennt werden; und, nach der Analogie dessen was bey andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht

hoffen, jemahls wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beysammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne dafs er vermuthlich das geringste davon wahrgenommen, illustriert hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August, oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Litteratur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich, auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Caniz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Utz, und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beyträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748.) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst soviel beygetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Bley gab dem silbernen Platz,
Und das verheifst uns hienächst ein goldenes dichterisches Alter,
Verheifst uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,
Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zefyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie hohlten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte Ihm in der Dekade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnafs noch mit bleyernem Zepter beherrschten, geahnet, dafs er in seinem funfzigsten sehen würde was er sah! Gewifs so wenig, als er damahls vorhersah, dafs er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreyfsig Jahre später, wieder Ursache haben, oder zu haben glau-

ben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoke nun in seinem fünf und achtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzen Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwey erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Litteratur von 1760 bis 80 fielen, natürlich seyn muſs, zu befürchten, daſs mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb dieser Zeit durch Meisterstücke aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Mahler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxes, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamfilus und Aetion beschloſs, — und der in irgend einer groſsen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daſs ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger,

der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!"

Ich habe grofse Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen diefs — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, dafs, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, grofsen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünf und achzigsten, unsre Litteratur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, dafs seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen mufs, wir fallen wieder, wenn wir auch blofs still stünden. Überdiefs ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, dafs auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

*— difficilis, querulus, laudator temporis acti*
*Se puero, castigator censorque minorum.* 8)

8) Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefehr seyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweydeutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im Oktober 1782. mich gerade auf dem Punkte meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor 34 Jahren auf der Seinigen war, als er sang:

Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe
beschritten,
Und ist nicht länger mit steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, dafs ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie Er dermahlen zu thun scheint, noch so gar grofs, wie Sie, mein Freund, — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannigfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblen-

Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.

Horaz. Episteln 2. Theil S. 215

det dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, dafs es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einst Rafael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend da stehn, und zweifeln, ob er ihn jemahls würde erreichen können; — während dafs da Vinci selbst am besten wufste, dafs er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Litteratur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, grofse Schritte vorwärts gemacht: Aber, wer kann sagen, dafs sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen entgegen stellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Moliere, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w. Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Fädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem

Tartüffe, entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteyische Freunde, und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, dafs mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikazion und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemahls weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikazion mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die gröfsten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemahls einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht

haben, um mit den grossen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bey gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas vollkommners in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Duzzend zusammen bringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder Epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes) worin wir, Verhältnisweise, mehr Gutes als in der Dramatischen aufzuweisen haben, — wie Vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Sujets

in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Stils, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muss) gleichwohl nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

## DRITTER BRIEF.

Als ich Ihnen am Schluſs meines zweyten Briefs, bey Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaſst zu haben schienen, im Vorbeygehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer drammatischen Poesie merken lieſs; als ich Sie fragte, wo unsere *Corneille*, *Racine*, *Moliere*, u. s. w. seyen? wo die deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannikus, Catilina, Alzire, Mahomed, u. s. f. entgegen stellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieſs schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daſs in dem Zustand, worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bey der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmackes und der Kunst zuse-

hen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, dafs ein mit Patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nazionalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte, unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weisse schon so glücklich betreten hatten zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn scheint) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmahl zeigen würden, dafs dem deutschen Genius, von deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnafs, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres in K. K. Nazional-Hoftheater zu Wien aufgeführt, und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche

gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der K. K. Oberst und Kommendant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele, Hermann u. Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Postzug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unserer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie Sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müfste, wenn mich jemahls die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Kleopatra liefs sich durch die Gröfse dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken: was kann ein Versuch schaden? sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm, in seiner Lage, bey einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle,

welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen, vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läfst, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erholungsstunden opfern kann, möglich war; und gewifs mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, dafs er mit diesem Versuche nichts mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die grofsen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nazion durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieſs allein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Litteratur nicht gleichgültig

ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nazionalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Kleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (aufser einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung des Karakters seiner Heldin) sein freymüthiges Glaubensbekenntnifs über den gegenwärtigen Zustand unsrer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des grofsen Haufens darlegt. Ich mufs aber gestehen, dafs ich hier nicht immer so ganz mit Ihm einstimmen kann, als Er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und diefs eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweyen Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerley Meinung: nehmlich dafs wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht

verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, dafs die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, grofsen Unfug auf den unsrigen angerichtet hat. Aber was beweiset dieſs gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Übersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreyſsig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, dafs der Ödipus des Sofokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und dafs die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bey deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sofokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Süjet als der Ödipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloſse Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drey Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regelloseste Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit

und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls, und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlich mahl mehr werth seyn, als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäfsig gebauten Äsop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, gröfstentheils, Haupt- und Staatsaktzionen, oder dramatisierte Novellen und Mährchen, bey deren Anlage er so wenig an den Plan des Ödipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nicht desto besser! sagt Hr. v. A. und beynahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, dafs Shakespear durch Regelmäfsigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubnifs meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er sich über die Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die

ihm mit den gröfsten Schriftstellern seiner Nazion und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publikums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mufste, wissentlich brachte — dieſs dächte ich, sollte sich doch endlich einmahl von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines grofsen Dichters überhaupt und eines Dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft, und der Gabe sich in jeden Karakter zu verwandeln, sich in jede Situazion und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheile und nachhinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bey weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines grofsen Genies spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergieſsungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemahls einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich, bey Lesung seiner Werke, überwältigen, mich für seine

Fehler und Unregelmäfsigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Fantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, dafs Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Mefsschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäfsigen Tragödien nur in so fern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mayland oder die Abtey von Westminster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Fafsade des Strafsburger-Münsters in Vergleichung mit der Fafsade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäfsiges Tempelchen, nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freylich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmähler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müfste das für ein Kopf seyn, der, (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreifsen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäfsigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden,

wiewohl sie bey ihm oft die Veranlassung grofser Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines grofsen Mannes sind. Es ist nicht wohl gethan, jene nachzuahmen, ohne, von der Natur mit Geisteskräften wie die seinige ausgesteurt worden zu seyn; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das *servum pecus* geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läfst sich freylich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloſs die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studiert, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als in so ferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so grofsem Überflusse darstellen, als eben so viel

Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist, gewissermafsen durch Nachahmung wird: so ist doch gewifs, dafs nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die grofsen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Diskrezion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Rafael oder ein Rembrand seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein *servum pecus* oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existiert hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt mifsgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine gröfsere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben: statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen, und Helden die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und

Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings dafs der Verfasser Götzens die Absicht dabey gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäfsige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäfsigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem grofsen Dramatischen Zeit- und Sittengemählde zu versuchen: wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hinein denken zu können, theils es der Nazion desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damahls stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch blofs seine Sendung vor den Augen der Nazion legitimieren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum

Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, dafs der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konvenzionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepoken, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisiert, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Ifigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben

diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sofokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäfsigkeit ein so grofser Werth liegt) regelmäfsiger als irgend ein Französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Ifigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstofsen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespeare oder Sofokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nazion so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, dafs uns schon Götz von Berlichingen

allein, — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andere guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerley Mißbrauch veranlaßt, einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advokat des Publikums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Litteratur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformation der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäßigen Übersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drey Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so viel ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Sujets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug,

unsre drammatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nazionellen Karakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an deutsch verkleideten Stücken von Racine, Moliere, Destouches, Voltaire, La Chaussee u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, dafs man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mufste. Der Deutsche der ins Schauspielhaus ging, mufste auf einmahl ein Pariser oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüfsig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, empfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger *Pere de Famille*, eine einzige *Eugenie* oder *Cenie* zeugte so viel

ungerathene deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisierten Romanen und dialogierten Alltagsbegebenheiten überschwemmt: dafs man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüfsig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von grofsen Talenten, echter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntnifs, wiewohl mehr Filosof als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr grofse Sensazion gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun; und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zuviel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem

Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Akzion, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Kopien und Nachahmungen, wozu alle Nazionen des Erdbodens in Kontribuzion gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publikums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück, wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine grosse Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beynahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn

sie auch seyn möchte, willkommen zu heifsen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die aufserordentliche Wirkung, die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publikums that, das in unsrer Litteratur so sonderbar hervorstechende siebente Zehend dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, dafs er die Revoluzion bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerley seltsame, zum Theil mifsrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beyfall auf deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Faktum ist beym ersten Anblick wunderlich genug; aber bey weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publiko so schimpflich, als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succefs des Götz von Berlichingen zu danken haben, und die dem Herrn von Ayrenenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstöfsig sind, könnte ich nicht wenige nennen, (wenn sie nicht ohne hin bekannt genug wären) denen auf unsern ansehnlichsten

Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beyfall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, dafs diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publikums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beyfall etwas zu gute thut, und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, dafs eine ganze Nazion 10) das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne dafs es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publikum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil, oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist,

10) Da die Anzahl der Dissenzienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, dafs sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann.

so grofsen Beyfall erhielten: so wird sich finden, dafs es im Grunde die nehmlichen sind, warum Schauspiele bey jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele giebt, eine besondere Sensazion gemacht haben. Bey den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w. womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, mufsten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memfis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unserer Tragödie. Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene, deutsche Karakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf deutschen Schaubühnen. Was kann uns natürlicher seyn, als dafs deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mufsten, sich endlich einmahl, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigene Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bey denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nazion

karakterisieren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Fänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäfsig im Plan, so übertrieben in Karaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen. — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Karakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark kontrastierender Leidenschaften, aufserordentliche Situazionen, eine grofse Mannigfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Akzion, viel Theaterveränderungen und opermäfsige Dekorazionen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Hafs, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affekten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht; sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen

Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den gröfsern Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Deklamazion als wahre Akzion gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Akte des gröfsten Theils der französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese vorliefs, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgescholten zu werden, dafs es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyieren läfst? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nazional-Temperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen Akcente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendien-Moral, Sentenzen, und die Kompliments- oder Repräsentazions-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von

Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als dafs sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nazional-Schaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur- Kunst- und Weltkenntnifs gleich stark entblöfste Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Fantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden (wie uns das Beyspiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sofokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, dafs die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschliefsen; dafs unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene blofs angenommen, und lokal [11]) waren; und dafs

11) So gründet sich z. B. die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmahl

die Dichtkunst keine andere indispensable Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freylich bey keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, Mein lieber M**, ein versifiziertes und gereimtes deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen: als dafs wir, so viel ich wüfste, noch kein solches Stück hätten; und dafs es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, dafs

erwähnt hat) blofs darauf, dafs in der alten Tragödie der Kor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er diefs nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen.

wir es Ihnen in Ihrer Manier zuvor thun können. Aber ich war weit entfernt diese Manier, diese Form, für die einzige, oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltäre wegen ihrer Regelmäfsigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versifikazion, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imaginazion, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche filosofische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten: oder die neuern Nachahmungen derselben desswegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäfsigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, dafs wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern dafs wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für

uns schickte als die Schaubühne des Sofokles und Aristofanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Moliere für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs des Vierzehnten; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele [12]) zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von Nazional- und Lokal-Verhältnissen, und allen Arten konvenzioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube dafs man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Parthey gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattun-

12) Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beymischung von Vergnügen, blofs Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Überladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w.

gen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltären hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Litteratur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

# ÜBER DIE FRAGE

# WAS IST HOCHDEUTSCH?

und einige damit verwandte Gegenstände.

---

1782.

# I.

Einer der verdientesten deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muſs, da er sie in zwey besondern Abhandlungen des besagten Magasins ausführlich vorgetragen, und da es für die Kultur unsrer Sprache und Litteratur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daſs er es durch seine Entscheidung mit unsern deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu)

ich kann mir nun einmahl nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, dafs es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewifs; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewifs ist: so ist nicht nur zu erwarten, dafs seine Gründe einleuchtend, und entscheidend seyn, sondern auch, dafs sie bey dem gröfsern Haufen, der sich in unparteyische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materien nicht einzulassen pflegt, durch sein bloſses Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bey vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration Statt findet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle, dafs diese überwiegend wären, der Überzeugung von einer bessern Meinung Raum läfst — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, dafs er bey den Griechen der Ton des Sokrates, und bey den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung

für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind blofs Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herr Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine grofse Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte: so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, dafs es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als dafs ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

---

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut deutsch schreiben wollen, wenigstens dreymahl geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichdeutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste

erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die Kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohen-Staufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das Südöstliche Deutschland, war damahls, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige deutsche Provinz, welche alle übrige an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs, an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohen-Staufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Klassen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Klassen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung, (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung der Sprache Anlafs gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufakturen und Kunstfleifs in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmahls alle übrige übertraf. So wie Kultur und Geschmack in dem südlichen Ober-Sachsen zunahm, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Klassen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Ober-Sachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das

südwestliche Deutschland gehabt hatte, — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Nahmen mit dem gröfsten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Klassen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der deutschen Litteratur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Kultur, Volksmenge, Kunstfleifs, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nazion, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Litteratur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mufste sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dieſs geschehen, so mufste er in der Provinz, welche er

sich zu seinem Sitz erwählt hatte, (nehmlich in Ober-Sachsen) erst über alle obern und mittlern Klassen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurden nun freylich viel Zeit erfordert. Aber genug er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Klassen des südlichen Ober-Sachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungs-Vermögen zurück zu wirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer grössere Volksmenge, die in Ober-Sachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Filosofie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmakkes wurden, die von Gottscheden gereinigte [1]) und von fremden Auswüchsen befreyte

1) Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sitten-Mahler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung? und der wälerigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste

das einzige Mittel sie davon zu befreyen ist, dafs wir zu den Mustern, die uns Ober-Sachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Klassen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung, entweder hat Ober-Sachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seit dem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieſs ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beynahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten abgefafste Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieſs sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller deutschen Dichter und Prosaisten sich halten mufs, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmahlet, und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beyspiele der Athenischen, Römischen und Toskanischen Mundart beygebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniſs gehabt, und in wie fern diese Beyspiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bey der Aktion, welche Herr Adelung gleichsam im Nahmen des südlichen Ober-Sachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (auſser einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloſs in folgende Fragen und unmaſsgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1) Befand sich die deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen

Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Ofterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Überbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Litteratur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer, (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched,) nicht in der bekannten, wiewohl leider! noch so wenig benutzten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, dafs die alte Schwäbische Sprache an Regelmäfsigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: dafs sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Vergleichung der deutschen Schriften des funfzehnten und

sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeiten, augenscheinlich, dafs die Sprache nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäfsigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarey und Zerrüttung des deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungs-Formen, Konstrukzionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamen Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, habe ihre ältere Schwester, das ehmahlige Hochdeutsch (d. i. die Alt-Schwäbische Sprache) weit hinter sich gelassen?

2) Womit kann bewiesen werden, dafs das südliche Ober-Sachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinz die echte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdiensten des grofsen Luthers um die deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibel-Übersetzung soviel veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, dafs er derselben kein Klassisches Ansehen in unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Ober-Sächsischen deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Filander von Sittewald) Lohenstein, u. a. vor allen aber der erhabne Verfasser der Oktavia und Aramena, waren sie Ober-Sachsen? Ich sage nicht, dafs irgend einer dieser Schriftsteller für Klassisch gelten könne; und es findet sich auch in Absicht des Geschmackes ein grofser Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, dafs Opitz unter den Dichtern und, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten blofs defswegen eine bessere Sprache habe als andere, weil sie die Sprache der obern Klassen in Wittenberg, Meissen, Leipzig,

Dresden, u. s. w. studiert und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlandes. Ihre mannigfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucks-Arten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen muste. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmakkes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bey jedem die allgemeine überall verständliche deutsche Sprache, die Schriftsprache der deutschen Skribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daſs schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung

Stufe von Kultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt blofs die Französische Sprache zum Beyspiel anführen. Diese befand sich ungefehr in eben dem Zustande, worin sich die unsrige in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmahl in einem Zeitraum von dreyfsig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und grofse Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nazion ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seitenbau, den Manufakturen, und der Handlung, die damahls in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluss glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes grofsen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Paskal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Brüyere, u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluss,

zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die Klassischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Musten der besten Schreibart? Etwa dadurch, dass sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Paskal, dessen *Lettres Provinciales* bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer grossen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Klelie, der grosse Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Mode-Lektüre der obern Klassen in Paris. Der grosse Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Kabinet und im Schoosse seiner Familie, mit den hohen Karaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes bisser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen grosen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV. sagen können: dass sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so grosen Vorzug gab, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten?

Stufe von Kultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt blofs die Französische Sprache zum Beyspiel anführen. Diese befand sich ungefehr in eben dem Zustande, worin sich die unsrige in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmahl in einem Zeitraum von dreyfsig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und grofse Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nazion ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufakturen, und der Handlung, die damahls in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenflufs glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes grofsen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Paskal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Brüyere, u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schlufs,

zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die Klassischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Musten der besten Schreibart? Etwa dadurch, dafs sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Paskal, dessen *Lettres Provinciales* bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer grofsen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Kelie, der grofse Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Mode-Lektüre der obern Klassen in Paris. Der grofse Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Kabinet und im Schoofse seiner Familie, mit den hohen Karaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen grofsen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV. sagen können: dafs sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so grofsen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten?

Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater), ein Montesquieu, ein Büffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärte Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen; aber diese Grenzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klassen in der blühendendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beylegen, würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkührliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das deutsche Athen; dreyßig Jahre später

war es Leipzig; warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgard, u. s. w. kommen können? Und werden die obern Klassen, in den verschiednen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem deutschen Athen von 1740. — 60 eingeräumt wissen will? — Ich muſs mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müſste, kein besseres Mittel, als es bey dem alten Grundsatze zu lassen: daſs es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläſt) befestigen.

Dieses letztere, in so fern es jemahls bey einer Sprache Statt findet, kann vermöge der Natur der Sache, ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen, da hingegen die Volkssprache, auch bey den obern Klassen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Viertel

Jahrhunderte allerley Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäfsig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, dafs jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch seyn mag, niemahls für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bey der Nazion möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattierungen (*nuances*) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten ungewöhnliche Metafern, Figuren und Konstrukzionen nöthig seyn können: um wie vielmehr mufs

4) Alles diefs nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Litteratur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiednen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts stärkeres zu sagen) die Sprache einer der ersten Nazionen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und

des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschliefsen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieſs Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daſs die Litteratur der Nazion in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixiert wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daſs dieſs der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bey unpartheyischen Schätzern unsrer Litteratur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740. — 60, und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müſste auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nazionen in diesem Stücke geleistet haben,

was uns damahls noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Litteratur noch werden kann and muſs, um mit der Litteratur anderer Völker auf gleichem Fuſse zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daſs der Zeitraum, in welche Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschlieſst, das *non plus ultra* der Vollkommenheit derselben sey. Das Maſs von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniſs und Geschmack, welches den Ober-Sächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das gröſste, das sich denken läſst? Und wenn dieſs nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemahls ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Ober-Sächsischer Schriftsteller von 1740 — 60, und also das Vermögen besäſse, sie in vielen Stücken zu übertreffen, mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maſs, das für ihn zu klein wäre einzwängen zu lassen, und ein bloſser Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Filosofen, der mehr als ein bloſser Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache

einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Litteratur nur erst zu blühen anfing, einschränken, — heifst dieſs nicht dem Fortgang der Litteratur selbst, der gewissermaſsen ohne Grenzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daſs es nicht auch in der Sprache gewisse Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Ästhetik gezogen werden, und über welche auch der gröſste, feurigste und freyeste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daſs einige sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Grenzen weggeflogen oder auch weggeschlendert sind; und daſs theils das *servum pecus* der Nachahmer, theils verschiedene Exspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bey gröſsen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung, und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beyspiele, die keine Muster seyn dürfen sich steifend — sich Freyheiten sowohl gegen die gesunde Ver-

schlimm als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewufst haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind: so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines deutschen Athens (welches wohl, wenn wirs genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll) sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publikums sich erklärt hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bey Herrn Adelung vergebens gesucht würden: so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beygebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche: so ist hingegen auch nicht zu läugnen, dafs das *servum pecus* der Nachahmer, und eine Menge junger Skribenten in Ober-Deutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der

andern Seite ausschweifen. Viele, ur. die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beynahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprach-Schnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiſs nicht aus welchem ungeitigen Provinzial-Patriotismus, sichs recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivität oder irgend eine andere Erfordernis ihrer Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provinzialwörter, die dem gröſsten Theile der Nazion unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich so weit, daſs michs nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabey ausgeht. Indessen scheint es doch, daſs wir wenig Ursache haben uns die Furcht, daſs derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Skribenten die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen,

sind doch wohl nur elende Skribenten; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne dafs in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Litteratur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einem Gelehrten von Ansehen, und Einfluss zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkührliche Beschränkung guter Schriftsteller, und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber, soviel ich weifs, noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, dafs zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Kollisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit Jene gehen, und wo diese

den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bey seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, Ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1) „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluss der gesellschaftlichen Sprache der obern Klassen, ist allemahl die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25 S. seiner Abhandlung was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dieſs sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, dass der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es

giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des deutschen Reiches kommen, und so müsste sich, diesem Grundsatz zu Folge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünf und zwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Partheylichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und, weil die *rationes dubitandi et decidendi* unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Klasse der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiss, Handlung, Schifahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit, (und warum nicht auch Freyheit, die grosse Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beyspiel Herr Adelung sich so oft beziehet?) mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nazion machen soll: welche deutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese

Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines grofsen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freyheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberin der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine deutsche Provinz der Österreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur blofs seit zwey Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läfst unter einem Beherrscher wie Josef II. das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Österreichische Mundart — freylich um einige Grade verfeinert, aber doch noch immer Österreichische Mundart — die deutsche Schriftsprache seyn, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach Ober-Sächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nazion seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die Hochdeutsche Schriftsprache war — weil

Schwaben damahls die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenig Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das *Liet der Niebelungen* für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, dafs gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmahliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmakkes sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Klassen ab — und was kann wohl unbestimmters und wandelbarers seyn als die Verfeinerung der obern Klassen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Klassen in Paris würde die französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV. blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieſs kann nun freylich bey den Franzosen Statt finden, bey denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: dafs die reine französische Schriftsprache aus den

Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bey uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Klassen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorher sehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftsprache der obern Klassen“ [2]) — und dieſs könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbar folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nehmlich wird in den besagten obern Klassen „nach dem Mafse des steigenden Geschmacks und

2) Und welche andre hauptsächliche Ursache läfst sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind?

Wohlstandes verfeinert; und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen" u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Klassen ohne Ende steigen können: so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen; und da nichts willkührlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten: so ist auch nichts willkührlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen, Mode ist; und das Beyspiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt diefs ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Österreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Ober-Sächsische Schriftsprache gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurück bleiben; sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Klassen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt, u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificiret werden: bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweyhundert Jahren diesen Ehrennahmen tragen mag, sich verhalten wird,

wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners Satyrischen Schriften. — Ich gestehe, dafs ich beynahe lieber in meine sehenden Augen ein Mifstrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, dafs sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mirs, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2) Nur noch ein Wort über die obern Klassen im Südlichen Kur-Sachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das echte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, dafs unsre höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Kur-Sachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann.“ — Ich wage es abermahl kaum meinen

Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kur-Sachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — dafs man in Kur-Sachsen — Kur-Sächsisch spricht. Allerdings wird er diefs sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, dafs die Mundart, die er dort in den obern und untern Klassen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftsprache sey? — Diefs ist es eben was zu erweisen war.

Dafs man in Kur-Sachsen von dem grofsen Haufen (d. i. bey weitem von der gröfsern Anzahl) in den untern Klassen Beene und Kleeder und korschame Diener, soviel man nur will, zu hören bekomme, und dafs eben dieser grofse Haufe, unrein, und oft affektiert spreche, seine Provinzial-Ausdrücke habe, u. s. f. das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweyten Abhandlung S. 34. und 37 willig ein. Allein die obern Klassen! — „die

müſste man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte.“ — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter obern und untern Klassen, recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit gehabt mit Kur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverläſsig in die obersten Klassen gehörten, zu sprechen, — und unglücklicher Weise muſste er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes gröſstentheils in allen übrigen deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kur-Sachsen gelebt haben, versichern ihn, daſs es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provinzialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines echtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Klassen

durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermahligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muſs.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Klassen. Diese lernen ihr Deutsch gröſstentheils von Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dergl. und wie wenig noch bis auf diesen Tag bey Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen gröſsten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, soviel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beynahe an allen deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Klassen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muſs mit Fleiſs erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwischen *a*, *b*, *c*, *d*, in den obern Klassen sehr schwankend sind, und *d* sich so eng als möglich an *c*, *c* an *b*, und *b* an *a* andrückt: so ist es sehr wahr-

scheinlich, dafs es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Klassen die zunächst an die obersten grenzen, nicht viel besser mit der deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabey auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, dafs in einigen Kur-Sächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermahligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein Klassisches Ansehen in dem protestantischen Deutschlande behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kur-Sachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten deutschen Schriftsteller dieses

Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kur-Sachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, dafs es gröfstentheils Kur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italiänischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmahls meistens Kur-Sachsen von Gottscheds Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lohensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, dafs sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heutzutage der längstvergefsnen Gottschedischen Litterär-Geschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, dafs es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; dafs, nach der Schätzung dieses Mannes (den

man neuerlich so unverdienter Weise wieder zum grofsen Wiederhersteller der deutschen Sprache machen will) Schwarzens Äneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der deutschen Spräche, und ein ganzer Trofs von poetischen und prosaischen Schöpsen deren Nahmen und Werke kein Mensch mehr kennt, die grofsen Lichter unsrer Litteratur, — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing, u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hiefsen; und dafs, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Litteratur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart, (so gut wenigstens als im Jahr 1740 von obern und untern Klassen in Leipzig gesprochen wurde) eine Litteratur hätten, um die uns gewifs keine Nazion bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier blofs von der Frage, was ist Hochdeutsch; und ich glaube nicht, dafs irgend eine deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Komplimente auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, dafs Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine

Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen deutschen Provinzen einen grofsen Tummelplatz eröffnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bey dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— *stipitibus duris sudibusque praeustis*

ausgemacht werden. Aber, was ich gewifs weifs, ist, dafs er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung an bis auf diesen Tag, weltberühmten Musen-Sitzes, als wegen der Kultur, und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mifsgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3) Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vervollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer grofsen Nazion, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarey sich langsam, und blofs durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Kultur empor hebt, hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände, (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hiezu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten, die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber, und populäre Filosofen, die zu ihrer Bereicherung Ausbildung und Polierung das Meiste beytragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nazion verstreut. Der Geschmack ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freyes Geschenk der Natur: die

Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieſs kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beysammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nazion eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Komposizion aufzuweisen hat, mag das was man Geschmack nennt unter ihren obern Klassen so fein und gut seyn als man will: ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch vollzählig annehmen, und

eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzeln Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der Komischen Sprache, (die sich wieder in die edlere, launenhafte und bürleske abtheilt) was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Klassen ist. Jeder dieser Sprach-Distrikte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetze, und Gerechtsame, so wie seine eignen Grenzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nazion. Alles dieß ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermahl die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bey irgend einem andern Volke finden wird, so

ist doch gewiss, dass ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen Lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten *stile de Marot* ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bey ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart; aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame, oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Stil und die Sprache der *Pucelle d'Orleans* für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher gesagten, was ich bey der 6ten, 7ten und 8ten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung

solcher Provinzialwörter, die in der allgemeinen deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heissen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provinzialwörter, meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, dafs sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefehr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, aufser der launenhaften, komischen und bürlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der ebengenannten Schreibarten verschiedenen Karakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine, (solche die sonst nur das gemeine Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden, werden schicklich und eigentlich,

sobald sie an ihrem rechten Orte stehen.“3) Dieser grosse Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beypflichten?) dem Redner alle ungewöhnliche Wörter, alle zu kühnen Metafern, alle veralteten, oder nur der Poetischen Freyheit erlaubten Redensarten;4) aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bey dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

5) — — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloſs wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge

3) *Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt alicubi optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit proprie dicuntur. Instit. orat. X. c. I.*

4) *Ibid. IV. c. I.*

5) *Dixeris egregie, notum si callida verbum*
*Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est*
*Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:*

Zu sagen sind, da ists mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freyheit mit Bescheidenheit
Genommen wird, — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer wars und bleibts
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s.
Viel abgestorbne Wörter werden
wieder,

*Fingere cinctutis non exaudita Cethegis*
*Continget: dabiturque licentia sumta prudenter.*
*— — — quid autem*
*Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum*
*Virgilio Varioque? — —*
*— — — licuit, semperque licebit*
*Signatum praesente nota procudere verbum.*
*Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque*
*Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus*
*Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.*

*Horat. Arte Poët. v. 47 — 72.*

Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bey welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmafsung gestattet werden, willkührliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freyheit, das Element worin sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mifsbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen, und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57.) Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: dafs sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der

will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paſst, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vokalen, andre Konsonanten, u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode, u. s. f. Und wenn es denn überdieſs ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daſs er es bloſs deſswegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kur-Sachsen von 1740 — 60 nicht im Umlauf war?

---

Die vorstehenden beyden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor 18 Jahren in seinem Magazin der deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damahls schien, und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und Dezember des deutschen Merkurs 1782. unter dem Nahmen Musofilus, in Form von Briefen

Hauptsache zusammen treffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Litteratur nützliche Folgen haben kann. Die Freyheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefehr 10 Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaſsung sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und die ganze Nazion beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daſs nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beyspiele vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drucken läſst, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht-Schreibung macht — sind schon lange ein Greuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist diesen Miſsbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformazionswerk zu legen als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne

dafs gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Übel vielmehr immer gröfser zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt: so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, dafs Herr Adelung bey Beantwortung der Frage, was ist Hochdeutsch? oder, welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkühr der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der Obersächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Klassen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach mufs für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz seyn (und natürlicher Weise ist es die kultivierteste und blühendste) welche gleichsam der *Depositaire* der Sprache ist; und wenn dieſs auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem Obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

sparsamen, klugen und zweckmäfsigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er, schwerlich in Abrede seyn, dafs unsere Litteratur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; dafs der gegenseitige Einfluſs der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist: dafs weder die obern Klassen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach 30 bis 40 Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor 30 oder 40 Jahren sprachen und schrieben: dafs man also (wie Musofilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und dafs, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch,

*quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,*

einheimisch werden sind, eben so auch manche, die ehmahls provinzial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beyfall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, dafs wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widersprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wieder herzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, dafs es Ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1.) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Bakonischen Abtheilung in die Klasse der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, in sofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläfst. Welches sind nun die Grenzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl

Schreibart und in der edelsten Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deſswegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? und ists nicht dieſs, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

*Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis*
*Speret idem etc — Tantum series junctura que pollet,*
*Tantum de medio sumtis accedit honoris!*

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern,
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daſs jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich dran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müſste. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst des Farbenmischens an!
Soviel kann dem Gemeinsten bloſs die Stellung
Und Nuancierung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Stil zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der *Stile de Marot*, worin Chaulieu, Hamilton, Voltäre, u. a. so vielen Beyfall erhalten haben, — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverflossnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieſs (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müſste dem Dichter von Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drey hüpschen Mährchen gesehen, welche freylich keinen Beyfall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabey zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn muſste. Unstreitig gehört ein

Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben, und dem auserlesensten Gefühle dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist das nie zu viel und nie zu wenig immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publikum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist, als das Römische zu Horazens, oder das Unsrige in unsern Zeiten. Aber, müßte einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freyheit gestattet werden, zu welcher ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigten? Und wenn (um nur ein einziges Beyspiel zu geben) der allgemeine Beyfall der Nazion Bürgers Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, *quibus caeatum pictum est*, in Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Augias schütten?

# MARK-AUREL

## AN DIE RÖMER.

---

Aus dem Englischen der Mſs. Knight

sehr frey übersetzt. 1784.

Als unterm majestätschen Dohm
Des hohen Kapitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herr'n der königlichen Rom,
Vor allen Mark-Aurel, der Weise,
Mich näher zog, und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspäh'te,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmahl — (grenzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

„Wie lange soll ich noch dem schnöden Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?
Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Lasst mich an seiner Statt den neuen Titus [1]) sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermessnen Kreis der Königspflicht erfüllt;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet, und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein grosses Ziel verfolgt, von jedem Eisenband
Das Geist und Leiber drückt die Menschheit zu befreyen,
Und — (was Ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen.“

1) Kaiser Josef II.

„Wie, Pius, kannst du noch verziehn
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?
Du selbst besuchtest ja Sein neugeschaffnes Wien,
In Seinem grofsen Werk — den Segen ihm zu geben.“

---

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Mad. Knight, (geschrieben den 18 April 1783 in dem Sahle des Kapitols wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind) die ich aus dem 6ten Hefte der Pomona zuerst kennen lernte, und vor kurzem in der Retzerischen Sammlung wieder fand, gefiel mir sowohl, dafs ich versuchte sie in deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich blofs die Haupt-Idee der englischen Dichterin bey, und überliefs mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, dafs ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

*Beneath the Capitols majestik dome,*
*Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,*
*At Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,*
*A sudden change I view'd with deep amaze:*
*The smile benignant from his features broke,*
*And, strange to tell, the living marble spoke:*
*„How long must I the look insulting bear*
*Of yon tyrannic Nero's impious air?*
*Remove that bust, and if, to fill the place,*
*You seek some Hero, who these walls may grace,*
*Some Chief, who makes his country's good his aim,*
*Who treads the glorious path of honest fame,*
*Who makes Philosophy Religion's cause,*
*Whom no deceit allures, no precept awes,*
*Who gives new vigour to his warlike bands*
*And emulates the virtue he commands,*
*Whose active mind indignant scorns repose,*
*Whom prejudice and art in vain oppose,*
*Who frees from chains the body and the mind,*
*In Austria's Caesar such a Chief you'll find.*

# DIE TITANOMACHIE

ODER

# DAS NEUE HELDENBUCH.

---

Ein bürleskes Gedicht
in so viel Gesängen als man will.

1776.

Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleifsig kredenzen thät.
Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf *pocula rorantia*
Nicht halb soviel als auf *spumantia*.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheide Leute narrieren gern.
Wundert ihn das, Herr Doktor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht sie haben beym narrieren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.
Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisier,
Da steht er und ist ein Müllerthier!
Die Götter lachen der menschlichen Sachen,
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach warum? Weifs euch geschwind
Keine befsre als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weils hienieden nicht immer so geht

Wie ihr's gern hättet und versteht,
Glaubt mir indeſs, es ist so besser,
Ihr machtet, bey Gott! das Loch nur gröſser,
Der Schuster bey seinem Leisten bleib!
Und küsse jeder sein eigen Weib
Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschieren
Laſst seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Rennten wie toll über Stein und Stock,
Und müſstet doch endlich herab vom Bock,
Also, um wieder zur Sach zu kommen,
Saſsen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in gröſster Lusthaftigkeit
Wie an Vulkans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen Gsellen dacht'
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergiſst ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaſs zum ersten Mahl nicht;
Wird laut gelacht und frey gescherzt,
Die Nachbarin baſs gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freyer Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn?)

Sangen es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und schwebten so lüftig daher,
Spielten so artig mit Füfsen und Händen,
Und wufsten so flink sich zu drehn und zu wenden,
Dafs es der dicken Ceres beynah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathyllu thät sehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet diefs. 1)

Nun höret an wie's weiter ging!
Da sie denn so beysammen safsen,
Schäkerten, lachten, tranken und afsen,
Und aller Weltsorge so ganz vergafsen
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser *Globus terraqueus*
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfafs:

1) *Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo Tuscia vesicae non imperat, etc.*

Frau Nachbarin, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich liefs ihn unten auf der Terrafs;
Glaubt mir er schreyt nicht so zum Spafs. —
Krack! — alle Tausend! Was krachte da?
Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah.
Ächzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schläge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreyt Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zevs allein
Bleibt ruhig auf seinem Sofa flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk ein!

Nun möchtet ihr, merk ich wohl, verstahn,
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt dafs ich gleich ein Mahler wär
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Dafs euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber *non omnia possumus*,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabey

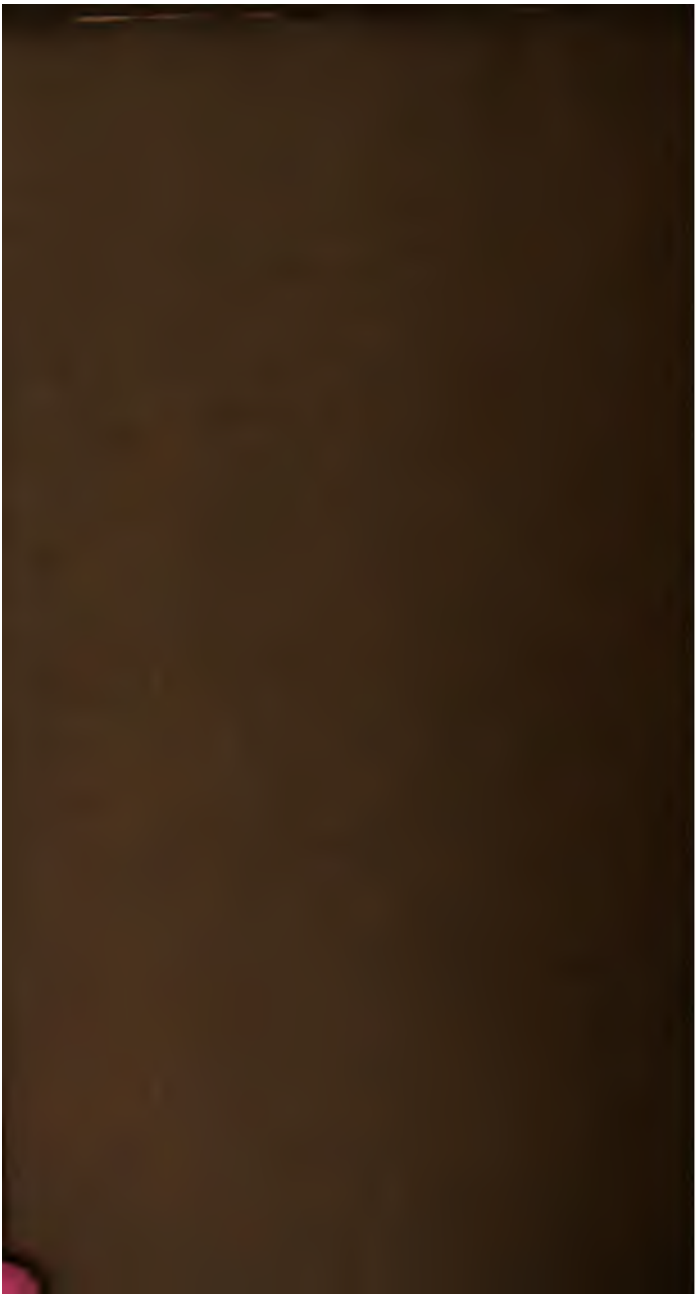
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübscher Pinslerey,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Tizian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrand, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken noch Gerhard Dow,
*Van der Werf*, *Ostade*, noch *Watteau*,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beym Velten! schlechten G'winn!
Thät'n bey all den hohen Gesichten
Von Engelsschlachten und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad' auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.

Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kühweg' bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt sie meinthalben schnitzen, lackieren,

Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die schöne Zigäunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusflusse;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübsche Mädchen zu G'spanen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bey lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griechischem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süsse Träume geküsst vom Mon:
Auf einmahl weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,
Zittern und Zagen und Zetergeschrey
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden;
Hörtet das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit grosem Knebel,
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, hab'ns Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,

Und schreyn euch an: ergebt euch gleich,
Oder's bleibt kein Gebein von euch!
Alles dieſs stellt euch dar, so gut
Ihr's respektive vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär mir z' Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr?
So wiſst ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daſs sie erstiegen den Himmelsplan.
Dieſs wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweyten G'sang.

ENDE DES VI. BANDES.

61626126
61626158